A. Grauth sc.

Ludwika Ossanowiz.

Ludovike.

Ein

Lebensbild aus der nächsten Vergangenheit

geschildert

für christliche Mütter und Töchter unserer Tage

von

der Herausgeberin des Christbaums.

Mit Originalbriefen von Schiller, Therese Huber und ihren Zeitgenossen.

Mit einem Titelkupfer.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.
1847.

[Klaiber]
362. D.
63 BG
Klaiber
Ludovike

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Der ehrwürdige Jakobs sagt in einer seiner anziehendsten, wenn gleich bereits vergessenen Schrift: Rosaliens Nachlaß, welche auf eine Menge weiblicher Gemüther den wohlthätigsten Einfluß gehabt hat: „Das in der Erziehungskunst so sehr beliebte Beispiel, als bloßer Träger der Lehre, hat in sittlicher Hinsicht ein sehr beschränktes Verdienst, und um nur das gemeinste Leben mit dem genügenden Vorrath von Lehre auszustatten, dürfte der Beispiele kein Ende seyn, während ein einziges begeisterndes Muster hinreicht, um ein ganzes Leben zu befruchten, und ihm die lebendigen Quellen des Guten zu öffnen.“ Diese Behauptung des geistreichen Menschenkenners trägt ihre Wahrheit in sich, und von ihr ist auch die Verfasserin der gegenwärtigen Blätter ausgegangen. Und gewiß, wenn schon der Mann, bei dem der Weg zum Handeln doch weit mehr durch die Erkenntniß und durch sittliche Motive geht, dennoch durch die Schilderung einer großartigen Persönlichkeit, durch das Gemälde eines stark ausgeprägten Seyns und Lebens weit stärker ergriffen und begeistert wird, als durch die beredteste Entwicklung des Sittengesetzes, wie viel mehr muß nicht das Weib von solchen Lebensbildern angezogen und ergriffen werden, da es vermöge seiner ganzen geistigen Organisation mit einem weit feineren Sinne ausgestattet ist, das Gute und Schöne nicht sowohl begrifflich zu erkennen, als

vielmehr aus lebendigen Anschauungen herauszufühlen, und so gleichsam darauf angewiesen ist, an Andere sich anzuschließen und an ihnen emporzuranken. Um so weniger wird denn auch das vorliegende Buch seines Zweckes verfehlen, als es nicht bloß innere Wahrheit giebt, sondern auch äußere, d. h. das Lebensgemälde einer Frau, welche, — als der Mittelpunkt dieser freundlichen Bilder, und von der dankbaren Erinnerung einer jüngeren Freundin gezeichnet, — wirklich so gelebt und gehandelt, gestrebt und geirrt, geliebt und geduldet hat, wie sie geschildert wird, und, während sie durch ihre Talente nach menschlicher Ansicht zu öffentlichem Auftreten und künstlerischem Ruhme berufen zu seyn schien, dennoch in bescheidener versagungsreicher Stille geblieben und dort reif geworden ist zur ewigen Erndte. Mögen deßwegen diese Lebensbilder in ihrem anspruchlosen Auftreten namentlich auch dazu beitragen, das unendlich tiefe und schöne Wort des Apostels *): „Der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geiste, das ist köstlich vor Gott," edlen weiblichen Gemüthern mehr und mehr zur Anschauung zu bringen, und sie fühlen zu lassen, wie das Weib nur dann seine schöne und schwere Aufgabe glücklich zu lösen vermag, wenn mitten unter den zahllosen kleinen Mühen und Sorgen der Alltäglichkeit, die ihm der Beruf auflegt, ein stilles, demüthiges Geistesleben, ein Sehnen nach ewigen Gütern in ihm aufblüht, und eben diese Sorgen und Mühen verklärt und heiligt, so daß dann der Herr sich auch zu ihm bekennen mag, wie einst zu Maria in den holdseligen Worten: „Maria hat das gute Theil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden."

Stuttgart, im November 1846.

F. W. Klumpp.

*) 1 Petr. 3, 4.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Ludovikens Jugendjahre und erster Aufenthalt in Paris.

Ludovike, deren Leben wir zu schildern unternehmen, war eine jener seltenen Erscheinungen, welche auf Erden wandeln können, ohne sie viel zu berühren, oder besser, ohne von ihr befleckt zu werden. Gott führte sie an jenen Versuchungen, welche den weiblichen Tugenden, einer Künstlerin besonders, im Wege stehen, unverletzt vorüber. Vielleicht sie wäre als Künstlerin gefeierter, und als geistreiche Frau bekannter geworden, wenn sie nicht, entfernt von aller Ruhmsucht, die Gnade Gottes höher geachtet hätte, als einen Namen in der Welt. So aber wirkte sie bescheiden und stille, obgleich weit hin und unvergeßlich für Viele.

Sie erblickte im württembergischen Städtchen Schorndorf, wo ihr Vater als Militärarzt in Garnison lag, 1759 das Licht der Welt. Ihr Vater wurde in die Kreis- und Residenzstadt Ludwigsburg versetzt, und so durfte sie ihre Kinder- und Jugendjahre dort zubringen, woher ihre Anhänglichkeit an diesen Ort kommen mochte, welche sie bis zum Tode fest hielt. Als ein sehr fähiges, für alles Schöne und

Gute empfängliches Kind that sie sich frühe kund. Bei vorherrschender Phantasie und Lebhaftigkeit war sie doch so gutwillig und gehorsam, daß sie sich ohne allen Widerspruch in die Beschränkungen fügte, welche ihr manchmal gegen ihre Natur auferlegt wurden. Auch fühlte sie so zart, daß sie den Willen ihrer geliebten Mutter im Auge zu lesen verstand. Der Vater, viel abwesend, konnte sich der Erziehung seiner Kinder weniger annehmen. Obgleich Ludovike im Spiel mit ihren Puppen eine ungewöhnliche Geschicklichkeit zeigte, diesen die Kleider selbst verfertigte, sie auch gruppenweise porträtirte und allerlei derartiges vornahm, was die Bewunderung ihrer Gespielinnen erregte, so wurden ihre Aeltern auf ihr Talent, Alles abzeichnen zu können, doch nicht besonders aufmerksam; daß sie ein durchaus fähiges Kind war, blieb ihnen jedoch nicht verborgen, und sie schickten sie mit den ältern Geschwistern in die Schule, als sie das sechste Jahr noch nicht erreicht hatte. Hier zeichnete sie mehr, als dem Lehrer lieb war, nicht weil sie weniger lernte, denn sie war auch in dieser Hinsicht ihren Altersgenossen weit voraus, sondern weil aller Augen auf ihr Papier gerichtet waren. Nicht selten drängten sich die Kinder wie an einem Guckkasten um Ludoviken herum, denn unter ihren Papieren befanden sich die possierlichsten Gegenstände, welche sie im Flug zeichnete. Zum Beispiel sieht hier ein Kind jämmerlich nach seinem Ball, welcher an einem Baumast hängen blieb, dort ist ein Bock seinem kleinen Führer ausgerissen und sieht schalkhaft von einem Felsen auf den Knaben herab, weil dieser ihm nicht nachklettern kann. Ferner steht sie selbst hinter einer Hausthüre und

blickt mit halbem Gesichtchen lauschend auf die sie suchenden Kinder, welche wohl zu erkennen waren, hervor. So zeichnete sie hundert Dinge, welche ihre Umgebungen ergötzten. Eine Zeichnung dieser Art hatte sie selbst noch im Alter belustigt. Sie porträtirte ihren Lehrer mit einer Gruppe Kinder, von welchen er, mit aufgehobenem Stecken das Geständniß eines kleinen Vergehens, das eines derselben begangen hatte, herausbringen wollte. Während des Examens, als die Reihe an sie kam, fiel der erste Blick des Lehrers auf ihr Papier, er erkannte sich und die Kinder sogleich, hielt in seiner Ueberraschung das Papier empor, und das Examen endete mit einem schallenden Gelächter. Der Lehrer nahm nun Rücksprache mit Ludovikens Eltern über ihr auffallendes Talent, alles Dasjenige zu zeichnen, was nicht nur äußerlich an ihr vorübergehe, sondern auch, was sie innerlich bewege, und so wurde beschlossen, ihr besondern Unterricht im Zeichnen geben zu lassen.

Der Sinn für's Komische, welcher in ihr lag, äußerte sich schon frühe, aber immer auf eine gutmüthige Art, so wie auch der ihr angeborne Witz ein unschuldiges Spiel in ihr trieb und ihre Umgebungen stets zur Fröhlichkeit stimmte. Obgleich der Witz eine freundliche Mitgabe der Natur ist, so muß er doch sehr bewacht werden, wenn er unschuldig bleiben soll; stehen ihm nicht Herzensgüte und eine gewisse Zartheit, wie bei unserer Ludovike, zur Seite, so ist er eine Distel, deren Blüthe man wohl ansehen, aber nicht brechen mag, wenn man nicht ihre Stacheln schmerzlich empfinden will. Vom witzig seyn wollen können wir hier nicht sprechen. Wer die Kunst,

witzig zu seyn, lernen will, wird unsere Ansicht über Witz in keinem Fall theilen, denn wir halten die erlernten Witze für eine gemeine verfehlte Art, belustigen zu wollen. So ist auch der Sinn für's Komische an und für sich gewiß nicht verwerflich, muß aber gleich dem Witz sorgfältig bewacht werden. Beschneidet man diesem Geschwisterpaar die Flügel nicht bald, so wachsen sie schnell und überschatten Alles so dicht, daß das Licht der Wahrheit und Unschuld nimmer durchdringen kann. Wer sich der Neigung, alles Lächerliche aufzusuchen, hingegeben hat, findet bald in Allem etwas Lächerliches, schont am Ende auch das Heilige nicht mehr und fällt lachend in eine Sünde, welche viel bedeutender ist, als man glaubt.

Ludovike war auch dießfalls trefflich ausgestattet, da ihr natürlicher Zartsinn die Neigung zum Komischen stets in den Schranken des Schicklichen hielt und ihre Gewissenhaftigkeit jedes Unrecht scheute. — Dieß ist, was wir aus Ludovikens Kinderjahren zu erzählen wissen.

Einige Jahre nach ihrer Confirmation nahm sie ihr Oheim, der damalige Leibmedicus Reichenbach in Stuttgart, zu sich, um sie zur Künstlerin heran bilden zu lassen. Im Hause des Oheims wurde sie wie das eigene Kind behandelt, und erlernte Alles, was für ihre Künstlerlaufbahn nöthig war. Sie that aber noch mehr, sie sah sich nebenher im Hauswesen um, und suchte überall zu helfen, wo viel zu arbeiten war. Wenn eine Wäsche gehalten wurde, rührte sie keinen Pinsel an; sie wußte das Bügeleisen eben so geschickt zu führen, wie den Pinsel; kurz, sie entzog sich keiner häuslichen Arbeit.

Auch war ihr die ärztliche Kunst sehr merkwürdig;

sie wußte dem Oheim auf eine so naive kindliche Art Fragen vorzulegen, daß er ihr antworten mußte, und so erwarb sie sich auch hierin Kenntnisse, welche ihr später sehr nützlich wurden.

Ganz besonders nachahmungswerth möchte ihre Ordnungsliebe seyn. Ihr Zimmer und ihre Schränke waren immer auf's Pünktlichste aufgeräumt, nie sah man ein Kleidungsstück oder eine Arbeit herum liegen. Sie hatte in ihrem Zimmer keinen Ueberfluß von Bequemlichkeiten und ohne ihre Ordnungsliebe, die jedem Ding seine Stelle anzuweisen wußte, hätte es schlecht bei ihr aussehen müssen, da sie Staffelei, Reißbrett, Palette, kurz den ganzen Apparat eines Künstlers nebst ihren Effekten im Wohnzimmer, das auch zugleich ihr Schlafzimmer war, haben mußte. Aber man bemerkte keinen Mangel an Raum, die Ordnungsliebe wußte zu helfen. Auch in ihrer Kleidung war sie sehr pünktlich, reinlich und zugleich so einfach als möglich. Sie liebte die Feldblumen sehr, und das Bild einer lieblichen Feldblume war sie selbst. Ach, wüßten doch alle Jungfrauen, wie schön sie die häuslichen Tugenden schmücken, wie viel schöner als aller Glanz der Edelsteine und des Goldes! Wenn sie es doch wüßten, wie wohl es ihnen ansteht, wenn sie im Hauswesen alles Nöthige und Nützliche erlernen, wenn sie Bequemlichkeit und Trägheit fliehen, wie die unheimliche Nacht. Es ist etwas gar so Liebenswürdiges um die geschäftige Jungfrau, welche zwar nicht rasch und wild, nicht voreilig und unbedachtsam hin und her rennt (wobei gewöhnlich nichts, oder wenig geschieht), aber stets freundlich bewegt, die zarten Hände keinen Augen-

blick in den Schoos legt, und sich so vorbereitet zu einer Hausfrau, die der Biene gleicht, welche nicht müde wird, in ihre selbst verfertigten Zellen den Honig einzusammeln, der so süß und würzig schmeckt.

Auch in der Wahl ihrer Freundinnen war Ludovike bis jetzt glücklich. Gerade bei dem Uebertritt vom Kinde zur Jungfrau ist der Umgang von großer Wichtigkeit. Das jugendliche Herz ist gar so empfänglich für Nachahmung und sehnsüchtig nach Mittheilung, daher möchten wir unsern lieben jungen Leserinnen herzlich wohlgemeint rathen, in der Wahl ihrer Freundinnen hauptsächlich auf eine christliche Richtung derselben zu achten. Nur von dieser ist jene Bildung zu hoffen, welche die Gefühle der Liebe und Freundschaft leiten, rein erhalten und sie vor Unbeständigkeit sichern. Ohne Christus, den Felsen und Eckstein, sind all' unsere Gebäude auf Sand oder in die Luft gebaut; unsere Verhältnisse und Verbindungen müssen auf und in ihm gegründet werden, wenn sie uns wahrhaft glücklich machen sollen.

Auch an euch, geliebte Mütter, ein Wort der Liebe! Ihr könnet eure Kinder nicht früh genug mit dem größten Kinderfreund, unserem Herrn und Heiland, bekannt machen. Wenn sie diesen lieben lernen, so wird nicht nur das allein haltbare Glück eurer Kinder begründet, sondern die Erziehung derselben wird euch unendlich erleichtert werden. Liebt das Kind schon den Herrn, so wird es später als Jüngling oder als Jungfrau mit verdoppelter Liebe, seiner Lehre horchend, zu seinen Füßen sitzen und ihm dienen wollen.

Wohl euch, theure Jungfrauen, wenn ihr Christi

Lehre höret und befolget! Befolgen könnet ihr sie aber nur, wenn ihr euch von ihm schenken lasset, was euch fehlt, wenn ihr euer Herz der Einwirkung des heiligen Geistes öffnet und um seine Kraft zur Ausübung des Guten unabläßig bittet; dann erst seid ihr nützliche Glieder der Gesellschaft. Wenn ihr auch keine Hausfrauen werdet, wenn euer Beruf auch noch so klein scheint: der Mensch, welcher ein Christ ist, hat jedenfalls einen Beruf.

Fürchtet das Bekenntniß JEsu Christi ja nicht, als ob die Welt eurer spottete, oder euch dadurch jede Freude verkümmert würde. O, nein! ihr werdet als christliche Jungfrauen den Genuß unschuldiger Freuden viel süßer finden, denn ihr genießet mäßig und erlaubt euch keine jener wilden Freuden, welche für Geist und Körper schmerzliche Folgen haben. Ihr werdet nicht verwundet von den Stacheln des Neides und der Eitelkeit, denn ihr zeiget euch nicht unter den Ausstellungen dieser gefallsüchtigen Närrin. Ihr werdet den Kopf nicht hängen und nicht sauer sehen, ihr werdet euch keine lieblosen Urtheile über Menschen erlauben, welche weniger eingezogen leben als ihr; ihr werdet euch nicht besser dünken als Andere, und so werdet ihr dem Spotte wenigstens keine Veranlassung geben, auf euch zu zielen. Wohl ist die wahrhaftige Frömmigkeit des Herzens und Lebens keine so leichte Sache und kann daher nicht durch eigene Kraft erworben werden. Ach, so oft wir mit wahrheitsliebendem Sinn in unser Inneres blicken, müssen wir erfahren, daß das menschliche Herz von Natur ein gar so schwaches, träges, trotziges Ding ist, welches

der Reinigung und Kraft von Oben stets bedarf, wenn es etwas Gutes wirken soll.

Wir können nicht umhin, hier einen Aufsatz über das menschliche Herz von dem vollendeten Gottesmann C. A. Dann mitzutheilen:

„Das Herz, als das beherrschende Prinzip unserer gesammten inneren und äußeren Thätigkeit, nimmt alle Kräfte des Menschen in Anspruch. So bald es sich für Etwas interessirt, so bekommt der trockenste oder geringste Gegenstand eine ungemeine Wichtigkeit in unsern Augen. Berührbar von unzähligen Seiten durch Einflüsse von oben aus dem Reiche des Lichts und von unten aus dem Reiche der Finsterniß, kann es sich bis zur Gottheit erheben oder bis zur Hölle heruntersinken; kann ein entsetzlicher Abgrund werden, aus welchem giftige, weit umher verderbliche Dünste aufsteigen, oder einer reinen Quelle gleichen, aus welcher reiche und süße Erfrischungen fließen. Wer kann es aber läugnen, daß unser Herz von Natur viel leichter, öfter und rascher seine Richtung auf Scheingüter als auf wahre nimmt? Daß es bei seiner unbegreiflich schnellen Beweglichkeit sich unvermuthet vom Ziele, von seinem Mittel- und Ruhepunkt entfernt, und gleich einem Irrstern in kurzer Zeit unermeßliche Bahnen durchlauft? Selbst bei unsern einsamen, stillen und geheimsten Unterhaltungen mit Gott, wo uns Alles Sammlung der Gedanken gebietet; selbst da stehen wir in Gefahr, von unnützen Einfällen gestört zu werden. Tausendmal abgewiesen, kehrt sie immer wieder zurück, die leidige Zerstreuung. Schon bei unserem Erwachen bedroht sie uns, und wir müssen uns recht

zusammen nehmen, wenn wir das Morgenopfer unserer ersten Gefühle dem Herrn ohne Einmischung fremder Regungen und mit Ruhe darbringen wollen. Denn es ist unbegreiflich, mit welcher Lebendigkeit das Herz Alles auffaßt, was seinen Neigungen schmeichelt, und mit welcher Beharrlichkeit es seine Lieblingslust festhält, bis eine neue an die Stelle der alten tritt. Setzt man sich dann dem kranken, eigensinnigen Herzen entgegen, wie erfinderisch zeigt es sich jetzt, mit allen nur ersinnlichen Scheingründen sich gegen die triftigsten Vorstellungen zu wahren und den Besitz des reizenden Lieblings zu rechtfertigen. In einem Augenblick rafft es Wahres und Falsches, Wirkliches und Mögliches, Sinnliches und Uebersinnliches, Nahes und Fernes, Gegenwärtiges, Vergangenes und Zukünftiges zusammen und bildet mit Hilfe der allzeit dienstfertigen Phantasie aus diesen ungleichen Theilen ein so wunderbares und fest in einander geschlungenes Ganzes, daß wir wohl Stunden bedürfen, um das Alles aus einander und ins Klare zu setzen.

„Wie reizbar ist das Herz, wie veränderlich, wie unzuverlässig! Ein Wort, ein Blick, ein unbedeutender Umstand — von Laune, Vorurtheil, Leidenschaft schief gedeutet — welch einen Sturm erregt dieß öfters im Innern! welche Finsterniß! so daß wir selbst unsere besten Freunde nimmer kennen, ja sie wohl gar in dem Nebel unserer Verblendung für unsere Feinde halten.

„Schon diese wenigen Winke zur nähern Kenntniß unseres Herzens mögen hinreichen, um das Bedürfniß einer gänzlichen durchgreifenden Reinigung und Entsündigung desselben fühlbar zu machen. Und von wem können

wir diese wohlthätige Veränderung eher erwarten, als von Ihm, der den ganzen Umfang des Uebels kennt, woran die Menschheit krank darnieder liegt?

„Wie tief Er in unser Herz blicke, davon zeugt die bekannte Schilderung, die Er davon gemacht hat (Matth. 16, 19.). Denn so unläugbar es ist, daß Er bei dieser Beschreibung zunächst die Pharisäer im Auge gehabt habe: so wenig werden wir es uns bei einer unpartheiischen Prüfung unserer selbst verbergen können, daß das von dem Herrn entworfene Bild des menschlichen Herzens auch unser Bild sey."

Wenden wir uns nun wieder zu unserer Ludovike, die wir, wenn wir sie auch aus dem Auge lassen, doch um so gewisser im Herzen tragen, wenn wir über die heiligsten Angelegenheiten des Menschen sprechen. Wir wollen sie jedoch nicht idealisiren, und die wenigen Fehler, welche sie hatte, nicht verbergen. Sie war namentlich in ihrer Jugend zu wenig klug und behutsam im Umgang mit Andern, was bei ihrem streng sittlichen Gefühl ihr weniger nöthig scheinen mochte. Ihre Begeisterung trieb sie gewöhnlich so schnell ins Feuer, daß es ihr an Zeit fehlte, die gehörige Untersuchung anzustellen, ob sie ein Meteor oder einen wirklichen Stern bewunderte. Bei ihrer Offenheit und Arglosigkeit fand sie auch selten Bedenken, ihre Gedanken und Empfindungen auszusprechen, welche jedoch nur da, wo sie verstanden wurden, von einer schönen Seele zeugen konnten. Ihr noch selten getäuschtes Auge erblickte immer nur die Lichtseiten der Menschen und des Lebens. Sie hätte in der Freundschaft und

Liebe schwer getäuscht werden können, wenn sie Gott nicht davor bewahrt hätte.

Die besten Gesellschaften in Stuttgart standen ihr offen, da sie allgemein geliebt und geachtet wurde. So voll Geist und Leben, mit fast ununterbrochener Heiterkeit und unschuldigem Witz, mußte sie freilich in jeder gebildeten Gesellschaft willkommen seyn, aber die Kunst und ihr wissenschaftliches Streben überhaupt erlaubte ihr wenig Zerstreuungen, auch hatte sie mehrere Freundinnen, welchen sie ihre Erholungsstunden widmete. Wir wollen vorläufig zwei derselben, welche sie bis zum Grab mit aller Treue liebte, bezeichnen.

Christophine Schiller, eine Schwester des hochberühmten, vielgeliebten Schillers, stand in mancher Beziehung mit ihr auf gleicher Stufe, und war ihr nach Geist und Herz innig verwandt. Sie lebt noch als 87jährige Wittwe in Sachsen-Meiningen. Wir wollen hier Einiges aus einem Brief von ihr mittheilen, welchen sie in ihrem 87sten Jahr mit festen Zügen und mit einer für dieses Alter bewunderungswürdigen Gefühlsthätigkeit und Lebensfrische schrieb.

„Könnte ich Ihnen doch sagen, wie herzlich mich Ihr liebes Andenken freute! Sie erinnern sich noch mit so viel Liebe der alten 87jährigen Frau! wie wohlthuend ist mir dieß! Seit meine geliebte Ludovike todt ist, bin ich ohne alle Nachrichten aus jener theuren Gegend meines Vaterlandes, in welcher auch ich einst mit Ludoviken so schöne Stunden durchlebte. Wenn die alten Freundinnen Fr. v. N. und S. noch leben, so bringen Sie ihnen doch Grüße von mir. All' diese lieben Frauen werden mich

nicht mehr unter den Lebendigen glauben. Ich war sehr krank, und hoffte, der liebe himmlische Vater werde mich heimrufen zu sich und meinen Lieben, aber es war nicht sein Wille. Er schenkte mir wieder neue Kräfte, ich kann noch Alles arbeiten, lesen und schreiben. Es ist eine große Wohlthat für mich; diese Thätigkeit und meine einfache Lebensweise erhalten mich munter, und das Alter ist mir nicht drückend. Wir dürfen in jedem Lebensalter die Liebe Gottes erkennen, auch in traurigen Stunden verleiht sie uns eine frohe Aussicht in die Ewigkeit. Wie leid thut es mir, Ihnen nur einige Briefe von unserer seligen Ludovike schicken zu können; diejenigen, welche sie mir von Paris aus schrieb, habe ich so lange bei mir getragen, bis sie zerbröckelten."

Schon diese wenigen Zeilen von Christophinen vermögen gewiß auf ihr Bild, welches uns später wieder begegnen wird, ein günstiges Licht zu werfen.

Die zweite Freundin von Ludoviken, Regine Voßler, deren Charakter und Schicksal wir in den folgenden Blättern näher bezeichnen werden, war vielleicht ihr und Christophinen an Geist und Scharfblick überlegen, wenigstens trat sie mit all' ihren Seelenkräften entschiedener auf, und gieng festen Schrittes auch auf dornenvollen Wegen durchs Leben. Sie überstimmte nicht selten die sanfteren Freundinnen und suchte Ludovikens Begeisterung in Schranken zu halten.

Diese drei Freundinnen bildeten ein herrliches Kleeblatt; es sollte aber, wenigstens äußerlich, zerrissen werden.

Ein junger Mann wußte Ludoviken so ganz einzunehmen, daß die Warnungen der Mutter, des Oheims und

der Freundinnen unwirksam blieben. Simanowiz, so hieß der junge Mann, schön von Gestalt, wissenschaftlich gebildet und ein wackerer Offizier, setzte seine Bewerbungen um Ludovikens Hand und Herz so rastlos fort, daß sie nicht widerstehen konnte und ihre Eltern dringend um die Einwilligung zu ihrer Verlobung bat, denn ohne öffentlich verlobt zu seyn, wollte sie den Geliebten nicht mehr sehen. Die Eltern konnten dieser Tochter, welche ihnen immer nur Freude machte, eine Bitte, an die sie bereits ihr Lebensglück knüpfte, nicht versagen.

Wie stand es aber jetzt mit der Kunstlaufbahn? Ludovike war als Braut wo möglich noch fleißiger, als zuvor, vielleicht ebensowohl aus Liebe zu dem Verlobten als zur Kunst. Simanowiz hatte viel Kunstsinn und ein geübtes Auge. Er hätte es für ein Verbrechen gehalten, seine geliebte und bewunderte Ludovike der Kunst zu entziehen und ihr etwas zu rauben, was er ihr nicht zu ersetzen wußte. Darum widersetzte er sich auch einer lange vorbereiteten Kunstreise nach Paris nicht. Nur noch wenige Monate hindurch sah sie in der Woche einigemal ihren theuren Simanowiz und dann eilte sie nach Paris, um dort erst recht die Kunstlaufbahn zu beginnen.

Weilen wir aber zuvor noch bei ihr in unserem Vaterlande. Das Leben hatte jetzt eine andere Bedeutung für sie. So wenig sie sich den Beruf als Künstlerin läugnen konnte, so gerne hätte sie ihm entsagt, um einzig den häuslichen Pflichten leben zu können; aber ihre Eltern und der Oheim hatten ihrer Kunstlaufbahn schon bedeutende Opfer gebracht, und der Landesvater wollte sie in Paris fürstlich unterstützen. Die Stimme der Natur

entschied für die Kunst, und das Herz wollte nicht undankbar seyn. Auch wünschte ja selbst Simanowiz, daß sie ihre Studien fortsetzen sollte. Innere, ihr bis jetzt unbekannte, Kämpfe mögen ihr wohl manchmal gesagt haben, daß die Warnungen der Ihrigen nicht Unrecht hatten.

Ludovike widmete die letzten Wochen, welche sie noch im Vaterlande zubringen wollte, ihrem lieben Familienkreise. Sie wußte die wehmüthig gestimmte Mutter mit ihrer Brautschaft, sowie mit der Kunstreise, völlig auszusöhnen. Die ihr eigenthümliche Gabe, trübe Wolken zu verscheuchen, beurkundete sich auch hier. Eine so liebliche, aus der Tiefe heitern Gemüthes fließende, Beredtsamkeit, haben wir nimmer gehört, seit Ludovike nicht mehr sprechen kann. Ihr kleines Schwesterchen, das sie besonders lieb hatte, wiegte sie nun noch nach Herzenslust auf ihrem Schoos, und ihren ältern Bruder, welcher Theolog und auf einer Pfarrgehülfenstelle war, zog sie auch noch so viel als möglich in ihren Kreis, denn er stand ihrem Herzen näher, als ihre anderen Brüder. Dieß waren schöne Stunden, welche sie in ihrer Erinnerung als Wegzehrung mit auf die Reise nahm. Dichter Schubart, der zu jener Zeit als Gefangener auf Hohenasperg saß, hatte sie längst liebgewonnen und war ein früherer Freund von ihrem Simanowiz. Unsere Ludovike wollte Schubart in Begleitung ihres Vaters und Simanowiz noch einmal sehen. Ob ihr gleich die Bande Schubarts schmerzlich weh thaten und sie vor dem Klirren derselben allen Schauer empfand, so wollte sie ihm doch den Anblick treuer, mitfühlender Freundschaft nicht entziehen. Sie

schätzte seine bessere Natur sehr und liebte seine Dichtkunst. Noch im Alter füllten sich ihre Augen, wenn sie eines seiner Lieder hersagte. Besonders theuer blieb ihr das Lied von ihm „Urquell aller Seligkeiten". Es war ein herrlicher Frühlingstag, an welchem sie den unglücklichen Freund besuchte. Wie sehr ihn dieser Besuch freute, und wie hoch er sie, und besonders ihr gutes Herz, schätzte, mag ein Gedicht von ihm, das wir hier mittheilen, sagen. Da er es an Ludovifen richtete, dürfen wir voraussetzen, daß nicht nur der Dichter, sondern mehr noch der wahrheitsliebende Freund im Liede spricht.

Willkomm an Ludoviken von Schubart auf Hohenasperg.

Sie kommt! sie kommt! ich sehe Ludoviken!
Sie wallt herauf im Thal
Auf unseres Nebelberges Rücken! —
Sie kommt — ein Sonnenstrahl!

Simanowiz, Du magst es mir verzeihen,
Wenn die mein Lied begrüßt,
Die unter deutscher Mädchen Reihen
Ein Stern der ersten Größe ist.

Nicht ihr Genie, der helle Gottesfunken,
Der sie ins Morgenlicht
Gekehrt hat ihren Pinsel tunken,
Der laut in bunten Farben spricht —

Nicht ihren Alt, gleich Silberglockentönen,
Nicht ihres Herzens Sympathie
Mit jedem Guten, Großen, Schönen
Der Schöpfung des Genie,

Auch nicht die Anmuth, die in lichten Farben
Um Ludoviken strahlt,
Und sie, wie Ceres sonnbeflammte Garben,
Mit Himmelsgold bemalt.

Ihr Herz, ihr Herz, — so voll von Engelsgüte,
Verdients allein, daß ihr
Ein Ossian entgegenglühte; —
O säng' sein Geist aus mir!!

Doch matt mit stumpfem Blicke,
Bei rauhem Fesselnklang,
Begrüß ich Dich, o Ludovike,
Mit herzlichem Gesang.

Dich schrecke nicht das Klirren meiner Bande,
Umschlungen von Simanowiz,
Wall' einer Göttin gleich im himmlischen Gewande,
Und segne unsern Sclavensitz.

Die Zeit von Ludovikens Abreise rückte näher, und sie mußte ihre Vorbereitungen treffen. Mit Empfehlungsschreiben an die besten Häuser wurde sie überhäuft, doch ein lebendiges Bild, welches sie noch im Vaterland beschauen durfte, und das ihr nach Paris vorauseilte, hatte sie mehr angezogen, als die ganze Pariser Welt, und für dieses trug sie die Empfehlung in sich selbst. Eines Unteroffiziers Wittwe, wir wollen sie Bellino nennen, wohnte in Stuttgart und hatte eine wunderschöne Tochter, welche sie in die vom damaligen Herzog für Soldatenkinder errichtete Ecole schicken durfte. Die Soldatenwittwe machte eine Ausnahme unter ihren Mitschwestern und lebte mit der kleinen Tochter sehr still und eingezogen. Die Tochter zeichnete sich neben andern Vorzügen durch eine außerordentlich schöne Stimme aus und wurde daher für die Oper gebildet, was die Mutter, unbekannt mit den Gefahren dieser Laufbahn und gelockt von den glänzenden Aussichten, auch gerne geschehen ließ. Sie mußte jedoch bald erfahren, daß man der Unschuld ihrer Tochter

Fallstricke legte und begab sich daher mit ihr auf die Flucht.

Ihre wenigen Habseligkeiten ließ sie in der Herzensangst zurück. Wie und warum sie gerade nach Paris kam, wissen wir nicht, doch haben wir Gründe, zu vermuthen, daß sich eine dorthin reisende Familie ihrer annahm, sonst wäre sie unterwegs schon dem Elend der Armuth preisgegeben worden, und hätte in Paris kein Obdach finden können. Auch dort blieb die schöne Stimme der jungen Bellino nicht verborgen, und die Gefahr, mit ihrer Tochter verhungern zu müssen, wenn sie die Aufforderung, welche allgemein an sie ergieng, diese für die Oper fortbilden zu lassen, verachten würde, brachte die Mutter nun doch dazu. Es könnte scheinen, als hätte die Wittwe ihre Tochter einer Versuchung entrissen, und sie der andern überliefert, aber dieß war doch nicht ganz der Fall. In Stuttgart, wo die junge Bellino das Auge einer hohen Person auf sich zog, konnte sie nicht länger bleiben und noch weniger öffentlich auftreten.

Die Mutter war gewiß nicht ohne Kämpfe, und fragte oft: Warum hat der liebe Gott meiner Tochter neben meiner Armuth eine so schöne Stimme gegeben, wenn diese nicht unsern Unterhalt sichern soll?

Die Sängerin war noch nicht so weit in der Musik, Unterricht geben zu können, sonst wäre dieß wohl ein besserer Nahrungszweig für sie geworden, aber wenn sie sich für die Oper bilden ließ, bekam sie schon einen kleinen Gehalt, und im andern Fall hätte sie die nöthigen Stunden bezahlen müssen, wozu sich keine Beiträge fanden.

Die junge Bellino machte sich ihre frühere Erfah-

rungen wohl zu Nutze. Nun auf dem großen Schauplatz der Welt, mitten unter den feinsten Schlingen und Versuchungen bedurfte sie wohl strenger Wachsamkeit und eines höhern Schutzes. Was das Kind in Stuttgart noch nicht war, das wurde die Jungfrau in Paris, nämlich mit Bewußtseyn sittlich. Die Anspruchslosigkeit und sittige Anmuth ihres ganzen Wesens vollendete ihre Schönheit auf eine seltene Weise. Vielen unsern Leserinnen wird dieß unglaublich scheinen, aber nicht nur Ludovike, sondern auch andere wahrheitsliebende Augenzeugen rühmten ihre ungewöhnlich guten Eigenschaften. Sie blieb jedoch, was wir später hören werden, nicht zu lange auf der gefahrvollen Laufbahn. Daß Ludovike Bellino's Geschichte ganz besonders bewegte, ist sehr begreiflich. Sie konnte es kaum erwarten, sie in Paris wieder zu sehen und ihr in mancher Beziehung ihre Lage zu erleichtern.

Wir übergehen Ludovikens Abschiedsscenen und begleiten sie auf ihrer Reise. Sie hatte bis Straßburg theils possierliche, theils aber auch ernste und gute Gesellschaft. Die meisten Passagiere hatten keinen Begriff von einer Kunstreise, und wollten der Jungfrau sogleich eine Stelle in einem guten Haus in Frankreich zu verschaffen suchen. Andere erkannten in ihr eine fein gebildete Frau, die vielleicht als Erzieherin nach Paris berufen sey. Sie interessirte alle Mitreisende sehr, und doch hatte Keiner das Herz, sie gerade heraus zu fragen, was sie zu der Reise nach Paris bewege. Einem ältern würdigen Mann erzählte jedoch Ludovike ohne Aufforderung in französischer Sprache Einiges aus ihrem Leben und berührte den Zweck ihrer Reise. Sie hatte

in dem Reisegefährten einen Freund gewonnen, unter dessen väterlichem Schutz sie wohlbehalten nach Paris kam, und der ihr auch dort manche Dienste leistete und sie zu lebenslänglichem Dank verpflichtete.

Madame Bellino war bereits von ihrer Ankunft benachrichtigt, und wie sehr erstaunte Ludovike, daß sie schon ein für sie wohl eingerichtetes Zimmer, neben dem Bellino's antraf und das Mütterchen für alles Erdenkliche gesorgt hatte.

Als die junge Bellino nach Haus kam, hob neben der Freude die Verwunderung aufs Neue an. Diese hochgewachsene Jungfrau schien sich noch eben so anspruchslos und bescheiden zu benehmen, wie damals, als sie Ludovike das erstemal in sehr dürftigen Umständen sah. Da, wo diese noch drückende Armuth zu finden glaubte und unterstützen wollte, erblickte sie einen gewissen Wohlstand, eine zwar einfache, aber durchaus solide und bequeme Einrichtung. Madame Bellino eilte, der Verwunderung ein Ende zu machen und erzählte, während sich die Tochter mit Ludovikens Effekten beschäftigte, mit wie viel Glück jene mehrere Concerte gegeben habe, und wie alle Welt sich nur bemühe, ihren Wohlstand zu gründen u. s. w. Ludovike werde dieß Alles jetzt selbst wahrnehmen und mit ihr Gott für die glückliche Wendung ihres Schicksals danken. Die junge Bellino hatte nun an Ludoviken einen neuen Schutzengel gefunden, denn diese hörte nicht auf, jener die gefährliche Seite ihres Kunstberufes und die Unhaltbarkeit alles irdischen Glanzes in abschreckenden Bildern zu zeigen. Sie sprach namentlich mit ihr, Beweise anführend, darüber, wie

schnell die Franzosen begeistert, und wie schnell wieder abgekühlt wären. Sie machte sie auch auf die leise Eitelkeit, auf die Gefahren fürs innere Leben aufmerksam. Ob sie dieß mit Hinweisung auf den Herzenskündiger, Christus, und dessen Lehre und Leben that, wissen wir nicht, aber wir möchten es gerne glauben. Man hatte in jener Zeit eine gewisse Furcht vor dem Bekenntniß Jesu Christi, wenn auch das Herz davon erfüllt war. In unserer Zeit geht man offener zu Werk, man sagt, was man glaubt, oder nicht glaubt. — Das junge Herz der liebenswürdigen Bellino lag offen vor Ludoviken, welche auch all' ihre Bewegungen verstand, was ihrer Mutter bei einem geringern Grad von Bildung nicht zuzumuthen war. Ludovike nahm Unterricht in der Oelmalerei von Maler Westier, an welchen sie von deutschen Künstlern empfohlen war. Der Lehrer hatte die geistreiche, gemüthvolle Schülerin bald so lieb gewonnen, daß er sie in seine Familie einführte, was ihr manchfachen Nutzen brachte. Westier war als Künstler berühmt, und als Mensch sehr geachtet. Unter vielen Bekannten fand sie auch mehrere Freunde und Freundinnen, mit welchen sie lebenslang verbunden blieb.

Unter diesen war ihr ein evangelischer Geistlicher, zugleich ihr Beichtvater, am theuersten geworden. Chambs, so nannte sich der Prediger, ein ebenso heller Kopf als reiches Gemüth, vereinigte alle Eigenschaften in sich, die in der Freundschaft und Liebe beglücken können, ach — und Ludoviken war so ganz wie für ihn geschaffen und interessirte ihn wie kein anderes weibliches Wesen. Die

Freunde bedauerten in der Stille, daß Ludovikens Herz und Hand schon versagt waren.

Mit Chambs konnte sie so recht nach Herzenslust über Alles sprechen, was sie bewegte, und sie wurde mannichfach bewegt. Ihr lebhafter Geist beschränkte sich mit seinen Beobachtungen nicht allein auf die nächsten Umgebungen, die Weltangelegenheiten waren ihr sehr wichtig, und diese zarte Jungfrau politisirte wie ein Mann. Bald aber wurde die Uebung dieser Kunst ihrem Herzen eine drückende Last, denn auch ihr konnte es nicht entgehen, daß sich die Revolution vorbereitete und schauerliche Ausbrüche derselben zu erwarten waren. Indessen war auch Ludovike doch gern in Paris. In der Kunst machte sie nicht geringe Fortschritte, und das Leben zeigte sich ihr so vielgestaltig, daß ihr denkender Kopf stets beschäftigt war, auch hatte sie auf dem Schauplatz der großen Welt wie in den engern Familienkreisen alle Gelegenheit, diejenige Menschenkenntniß zu sammeln, welche ihr bisher fehlen mochte.

Sie liebte zwar die Gewandtheit, Gefälligkeit und Discretion der Franzosen im geselligen Leben sehr, aber sie selbst hielt dabei fest an den deutschen Sitten und Tugenden, die ihr als Gesetz ins Herz geschrieben waren. Unter den Frauen fand sie nur wenige, mit welchen sie sich befreunden konnte, und selbst an diesen vermißte sie den Sinn für Häuslichkeit und die richtigen Begriffe von der Kindererziehung, wenn es sonst auch liebende Mütter waren. Namentlich einer derselben hatte sie sehr ans Gewissen gesprochen, als sie hörte, daß diese ihr kleines Töchterchen nach Pariser Sitte einer Bäuerin aufs Land

gegeben habe, um es bis ins zweite und dritte Jahr von dieser nähren zu lassen. Ludovike zeigte der Freundin, welch unnatürliche Mutter sie seye. Nur die Mutter soll ihr Kind nähren und pflegen. Ein so kleines, hülfloses Geschöpfchen, das man unter dem Herzen getragen, in fremde Hände zu geben, seye eine strafbare Verkennung des schönen Berufs einer Mutter u. s. w. Sie beschwor die Mutter, doch auch an Tagen, wo die Bäuerin sie nicht erwarten würde, nach ihrem Kind zu sehen. Das Gewissen der Freundin erwachte aus dem Schlummer, und sie bat Ludovike, heute noch mit ihr an den Ort zu fahren, wohin sie ihr Kind gegeben hätte. Ludovike konnte zwar ihrem eigenen Beruf nicht viel Zeit entziehen, aber wo eine Christenpflicht zu erfüllen war, wollte sie gerne sich vergessen und Andern leben. Ein trüber November-tag und ein etwas beschwerlicher Weg waren ganz dazu geeignet, das ernste Gespräch über Berufstreue mit Erfolg fortzusetzen. Wie, wenn das arme, von der Mutter ver-lassene Kind nun krank wäre und unter der schlechten Pflege eines unwissenden Weibes schmachten müßte? sagte Ludovike, als die Thurmspitze des nahen Dorfes aus dem Nebel auftauchte. Die Freundin wurde sehr nachdenklich und konnte den Augenblick, welcher ihr das Kind zeigen würde, kaum erwarten. Der Wagen hielt, die Damen eilten die Treppe hinauf, und öffneten die nächste Thüre. Hier saß ein schön gekleidetes Kind in einem verschlossenen Armstuhl und hatte Spielzeug und Bisquit vor sich, ein anderes Kind, in Lumpen eingehüllt, war halb sitzend, halb hängend auf eine schlechte Bank geschlossen, nichts vor sich habend, als ein Stückchen schwarzes Brod. In

diesem bleichen Kind, welches die Aermchen nach den Damen ausstreckte, erkannte die Freundin ihr Töchterchen, und drückte es, einen Strom von Thränen vergießend, an ihr Herz, hüllte es in ihren Mantel und eilte mit ihm in den Wagen. Die Freundin war von der elenden Pariserſitte geheilt und wurde eine glückliche und beglückende Familienmutter. So wirkte und waltete Ludovike, wo ſie nur hinkam, als ein guter und getreuer Engel. Drei — vier Jahre verfloſſen ihrem thätigen Geiſt und Herzen ſehr ſchnell. Indeſſen wurde ihre faſt unzerſtörbare Heiterkeit ſeit einiger Zeit manchmal durch die Sehnſucht ihres Simanowiz getrübt, deſſen Briefe, ſo lieb ſie ihr auch ſonſt waren, immer mehr darauf drangen, ſie möchte ihre Studien abkürzen und heimkehren. Dieß konnte aber ſo ſchnell nicht geſchehen. Sie hätte dieſelben zu der ungeſchickteſten Zeit abbrechen müſſen und der bisherige in jeder Beziehung große Aufwand wäre verloren geweſen. Doch hatte ſie ſchwere innere Kämpfe und fragte daher ihren Freund Chambs um Rath, der ihr mit folgenden Zeilen antwortete:

„Ich wünſchte, meine theuerſte Freundin! daß Sie die Unentſchloſſenheit, mit der Sie zwiſchen Paris und Stuttgart, zwiſchen Kunſt und Liebe hin und her wanken, einmal zu überwinden ſuchten. Wir ſind nie unglücklicher, als wenn wir keinen Entſchluß faſſen können, und in dieſem Zuſtand ſind wir auch zu allem Guten verdorben. Eine von Ihren Neigungen müſſen Sie der andern aufopfern. Wollen Sie das häusliche Glück genießen, ſo müſſen Sie auf den Kunſtruhm Verzicht thun und umgekehrt. Haben Sie aber einmal das Eine oder Andere erwählt, ſo ſehen Sie um Ihrer Ruhe willen nicht mehr auf das Verlorene zurück, und beherzigen Sie die Wahrheit, daß auf Erden kein vollkommenes Glück zu finden iſt.

Ihr
aufrichtiger Freund Chambs.

Paris, den 1. Dec. 1788.“

Indessen ließ Simanowiz mit sich accordiren. Er wollte sie noch ein Jahr in Paris lassen, und sodann sich mit ihr verbinden, ein oder zwei Jahre das häusliche Glück genießen, und sie wieder auf einige Zeit nach Paris entlassen.

Ludovike wurde in Paris theils durch die gefeierte Bellino, theils aber auch durch ihre eigene Liebenswürdigkeit immer mehr bekannt, in den besten Gesellschaften gesucht, geachtet und geliebt. Sie sprach öfters den damals so berühmten Minister Necker, und machte die Bekanntschaft seiner geistreichen Tochter, der Frau v. Staël, auch lernte sie Bonaparte, und seine nachmalige Gemahlin Josephine kennen, als man in jenem noch keinen Welteroberer und in dieser keine unglückliche Kaiserin ahnte, kurz sie machte die interessantesten Bekanntschaften. Unter diese gehört namentlich auch Historienmaler Wächter, welcher in den letzten Jahren ihres Aufenthaltes in Paris seine Studien dort begann und ihr ein sehr treuer Freund wurde, welchen sie als Künstler und als Mensch ungemein schätzte.

Zweites Kapitel.

Rückkehr, Verheirathung und zweiter Aufenthalt in Paris während der Revolution.

Ludovike erlebte in Paris den Volksaufruhr von 1789, da war es ihr nicht mehr behaglich, und ein Ruf an den Hof des Herzogs Friedrich Eugen nach Mömpelgart war ihr erwünscht; sie sollte die fürstliche Familie malen, was sie mit viel Glück that. Ihre Pariser Freunde vermißten sie schmerzlich. An ihre Rückkehr nach Paris glaubten sie nicht, ob sie gleich diese fest im Sinn hatte, wenn Gott, ohne dessen Willen sie nichts thun wollte, es zulassen würde. Sie ließ sich von dem ungläubigen Zeitgeist, der ein solches Vertrauen lächerlich fand, nicht anstecken. Sie glaubte, Gott werde ihr seinen Willen dadurch kund thun, wenn ihrer Reise keine höhere Pflicht in den Weg treten würde, und sich die äußern Umstände mit der innern Stimmung vereinigten. Dieß geschah auch, wie wir in der Folge sehen werden. Chambs nahm schriftlich von Ludoviken Abschied. Wir theilen seinen Brief hier mit, so wie auch ein Gedicht von Abbé Bidou.

„Theuerste!

Ein kleines Geschenk von scheidenden Freunden versüßt mir jedesmal, wenigstens theilweise, den Trennungsschmerz. Daher gebe

auch ich gerne ein Pfand der Liebe der scheidenden Freundin mit. So nehmen Sie denn, geliebte Reisende! das kleine Andenken von Ihrem Freunde gütig auf, und erinnern Sie sich meiner dabei immer wieder! Ein Gleiches kann ich Sie versichern, denn so oft ich vor dem Bilde meiner Mutter stehe, werde ich die Hand der Künstlerin und Freundin segnen, die mich selbst gegen den äußern Verlust der geliebten Mutter, so weit dieß immer durch ein Bild geschehen kann, gesichert hat.

Vielleicht sehen wir uns auf dieser Erde nicht wieder, aber dieß soll uns nicht hindern, uns immer zu lieben und uns auf eine Ewigkeit zu freuen, die keine Trennung und keinen Wechsel mehr zuläßt, dort finden wir uns gewiß wieder, wenn wir hier selbst aus der Ferne uns werden zur Uebung des Guten die Hand geboten haben. Bis dahin, theure Freundin, genießen Sie Ihr häusliches Glück, wie Gott es Ihnen bereitet hat. Sagen Sie Ihrem Geliebten, daß Sie einen Bruder in Paris zurücklassen, der ihn um Ihretwillen liebt und achtet und dem es ein hoher Genuß seyn wird, wenn er hört, daß es Ihnen wohl geht.

G. L. Chambs."

Adieux

à Mademoiselle L . . . ., jeune artiste, d'une sensibilité aussi vraie que son talent.

Tu vas donc de Paris quitter le beau séjour,
Où tu vois tant de coeurs qui t'aiment pour la vie!
Il tarde à ton amour de revoir ta patrie,
Où tant de coeurs aussi désirent ton retour.

Eh bien! pars; mais du moins, en t'éloignant de nous,
De nos justes regrets emporte la mémoire,
Et ce timide hommage et cet encens si doux
Dont toujours nos autels fumeront à ta gloire;

Puis en échange accorde nous
De ton bon coeur une faible parcelle,
De ce coeur dont, aux yeux de tous,
Ton air sensible est l'image fidèle.

L'Abbé Bidou.

Nachdem Ludovike ihre Geschäfte in Mömpelgart vollendet hatte, eilte sie der geliebten Heimath zu, in welcher sie glücklich anlangte. Ihre theure Mutter fand sie nicht mehr. Der Herr hatte sie in sein himmlisches Reich versetzt.

Ludovike weinte viele Thränen kindlicher Liebe, blickte aber dabei gläubig nach Oben. Ihr kleines Schwesterchen hatte der Bruder, welcher Pfarrer in Leonbronn, an der badisch-württembergischen Grenze, geworden war, zu sich genommen, und so traf sie auch dieses Kleinod nicht mehr im Aelternhause. Auch ihr verehrter Oheim, Leibmedicus Reichenbach, lebte nicht mehr. Nachdem sie eine kleine Reise zu dem theuren Bruder gemacht, sich bei ihm und dem nun größer gewordenen Schwesterchen erholt, und des lang entbehrten Wiedersehens erfreut hatte, wurde sie mit Simanowiz getraut. Obwohl Künstlerin, war sie dabei doch eine so geordnete, fleißige Hausfrau und eine so aufmerksame zärtliche Gattin, eine so dienstfertige, liebevolle Freundin, daß wir ihr keine Frau an die Seite stellen möchten, wenigstens haben wir noch keine gefunden, welche wie sie das Gute mit dem Schönen so zu verbinden wußte, daß Keines dem Andern Abbruch thun konnte. Jede Beschäftigung, Pflichterfüllung, Erholung, Vergnügen, Alles hatte bei ihr, wie Salomon sagt, seine Zeit.

Wer von den Bewohnern Ludwigsburgs, wo Simanowiz in Garnison lag, einige Bildung hatte, wollte sie sprechen. Mit den Männern wußte sie trefflich zu politisiren, und den Frauen konnte sie so Vieles erzählen und sich auch über das Hauswesen so verständig mit ihnen

unterhalten, daß sie für jede bessere Gesellschaft äußerst anziehend war. Ihre liebste Erholung war, wie sie uns selbst öfters sagte, ein Ausflug ins Pfarrhaus nach Oß=weil, dessen Pfarrer ihr einigermaßen ihren Chambs er=setzte; er konnte sie nach Geist und Herz verstehen, und sie mit ihm über Alles, namentlich auch über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, sprechen. Ihr Simanowiz war Katholik, sie mußte daher einen andern Beichtvater haben, als er, und zu diesem erwählte sie ihren Freund Hellwag, den eben erwähnten Pfarrer in Oßweil. Es waren festliche Stunden für die Pfarrfamilie, in welchen Ludovike bei ihr weilte. Wenn der Pfarrer Sontags mit seinen kirchlichen Geschäften fertig war, so wußte er keine angenehmere Erholung, als wenn er Ludovikens Erzählungen zuhören, oder auch ihre Fragen beantworten durfte. Auch das kleine Töchterchen des Pfarrers hüpfte gar sehr, wenn es Ludoviken kommen sah, und die gute Pfarrerin that ihr Möglichstes, um der verehrten Freundin den kleinen Ausflug angenehm zu machen. Ludovike malte die Pfarrleute und ihr einziges Kind; da durften sie sie nach Herzenslust sehen und sprechen hören. Auch Simanowiz verschönerte mit seiner Gegenwart jene den Pfarrleuten unvergeßlichen Stunden, denn er war ein Mann von ungewöhnlicher Bildung und wo sich er mit=theilen wollte, sehr liebenswürdig. Indessen war ein Jahr verflossen, und Ludovike wagte es nicht, ihren Wunsch, nur noch kurze Zeit nach Paris zu gehen, aus=zudrücken. Dieser unausgesprochene Wunsch muß sie oft gedrückt haben. Wir theilen hier einige Briefe von Historienmaler Wächter mit, wovon der zweite eine Ant=

wort über einige, jedoch gewiß sehr milde Klagen, zu enthalten scheint.

„Paris, 1791.

Theure Freundin!

Nur um Ihnen zu sagen, daß ich oft Ihrer gedenke, ergreife ich diese gute Gelegenheit, Ihnen zu schreiben. Ich behalte mir vor, Ihren Brief noch genauer durchzugehen, um ihn gehörig beantworten zu können. Doch vergesse ich nicht, Ihnen sogleich zu sagen, daß weder Stolz noch Nachruhmsucht die Ursachen sind, welche mich verhindert haben, meine Gemälde nach Haus zu schicken. Sagen Sie doch selbst, wäre es bis jetzt möglich gewesen? Heideloff, Hetsch, Thouret hatten schon eine gewisse Fertigkeit im Malen, als sie nach Paris kamen, konnten also bald etwas sehen lassen, ich fieng hier ganz vornen an, und male noch nicht sehr lange. Ich habe jetzt zwei kleine Gemälde ebouchirt, die ich alsdann, sie seyen gut oder schlecht, also nicht, wenn sie an Raphaels grenzen, nach Haus schicken, und auch Ihrem Urtheil unterwerfen werde.

Es sind immer noch Feste hier, welche die großen Herren geben. Sie wissen, daß ich gerne an meiner Arbeit bleibe, und keine zwei Schritte gehe, außer wenn eine Nation sich belustigt, wenn man ohne Titel, ohne Rang, wenn man als Mensch erscheint und nicht von Wachen umgeben ist. Die Republik ist schön, wenn sie sich nicht anders gestaltet, die Polizei unvergleichlich. Eine Dame kann ohne die geringste Gefahr Nachts allein ausgehen. Es war ein herrlicher Anblick, welchen uns die in ihrem ganzen Umfang illuminirten elyseischen Felder darboten. Wie wehe mußten die Kanonen, welche die Verehrer der Freiheit an den Ufern der Seine losbrannten, den Ohren der sogenannten Aristokraten gethan haben!

Leben Sie wohl, liebste Freundin! Es wünscht Ihnen Glück als Künstlerin und als Gattin

Ihr

Freund Wächter."

„Paris, 1791.

Ihren Brief erhielt ich gestern durch Mlle. Bellino. Ich benütze die Abreise meines Oheims als die beste Gelegenheit, Ihnen

zu sagen, wie sehr es mich freut, daß Sie sich manchmal meiner erinnern. Ich glaube gar wohl, daß Ihr jetziger Aufenthaltsort nicht dazu gemacht ist, Ihren Enthusiasmus für eine der schönsten Künste, die Malerei, zu verstärken. Aber eine Künstlerin, welche so viele Ressourcen in sich selbst hat, kann sich doch viele angenehme Stunden machen und vielleicht je einsamer, desto angenehmer. Ich weiß jedoch wohl, daß wir, um den Funken des Genies zu erwecken, der Welt bedürfen. Aber was hinderte Sie daran, deren ganzes Wesen so schätzbar ist, weniger einsam zu seyn, wenn Sie es nicht selbst so wollten? — Meinen Harper — o welch angenehme Empfindung, wann ich des vortrefflichen Mannes gedenke! die Hoffnung, ihn, meine liebsten Eltern und Freunde wieder zu sehen, entschädigt mich schon jetzt, wenn ich die Zeit, welche ich in Stuttgart zuzubringen genöthigt seyn werde, mit Schrecken und Unlust betrachte.

Sie scheinen mir sehr zur Melancholie zu neigen, und Sie müssen sich daher nothwendig der Einsamkeit entreißen. Meine Predigt wird aber nicht wirken, da Sie den Charakter des Predigers zu gut kennen. Ich muß gestehen, daß ich nicht geheilt bin, und die Welt aus einem Gesichtspunkt ansehe, der mir nicht erlaubt, an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen. Zum Glück sehe ich jetzt alle Tage Mlle. Bellino, deren Charakter sie zum liebenswürdigsten Mädchen macht; eh bien, selbst in dieser trefflichen Gesellschaft bin ich oft dummer, als ich sagen kann, und das Bewußtsein meiner Dummheit ist mir um so drückender, je mehr ich mich Mlle. Bellino und ihrer guten Mutter verbunden fühle: so wie auch meinen lieben Aeltern, die so viel, und vielleicht Alles vergebens, für mich thun. Ach, daß ich in meinem Alter noch ihrer Hilfe bedarf, die freilich das Genre der Malerei, das ich verfolge, noch nothwendig macht! Tausend Grillen der Art thürmen sich in mir auf, und erlauben mir nicht, so heiter zu seyn, als ich seyn könnte. Statt daß ich Ihnen predige, sehe ich, daß ich ein Pendant zu Ihrem Gemälde abgebe.

Mein Oheim wird einige Gemälde, meine Erstlinge, nebst Zeichnungen nach der Natur mit nach Haus bringen. O diese traurigen Gemälde! Glauben Sie aber nicht, daß ich mißvergnügt bin, ich weiß, daß sogar bei allem Genie die ersten Tableaux nicht gut seyn können. Ich weiß, daß die Gewänder auf den Tableaux sehr schlecht gemacht und geworfen sind. Es ist natürlich, ich habe

nie welche gemacht. Die Zeit muß viel thun. Glücklich, daß man aus den Gemälden ersehen will, daß ich nicht ganz ohne Empfindung seyn soll, welche bei historischen Gemälden die Seele ausmacht. Sie müssen mir Ihre aufrichtige Meinung schreiben, sonst brouillire ich mich mit Ihnen auf immer, und einen Träumer zum Feind zu haben, ist arg.

Ihr

Wächter."

Wächters Bescheidenheit war Ludoviken, so sehr sie diese Tugend liebte, ein Dorn in ihrem ihn hochachtenden Herzen. Sie wußte, daß für den Künstler, oder vielmehr seinen Kunstruhm, zu große Bescheidenheit kein Förderungsmittel ist, und daß die meisten Menschen Wächters Art, sich zu benehmen, nicht verstehen konnten, daß er am Ende verkannt, wenigstens nicht als der geborne und zugleich gelehrte Künstler, für welchen sie ihn hielt, anerkannt würde.

Sie stellte ihn schon, als er kaum seine Studien begonnen hatte, sehr hoch. Es gehörte zu ihren schönsten Freuden, wenn auch andere Künstler ihre Meinung theilten, und diese Freude wurde ihr später, besonders von Rom her, wo Wächters Kunst mehr Anerkennung fand, als auf deutschem Boden, öfters zu Theil.

Ein Brief von Bellino und ihrem Lehrer Vestier mahnten Simanowiz an sein gegebenes Versprechen. Auch rüstete sich Württemberg zu einem Feldzug, und dann hätte Simanowiz seine Ludovike doch verlassen müssen, kurz, es vereinigten sich mehrere Umstände, welche Ludovikens Kunstreise begünstigten. Simanowiz forderte sie nun, ohne ihren stillen Wunsch zu wissen, selbst dazu auf. Der voraussichtliche Kunstruhm seiner Frau schmeichelte

ihm, und dann dachte er auch, ihre Kunst könnte in ökonomischer Hinsicht noch nützlich für sie seyn, besonders wenn er im Feld unglücklich werden sollte. Ehe wir Ludoviken nach Paris begleiten, wollen wir der Bellino und Vestiers Briefe mittheilen.

„Meine Antwort, Geliebte! wurde verzögert, weil ich von Paris abwesend, theils aber auch krank war. Hievon, Gott gebe es, mündlich.

Als ich nach meiner Erholung wieder auftrat, wurde ich vom Publikum so gut aufgenommen, daß dieß wohl der schönste Tag meiner Kunstlaufbahn seyn wird, und doch bin ich nicht ganz zufrieden, so undankbar ist der Mensch! Mir fehlt hauptsächlich eine Freundin; ich habe deren zu viele hier, aber keine Ludovike. Ach, kommen Sie wieder, Theuerste! Alles, was Sie kennt, klagt über Ihre Abwesenheit, brechen Sie Ihre Kunstlaufbahn nicht so grausam ab!

Ihr Zimmer bleibt für Sie eingerichtet, denn wir erwarten Sie doch in schönern Stunden wieder zurück. Aber was sage ich? — Simanowiz ist nicht hier, und Sie können sich nicht von ihm trennen! Ich kann nicht läugnen, daß ich ihm weniger gut bin, weil er Sie der Kunst und Ihren Freunden entzieht. Genug hievon. Sie haben sich ja immer einer höhern Fügung unterworfen und diese wird es mit Ihnen und mit uns wohl machen.

Mein gutes Mütterchen sagt Ihnen alles Liebe und Schöne, und sie möchte eben wieder gar zu gerne für Sie kochen und ich möchte eben so gerne mit speisen. Jenes kleine runde Tischchen, so gerade recht für uns Drei, steht ganz verwaist, seit Sie fort sind, ich mag es nimmer ansehen, Alles mahnt mich an Sie und erfüllt mich mit Wehmuth. Vergessen Sie Ihre Pariser Freunde, die Ihnen so warm zugethan sind, nicht.

Ihre

Bellino."

„Madame!

Plusieures circonstances m'ont dérobé le moment, de vous annoncer plutôt la reception de l'ocre jaune que vous m'avez envoyé, que j'ai trouvé très beau; j'ai bien des remerciments

à vous faire de la peine, que cela vous à donné. Monsieur Mégnien qui étudie chez moi la peinture me charge de vous faire ses compliments.

Toutes les personnes qui vous connaissent à Paris, sont flattées de l'espérance que vous nous donnez, de vous revoir, en mon particulier j'en suis fort aise. Je suis persuadé, que c'est votre modestie, qui vous fait croire, que vous avez rétrogradé dans la perfection de votre art; d'après les grandes dispositions, que je vous ai trouvées, j'espère, qu'un petit séjour à Paris vous fera le plus grand bien; vous avez de l'execution et de la facilité, vous n'avez besoin, que de voir et de consulter ceux, qui ont bien fait dans votre genre.

Non, Madame, nous ne vous avons pas oubliée, nous n'avons pas cessé de parler de vous, en disant: c'est dommage, que Madame Simanowiz n'aie pas restée un peu plus long temps à Paris; que cela ne vous chagrine pas, vous êtes jeune et ce temps là est aisé à réparer, si vous venez à Paris dans l'intention de faire des études sérieuses.

Mon fils qui vous présente son respect, c'est fait une fête de remettre lui-même votre lettre à Mademoiselle Bellino, afin d'avoir l'occasion, de voir et de parler à une personne aussi aimable et si celebre par son mérite.

Nous arrivons de la campagne de ma fille où nous avons passé les fêtes de paques, elle m'a chargé de vous dire milles choses obligeantes de sa part et de son mari.

Mon épouse vous embrasse en attendant le plaisir de vous voir, j'en fais autant, en vous priant de me croire respectueusement

Madame

Votre très-humble et très-obeissant serviteur Vestier, peintre du Roi.“

Paris,
ce 28. Avril 1791.

So sehr sich Ludovike auf das Wiedersehen der Pariser Freunde und die Stunden, in welchen sie sich ungetheilt der Kunst widmen konnte, freute, so schwer wurde ihr doch der Abschied vom Gatten, Vater und den

Geschwistern. Werde ich die Meinigen und mein Vaterland wiedersehen? so lautete die nicht zu beantwortende Frage ihres wehmüthig gestimmten Herzens. Ob gleich die Nachrichten, welche sie über den Gang der Revolution aus Paris erhielt, durchaus nicht jene Schreckensscenen ahnen ließen, die sie in ihrem Gefolge führte, so hatte sie doch schon bei ihrem ersten Aufenthalt in Paris Erfahrungen gemacht, welche sie wohl beunruhigen konnten. Sie faßte jedoch Muth im Glauben an die Alles wohlmachende Liebe Gottes, deren Führung sie sich übergeben hatte. Mit ganz andern Empfindungen und Gedanken als das erstemal trat Ludovike ihre zweite Reise nach Paris an. Mit geübterem Auge beschaute sie Alles, was ihr begegnete. Die durch Erfahrungen aller Art reifer gewordene Vernunft wußte den Enthusiasmus zu mäßigen, wenn er sein Feuer da ausgießen wollte, wo er zu schnell hätte abgekühlt werden müssen. Verstand und Herz hielten nun in ihr so ziemlich gleichen Schritt. Wenn sie dem Herzen auch den Vorrang ließ, so halten wir dieß nur für einen Vorzug weiter, welchen ihr der himmlische Erzieher gegeben und auf jeder Bildungsstufe erhalten hatte.

Erst wenn wir gelernt haben, auf die Winke zu achten, welche uns Gott in jeder Begebenheit unseres Lebens, ja fast bei jedem Schritt desselben giebt, können wir den Zweck unseres Daseyns verstehen und die Erziehung Gottes durch unsere Schicksale erkennen. Die unbefangene Vernunft auch derjenigen Menschen, welchen das Licht christlicher Erkenntniß noch nicht aufgegangen ist, wird doch gewiß zugeben müssen, daß nach dem kurzen,

nicht selten wirren- und schreckensvollen Traum dieses, jedenfalls sehr unvollkommenen, Erdenlebens ein besseres, höheres höchst wünschenswerth ist, daß jenes unmöglich, dieses aber gewiß der Zweck unseres Daseyns seyn kann und seyn soll. Der Glaube an Gott und ein besseres Leben ist an sich schon für unsere sittliche Bildung Gewinn, aber lange nicht genug, um dieser die ächte Haltbarkeit und dem Herzen den wahren Trost und den festen Glauben an ein ewig seliges Leben zu geben. Nur der Mensch gewordene Sohn Gottes hat uns durch sein Leben, Leiden und Sterben Alles erworben, was uns hier wahrhaft beruhigen, und dort ewig selig machen kann. Seine Lehre zeigt uns den Weg, welchen wir gehen sollen, Sein Tod versöhnt uns mit Gott, da wir auch selbst auf dem Weg zum Himmel immer noch straucheln. Halten wir uns doch stets an diesen großen Meister, der uns gegeben ist, zu helfen. Er allein führt uns die rechte Straße. Er zeigt uns den Zweck des Lebens, der einer Ewigkeit, nicht einem irdischen Traum gilt. Er lehrt uns hauptsächlich auf dunklem, dornenvollem Pfade Seine Führung wahrnehmen. Ach, und fühlten wir nur immer seine liebende Hand, so würden wir auch immer fröhlich unsere Straße ziehen, sie mag rauh oder glatt seyn.

Ob Simanowiz Urlaub erhielt, seine Frau wenigstens bis Straßburg begleiten zu dürfen, können wir nicht verbürgen, das wissen wir aber, daß ihre Reise glücklich von Statten gieng und ihre Ankunft bei ihren Freunden in Paris große Freude machte. Sie wohnte, wie das erstemal, bei Bellino, deren Verlangen nach der Freundin um so größer war, da sie ihr eine Herzens-

angelegenheit mitzutheilen hatte, bei welcher sie Ludovikens Zustimmung bedurfte, wenn sie sich ganz glücklich fühlen sollte. Graf C. faßte eine tiefe Neigung für Bellino. Alle Versuche, das in seinen Augen wunderbare Mädchen, nur einmal sprechen zu können, waren vergebens, auch seine Briefe erhielt er uneröffnet wieder zurück. Endlich schrieb er der Mutter Bellino und bat um Zutritt in ihr Haus; da er die Absicht habe, sich mit ihrer Tochter zu verbinden, müsse doch nothwendig zuvor einige persönliche Bekanntschaft Statt finden. Indessen möchte sie sich nach seinem Ruf erkundigen und zu der Ueberzeugung gelangen, daß ein unverdorbener, rechtlicher Mann edle Frauen zu würdigen wisse. Bellino und ihre Tochter nahmen zwar die hochherzigen Zeilen des Grafen ganz und gar nicht gleichgültig auf, wollten sich aber dennoch, ehe sie ihm antworteten, genau nach ihm erkundigen, was in Paris sehr schwer war. Wer dort in Gesellschaft geistreich zu seyn oder zu scheinen verstand, der galt für einen trefflichen Menschen, Bellino verlangte von ihrem künftigen Lebensgefährten noch mehr. Indessen wurde doch Rath geschafft. Es fand sich ein Kundschafter unter Bellino's Freunden, welcher verstehen konnte, was sie wissen wollte, und die Nachrichten über den nach innen und außen von Gott reich begabten Grafen hätten nicht günstiger seyn können. Mutter Bellino erhielt mehrere Briefe von ihm, ehe sie antworten konnte, endlich schrieb sie nach dem Wunsch der Tochter, ungefähr wie folgt:

„Herr Graf!

Sie haben eine Wittwe, deren höchstes Kleinod das unschuldige Herz ihrer Tochter ist, in große Verlegenheit gesetzt. Das zarte sittliche Gefühl meiner Tochter hat es noch nie erlaubt, daß sich ihr ein Mann nähern durfte. Weil sie bis jetzt genöthigt war, öffentlich aufzutreten, ist sie strenger gegen sich und Andere geworden. Indessen scheinen Sie, Herr Graf, so beharrlich Ihre Absicht zu verfolgen, daß es uns schwer werden möchte, einen Ausweg zu finden. Meine Tochter trägt mir auf, Ihnen zu sagen: daß sie nie in eine Verbindung mit Ihnen eingehen würde, ohne die freiwillige Zustimmung Ihrer Eltern. Vor allen Dingen wünschte sie die Bekanntschaft dieser, dann erst die des Sohnes zu machen. Bis Sie dieses einzuleiten wissen, muß Ihnen meine Tochter fremd bleiben.

Bellino."

Der Graf hatte seine Liebe für Bellino seiner Mutter schon früher entdeckt, und suchte Jahre und Tage eine Neigung zu bekämpfen, welche die Mutter natürlich nicht billigen konnte. Der Vater starb, und der Sohn kam in den Besitz großer Güter in der Nähe von Paris und an den Grenzen Spaniens. Die Mutter hoffte, die Bereisung derselben, neue Anordnungen und Geschäfte aller Art würden ihn zerstreuen, aber es war umsonst, die inneren Kämpfe wirkten nachtheilig auf seine Gesundheit. Die Mutter eilte daher mit ihm nach Paris zurück, und da erhielt er endlich die uns schon bekannte Antwort auf seine vielen Briefe von der Mutter Bellino. Die Gräfin C. machte der Frauen Bekanntschaft auf eine etwas romantische Art. Sie glaubte sich entschließen zu müssen, eine kleine Comödie zu spielen, wenn sie ihren Zweck ganz erreichen wollte. Sie warf sich in ärmliche Kleider und ließ sich als eine arme Frau, welche Mlle.

Bellino zu sprechen wünschte, bei ihr melden. Sie redete Bellino, als diese freundlich ins Vorzimmer trat, damit an, daß sie schon viel von ihrer Kunst, so schön zu singen, gehört hätte, und da wäre denn ihr Wunsch, welchen sie aber kaum auszusprechen wage, daß ihre kleine Tochter, die eine sehr schöne Stimme hätte, einige Anleitung im Singen erhielte, aber Niemand nehme sich ihrer an, weil sie eben arm seye u. s. w. Bellino erkannte ihr eigenes Schicksal in der Erzählung der armen Frau, deren edle Gesichtszüge einen ganz besondern Eindruck auf sie machten. Sie bat sie, zu sitzen, setzte sich neben sie und sagte mit wehmüthig bittender Stimme: „Ach, erzählen Sie mir doch Ihre ganze Geschichte, Sie scheinen mir nicht arm geboren zu seyn, welches Unglück hat Sie getroffen? Ihr Schicksal interessirt mich sehr.“ Die arme Frau wußte sich kaum zu helfen und bat, dieß ein andersmal thun zu dürfen, die Geschichte sey für heute zu lang. „Nun, so bringen Sie mir in den nächsten Tagen Ihre Tochter, ich will an ihr thun, was ich kann, und indessen nehmen Sie diese Kleinigkeit,“ sagte Bellino mit der entzückenden Anmuth einer schönen Seele und reichte ihr eine volle Börse. Die Frau schüttete das Geld bis auf einige Stücke in Bellinos Schoos und sagte: „Die Börse darf ich vielleicht zum Andenken behalten, aber so viel Geld kann ich nicht nehmen, es giebt noch ärmere Menschen, als ich bin.“ Sie ergriff Bellino's Hand, drückte sie an ihre Lippen und eilte fort. Bellino sah ihr lange nach. Diese Erscheinung stimmte sie besonders wehmüthig und doch that es ihr auf der andern Seite innig wohl, dieser armen Frau, in einer Lage, in welcher sie sich selbst einst

befunden hatte, dienen zu können. Sie machte allerlei schöne Plane, welche sie mit dem Töchterchen ausführen wollte, sie sprach mit ihrer Mutter darüber, daß sie es nicht für die Oper, sondern, wenn es gehörig Talent hätte, zu einer Lehrerin bilden möchte u. s. w. Die Gräfin sagte ihrem Sohne nichts von ihrem Abenteuer und ermahnte ihn zur Geduld. Bellino hatte ihr ganzes Herz gewonnen. So liebevoll und bescheiden, so kindlich bereitwillig, Unglücklichen zu helfen, hätte sie sich keine Sängerin gedacht. Eines Abends forderte sie ihren Sohn auf, sie in ein Conzert zu begleiten, in welchem Bellino singen würde. Daß dieser höchst erfreut darüber war, brauchen wir nicht zu bemerken, so wie wir auch die gespannte Erwartung des Grafen nicht zu schildern gedenken, da es eben so wenig in unserer Feder als in unserer Absicht liegt, eine Liebesgeschichte auszuspinnen; wir wollen nur schlicht und einfach dasjenige erzählen, was die Charakterschilderungen nöthig machen und bescheidene Ansprüche unserer jungen Leserinnen von der unterhaltenden Seite unserer Mittheilungen fordern können.

Auch in dem Conzert wurden die Erwartungen der Gräfin übertroffen. Bellino bezauberte sie weniger durch ihren wunderschönen Gesang, als durch ihr bescheidenes, anspruchsloses Auftreten. Sie war namentlich sehr einfach und sittsam gekleidet. Ihre Augen richtete sie auf ihr Notenblatt und die Begeisterung des Publikums, das ungestüme Herausrufen u. dgl. bewegte sie nur zu einer stillen Verbeugung mit niedergeschlagenem Blick. Dem Grafen konnte das innige Wohlgefallen, welches seine Mutter an Bellino fand, nicht entgehen,

ob sie gleich mit ihm kein Wort darüber wechselte. Sie machte in den folgenden Tagen Bellino einen Besuch, welcher diese sehr alterirte, da sie in der Gräfin sogleich jene arme Frau erkannte, und ihr nun Alles klar wurde. Die Gräfin wollte Bellino als ihre Tochter umarmen, aber diese erbat sich trotz allen Erörterungen doch erst die nähere persönliche Bekanntschaft des Grafen machen zu dürfen, ehe sie die Seinige werden konnte. Der Graf war nun eben durch seine Mutter bei Bellino eingeführt, als unsere Ludovike in Paris ankam. Diese wurde natürlich sogleich in die Geschichte eingeweiht, und freute sich später unbeschreiblich, in dem Grafen einen wahrhaft edlen Mann gefunden zu haben, und ihre Bellino glücklich zu wissen. Die Mutter Bellino sah durch die Verbindung ihrer Tochter ihre Wünsche weit übertroffen und konnte gar nicht aufhören, die Liebenswürdigkeit des Grafen zu bewundern und sich daran zu ergötzen. Wie gerne wollten wir die Vermählungsfeierlichkeiten des glücklichen Brautpaares unsern jungen Leserinnen schildern, aber wir vermuthen mit gutem Grund, daß keine Statt fanden, und Alles gar still und einfach zugieng. Der Graf hatte sein Palais, nahe an den Tuillerien gelegen, wo möglich noch geschmackvoller eingerichtet, als zuvor, aber der schönste Schmuck seines Hauses war in jeder Beziehung seine Gemahlin.

Ludovike war, so viel es ihre Geschäfte erlaubten, die unzertrennliche Gefährtin der Neuvermählten und durchlebte mit ihnen die schönsten Tage. Wie aber alles Schöne auf dieser Welt von kurzer Dauer ist, so auch jene Rosenzeit. Eine Freundin Ludovikens, an deren

häuslichem Glück sie sich oft ergötzt hatte, erkrankte in ihrem Wochenbett bedeutend, und dieß machte ihrem theilnehmenden Herzen viel Kummer. Als sie aber sah, daß die Freundin ohne Rettung war, fügte sie sich in Gottes Willen und wurde durch die Nachricht von ihrem Tod ruhiger, als sie zuvor war, aber den Gatten fand sie mit seinen acht Kindern trostlos. Zwei Tage nach dem Tod der Freundin pochte man Morgens früh so gewaltig an Ludovikens Thüre, daß sie nur eine Schreckenspost erwarten konnte. Ein alter Diener der Freundin stürzte herein und rief: „Sie lebt! sie lebt!" entfernte sich aber so schnell wieder, daß sie keine Frage machen konnte. Sie warf sich in ihren Mantel und eilte sogleich zu der Freundin, welche noch so schwach war, daß man außer den Aerzten Niemand zu ihr lassen konnte. Ludovike vernahm Folgendes:

Die Todtenwache, welcher vielleicht Wein oder Branntwein die Wachsamkeit genommen hatte, war in starken Schlaf gesunken, als die arme todt geglaubte Frau sich rührte, und nach und nach zum Bewußtseyn kam. Aber welches Bewußtseyn war es? Keine Seele erblickte sie, keine Hilfe, als sie sich aufrichten wollte und ohnmächtig wieder zurücksank, wurde ihr zu Theil, endlich nach mehrstündigem Harren gelang es ihr, sich vom Sterbelager zu erheben und sich an das Zimmer ihrer drei beinahe erwachsenen Töchter zu schleppen, sie pochte, so gut sie konnte, an die Thüre, sie rief: „Eure Mutter — machet auf —!" Die Töchter flüsterten furchtsam: „Es ist der Mutter Geist!" und machten nicht auf. Sie stand ohne Schuhe auf den kalten Marmorplatten und sank mit zer-

rissenem Herzen an die Wand, als ihr Gatte sie in seine Arme auffaßte und sie unter Freudenthränen auf das nächste Kanape trug. Der tief betrübte Mann wohnte eine Treppe höher, hatte keine Ruhe und mußte mitten in der Nacht nach der geliebten Todten sehen; wie sehr erschrack er, als er auf anderem Weg in das Leichenzimmer kam, und das Lager leer fand. Die Lampe brannte, die Leintücher waren durch einander geworfen und die Thüre stand offen; er jammerte: wo hat man sie hingebracht? er zögerte aber nicht, zu suchen, was er liebte. Dieß war doch wohl eine Liebe, in welcher keine Furcht ist. Die Furcht wirkt immer nur nachtheilig, aber hier hat sie einer trefflichen Mutter den Tod gebracht, denn diese lebte nach ihrem Scheintod nur noch vierzehn Tage und starb dann wirklich. Die Aerzte behaupteten, daß sie sich durch das lange Stehen auf den Marmorplatten erkältet, und dieses, so wie der Schmerz und die Angst des Verlassenseyns, ihr den Tod zugezogen hätten. Der zweite Verlust der Freundin gieng Ludovifen tief zu Herzen, doch mußte ihre Wehmuth bald einem Sturm allgemeiner Noth weichen. Die schon lang vorbereitete Revolution zeigte sich in ihren gräßlichen Ausbrüchen, und zerstörte Glück und Frieden.

Der Graf zog sich mit seiner Familie auf seine Güter, an der Grenze Spaniens, zurück. Ludovike wollte sich nicht weiter von ihrer Heimath entfernen und hoffte täglich, aber vergebens, auf einen Paß, um den sie sich alle Mühe gab. Indessen blieb sie mit einem Portier und einer Köchin allein in des Grafen Palais. Welche Todesangst sie hatte, wie sehr die Gräuelscenen sie erschütterten,

und wie der Kummer und das Mitleiden an ihrem Herzen nagten, vermögen wir nicht zu schildern. Sie erlebte in Paris die Schrecken der Pöbelherrschaft, wo keine Gewalt, welche für Ordnung und Recht sorgte, bestehen konnte, weil Robespierre, Marat und wie sie alle heißen, die Schreckensmänner, das Wort führten, und die sonst gesetzgebende Macht den blutdürstigen Unmenschen zitternd gehorchen mußte.

Bei den Haussuchungen, welche in der ganzen Stadt vorgenommen wurden, um die Freunde des Königs zu verhaften, blieb natürlich das Palais des Grafen nicht verschont. Ludovike entgieng mit Gottes Hilfe der ihr drohenden Gefahr, konnte aber eben immer noch keinen Paß erhalten, was ihre Noth aufs Äußerste trieb. Sie mußte schon hören, wie mehrere tausend Menschen in die Kerker geworfen oder in Kirchen verwahrt wurden, und eine wüthende Rotte jakobinischen Pöbels sie wie Thiere hinschlachtete. 5000 Menschen wurden in jenen paar Tagen gräßlich gemordet, unter ihnen die schuldlose Prinzessin Lamballe, der Graf von Montmorin, drei Herzoge von Larochefaucault und viele Edle, die sie theilweise kannte und liebte. Sie mußte natürlich jeden Seufzer unterdrücken, denn ein verdächtiger Blick konnte den Tod bringen. Endlich, vierzehn Tage vor des unglücklichen Königs Enthauptung wußte ihr der treue Freund Chambs Gelegenheit zu verschaffen, mit mehreren Freunden in die Normandie zu fliehen. Ob sie schon durch ihre Flucht weiter von ihrem Vaterland entfernt wurde, dankte sie doch Gott, dem Schauplatz unmenschlicher Gräuel entgehen zu können und trat mit ihren Bekannten die Reise

sogleich an. Ein Auszug, aus einem Brief, welcher zwar einer spätern Zeit angehört, da sie ihn erst, als ihr Gemüth im Schoose der Ihrigen wieder beruhigt war, schrieb, möchte hier dennoch am Platz seyn.

„Du wunderst Dich, meine liebe Christophine, daß ich wieder Muth hatte, nach Paris zurückzugehen. Damals sah es nicht so stürmisch aus, und das Verlangen, so viele gute Freunde dort wieder zu sehen, trug nicht wenig dazu bei, Paris jedem andern Ort vorzuziehen, auch hatte die Kunst daran einen großen Antheil. Dort im Sitz der Künste, die einander freundlich die Hände bieten, kann man mit Vergnügen arbeiten, auch fehlte es mir nicht in dem Hause der liebenswürdigen Bellino, mein Talent mit Vortheil anzuwenden, ihre Freundschaft konnte mir äußerst nützlich seyn durch ihre ausgebreiteten wichtigen Bekanntschaften; allein nicht lange dauerte es. Der 10. August, die Unruhen, die ihm folgten, zerstörten auch meine Absichten, die so schön zu blühen anfiengen. Bellino rettete sich an die Grenzen Spaniens hin, und ich floh mit einigen Bekannten in die Normandie; denn gewiß ohne diesen freundlichen Zufluchtsort hätten mich die vielen schrecklichen Bewegungen meines Gemüths krank gemacht. — In meinem Leben werde ich's nicht vergessen, wie wohl mir's war, als ich in diesem stillen Dörfchen ankam, welches in einer zauberischen Gegend liegt — Gott, wie schön ist diese Provinz! wie reich und abwechselnd in Allem! Ich habe alle kleinen Reisen in der Gegend herum gemacht in Gesellschaft guter Menschen, und erst dort lernte ich diese Nation besser kennen, und traf beinahe die nämliche Herzlichkeit wie bei uns an, nur mit mehr Feinheit der Manieren verbunden; ich liebte die Franzosen aus voller Seele. O, wie mißbilligte man allgemein die unerhörten Grausamkeiten, die damals vorgiengen, als ich diese Gegend bewohnte; allein man durfte nichts dagegen sagen, so mächtig war der Geist der Volks-Despotie, und so sehr gefürchtet. O, meine Liebe, wie viel könnte ich Dir erzählen! — Wie schön und groß kam mir die Revolution anfangs vor, und wie oft entlockte mir die Bewunderung Thränen, ich war eine warme Demokratin aus voller Seele — allein ich bin es nicht mehr; seit diese große mächtige Nation, die so viele gute Köpfe in sich faßt, eine Handvoll rasender Menschen Meister werden läßt, haben sie die

Achtung aller ihrer Nachbarn verloren. Ich war Zeuge ihrer Tollheit: aus Neugier wohnte ich einigemale dem Jakobinerklubb bei, ich glaubte unter Wüthenden zu seyn. Und so mancher gute Mensch ist zu ihnen hinübergetreten und verirret. Ich hatte zwei Freundinnen vor der Revolution, liebenswürdiger, gebildeter, gutmüthiger kannst Du Dir keine Geschöpfe denken, nun sind sie ungenießbar geworden. Ich konnte sie nicht hassen. Ich hatte Mitleiden mit ihrer Verirrung, und mich lieben sie nicht mehr, weil ich menschlicher dachte, und dieses hielten sie für Aristokratie. — Eltern, Kinder, Geschwister — die besten erprobtesten Freunde entzweien sich bis auf den Tod. — Es ist unglaublich, man muß Zeuge gewesen seyn, um es zu begreifen. Ich glaube fast, es ist ärger, als Religionskrieg — Vom Umbringen spricht man wie von Ohrfeigen — Wie dauert mich dieses arme verirrte Volk und unsere Deutschen an den Grenzen — Ich danke Gott, daß ich nun unter den Meinigen der Ruhe wieder genieße." —

Wir wissen nicht genau anzugeben, wie lange Ludovike in dem stillen Dörfchen, das sie so lieb gewonnen, verweilte. Jener freundliche Aufenthalt, welcher ihr nach den gräßlichen Scenen, die sie in Paris erlebte, doppelt wohl that, blieb ihr unvergeßlich. Sie erzählte in ihren spätern Jahren noch so frisch und heiter davon, als ob sie erst vor wenigen Tagen von der Normandie zurückgekehrt wäre. Wie sie überall das Schöne und Gute aufzufassen wußte, so bewahrte sie es auch in ihrem Herzen, und die peinlichen Tage, die sie während der Schreckenszeit in Paris durchlebte, suchte sie zu vergessen, wenigstens sprach sie ohne Aufforderung nie davon. So erwähnte sie auch nichts von ihrer schweren Krankheit, von der sie auf ihrer Heimreise befallen wurde, und welche gewiß Folge der vielen Alterationen war. Sie fühlte wohl während ihres Aufenthalts in der Normandie, daß

ihre Nerven sehr gelitten hatten, aber weil sie dergleichen Unfälle für natürliche Folgen der Schreckenszeit hielt, merkte sie nicht sehr darauf. Sie setzte sich täglich auf ihren Esel und durchstreifte die schöne Gegend mit Entzücken, unterhielt sich mit den Landleuten, besuchte den Ortsgeistlichen, einen würdigen, älteren Mann, mit welchem sie Freundschaft schloß, und suchte so den Druck des Körpers zu vergessen. Ein ganz besonderes Wohlgefallen fand sie an der Ordnung, welche in dem Dörfchen auch bei den Vergnügungen des Völkchens herrschte. Jene überwachte der Pfarrer mit christlicher Klugheit.

Indessen war die Zeit gekommen, wo Ludovike Frankreich wieder verlassen konnte. Der Abschied von dem kleinen Paradies, wie sie das Asyl, welches sie schützend aufnahm, nannte, that ihr wehe, obgleich die Sehnsucht nach den Ihrigen immer stärker wurde. Nahe am Ziel hatte sie aber noch eine schwere Prüfung zu bestehen; sie sollte das geliebte Vaterland noch nicht sehen, da sie in Straßburg von einem bedeutenden Nervenfieber überfallen wurde, an welchem sie sechs Wochen krank darnieder lag. Ihr dankbares Gemüth war nun mehr auf ihre Wohlthäter als auf das Uebel selbst gerichtet. Sie wurde in einem deutschen Haus wahrhaft liebend verpflegt, und fand so viele theilnehmende Herzen, daß ihr die Krankheit dadurch sehr erleichtert wurde.

Wer die Hilfe in der Noth erkennt und das Gute, das jedem Uebel folgt, aufzufassen versteht, ist nie ganz unglücklich. Die Kunst, Leiden willig und an den manchfachen Lasten nicht schwer zu tragen, erlernen wir nur

auf christlichem Standpunkt recht. Der Christ bleibt nicht ohne Thränen, aber er weiß, wer sie trocknet. Kein Unglück kann ihn erdrücken, kein Uebel ihn unfähig machen, zu seinem Herrn und Meister zu flehen, der so freundlich ruft: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken!“ Ach, wenn doch alle Menschen diesen herrlichen Meister, zu helfen (Jes. 63, 1.), der sich so gerne finden läßt, suchen möchten!

Drittes Kapitel.

Heimkehr, häusliches Leben. Christophine Schiller, deren Familienverhältnisse. Regine Voßler. Simanowiz Krankheit. Ludovikens Unterricht im Zeichnen. Einwirkung auf ihre Schülerinnen — das schwermüthige Mädchen.

Nachdem sich Ludovike erholt hatte, kehrte sie in ihre alte geliebte Heimath, nach Ludwigsburg, zurück, wo sie ihr häusliches Leben mit neuer Kraft und Liebe begann und die Kunst dabei doch nicht vernachlässigte, denn sie wußte, wie wir früher schon bemerkten, ihre Zeit so gut einzutheilen, daß sie nichts versäumte und jedem Ding sein Recht widerfahren ließ. Müßig gehen konnte sie nie, es lag so sehr in ihrer Natur, jeden Augenblick zu benützen, daß sie selbst da, wo andere Frauen sich berechtigt glauben, die Hände in den Schoos zu legen, die ihrigen doch nicht ruhen lassen konnte. Sie strickte und nähte so schön und fertig, wie Leute, welche diese Arbeiten zur Aufgabe ihres Lebensunterhaltes machen müssen.

Daß der Mann einer so durchaus vorzüglichen Frau sich innig beglückt fühlen mußte, ist natürlich, besonders, weil er ihren Werth verstand und fühlte. Nicht jeder Mann von Bildung erkennt alle inneren Vorzüge seiner

Frau. Die Männer im Allgemeinen fühlen nicht zart genug, um die stillen Tugenden und Opfer, welche der Tiefe des Gemüthes einer liebenden Frau entsteigen, nur zu bemerken; die ganze Natur des Mannes ist vielleicht zu kräftig, um das Gemüthsleben der Frau ganz zu verstehen, er mag sich nicht einmal damit befassen. Wir möchten daher alle zart besaiteten Herzen unseres Geschlechts bitten, an keinen Mann dießfalls große Ansprüche zu machen; denn eben diese Ansprüche, deren Befriedigung dem Manne unnatürlich ist, haben schon die traurigsten Störungen in sonst glückliche Ehen gebracht. Uebe die Frau ihre Pflichten immerhin in stiller Liebe, ohne auf Anerkennung aller einzelnen Züge derselben zu rechnen. Das ganze Bild wird der Mann doch lieben müssen, wenn er die schönen Einzelnheiten desselben auch nicht immer herausfinden sollte. Wir können die wissenschaftlichen oder gelehrten Leistungen und überhaupt die tiefere geistige Regsamkeit der Männer nur im Allgemeinen anerkennen, ohne das Einzelne recht zu verstehen und zu würdigen; nur findet der Unterschied statt, daß der Mann dieß nie von seiner Frau verlangt, sondern sie gern in ihrer Sphäre läßt, während die Frau den Mann oft in ihren Gesichtskreis herab- oder hinaufziehen möchte. Sie mag dieß versuchen, aber nur soll sie nicht empfindlich werden, wenn es ein vergeblicher Versuch ist. — Es möchte hier am Platz seyn, über die Empfindlichkeit, die so gerne im weiblichen Herzen wurzelt, Einiges zu bemerken. Am meisten verletzt man sich selbst durch eine allzugroße Verletzbarkeit, und sie ist beim Licht betrachtet nichts Anderes als eine herbe Frucht der

Eitelkeit. Oft fühlt man sich beleidigt, wenn Andere einen Fehler an uns rügen, welchen wir nicht zu haben glauben, wenn sie sich eine scherzhafte Art im Umgang mit uns erlauben, oder wenn sie unsere guten Eigenschaften nicht anerkennen. Wer wollte sie alle nennen, die Reizmittel, welche wie Zugpflaster dem empfindlichen Herzen so oft willenlos von Andern aufgelegt werden! Leider aber wirken sie nicht, wie die materiellen, heilend, indem diese die bösen Säfte herausziehen, sondern das Herz wird eben nur verletzbarer, und verliert immer mehr Kraft und Muth, welcher mit christlichem Sinn in die Tiefe hinabsteigen sollte, um die Falten zu lichten, in welchen, neben vielen Fehlern, auch die Empfindlichkeit ihren Sitz hat. Eine demüthige, bescheidene Seele erlaubt sich jene krankhafte Verletzbarkeit, welche wir bezeichneten, nicht, man thut ihr nicht leicht Unrecht, da sie im Gefühl menschlicher Schwachheit und Sündhaftigkeit steht, und wenn dieß je geschieht, so duldet sie gerne im Aufblick zu Demjenigen, der uns zum Vorbild gegeben ist. Darum hinweg mit einer Untugend, welche, wenn sie gleich nicht unter den gröbern Fehlern läuft, doch jedenfalls störend auf die Ruhe des Herzens und den Frieden der Seele einwirkt, und auch in Verbindung mit Andern öfters Verstimmungen herbei führt, welche bedeutender werden können, als man glaubt. Schon oft hatten wir Gelegenheit zu sehen, wie empfindliche Frauen oder Jungfrauen sich heitere Stunden, welche ihnen zugedacht waren, in trübe verwandelten und so der ihnen bestimmten Freude im Wege standen und zunächst sich, aber auch Andern, Verdruß statt Vergnügen machten.

Wir sahen Ludovifen nie empfindlich und sie hätte bei der heftigen Gemüthsart ihres Mannes und seiner langen Kränklichkeit, von welcher in den folgenden Blättern die Rede seyn wird, wohl öfters Ursache dazu haben können. Wenn ihr etwas Unangenehmes von Andern begegnete, so tröstete sie sich leicht damit, daß man eben Geduld haben und denken müsse, daß man selbst auch Fehler genug mache.

Eine geliebte Jugendfreundin von Ludovifen, Christophine Schiller, welche wir schon früher nannten, hatte sich, wir wissen nicht genau, in welcher Zeit, an einen Freund Schillers, Hofrath Reinwald, verheirathet und war mit diesem nach Sachsen-Meiningen gezogen. So viel Glück aus dieser Verbindung Christophinen und ihrem geliebten Mann erwachsen mußte, da Reinwald ein durchaus vorzüglicher Mann war, welcher Christophinens treffliche Eigenschaften zu würdigen wußte, so viel Schmerzliches hatte die Entfernung Christophinens für Ludovifen, da beide Freundinnen gehofft hatten, sie würden in spätern Jahren sich wieder öfter sehen, wenigstens im Vaterlande, in nicht sehr großer Entfernung von einander, leben können. Ludovike hatte in ihrer frühern Jugend manche schöne Stunde im Schiller'schen Familienkreis genossen. Schillers Mutter war ihr ganz besonders zugethan und nannte sie ihren Liebling. Oft und gerne erzählte sie von jener Zeit, in welcher sie ihre Christophine fand und von der Schiller'schen Familie so freundlich aufgenommen wurde. Die Mutter unterhielt sich gar gerne mit der jungen liebenswürdigen Künstlerin über ihren geist- und talentvollen Sohn, der sie schon

frühe zu den glänzenden Hoffnungen berechtigte, welche bald in Erfüllung giengen. Die jüngste Schwester Schillers hatte sie auch in mehrfacher Beziehung sehr angezogen. Sie nahm sich vor, so bald sie den Pinsel freier werde führen können, das Mädchen mit den großen, vielversprechenden Augen in mehreren Situationen zu malen, und benützte sie auch jetzt schon zu mehreren Skizzen, welche sie entwarf. Auch das Talent der jungen Schiller, aufs Richtigste und zugleich Anziehendste zu deklamiren, war Ludoviken merkwürdig. Was der Bruder gedichtet hatte, das wußte die Schwester mit einer Begeisterung vorzutragen, daß kein Meister dieser Kunst es hätte besser machen können. Weniger entzückt über die Darstellungskunst der Tochter, als die jungen Leute, waren die Eltern; besonders der Mutter machte es Kummer, daß die Tochter sich immer mehr für die dramatische Kunst zu bilden schien, und endlich erklärte, daß es sie sehr unglücklich machen würde, wenn sie ihren Beruf zur Aktrice unterdrücken müßte. Auch kam es nach und nach an den Tag, daß sie sich längst schon mit ihrem Bruder darüber besprochen, und dieser nur aus Schonung für die Mutter nichts davon erwähnt hatte. Eine besondere Zartheit in der Liebe zu den Eltern, hauptsächlich der Mutter gegenüber, war eine sehr schöne Eigenschaft von Schillers reichem Gemüth. Seine Wahrheitsliebe soll mit seinem Zartgefühl öfter in schweren Kampf gerathen seyn, wenn die Mutter über ihres Herzens höchstes Kleinod, den christlichen Glauben, mit ihm gesprochen und ihre Besorgnisse für ihn geäußert habe. Es war wohl auch zu ihren Ohren gelangt, daß es in der gelehrten Welt jener

Zeit um den christlichen Glauben besonders übel stand. Kein Wunder, wenn es ihr für den reichbegabten Sohn bange wurde, ob sie gleich nicht wußte, daß Schiller schon als 16jähriger Knabe mit Voltaire's Werken bekannt geworden war. Auch zeigte er gerade in jener Zeit viel religiöse Rührungen. Daß er später auf dem weiten Feld der Philosophie den christlichen Glauben verlor, wird ihr nicht entgangen seyn, doch wußte er sie auf eine ihm ganz eigenthümliche Weise immer wieder zu trösten. Wenn sie eben in großer Unruhe war, so schickte er ihr ein himmelanstrebendes Gedicht, in welchem das mütterliche Herz so gerne jenes Glaubenslicht, das sie verloren glaubte, wieder aufflackern sah. Schillers Mutter war eine fromme Frau und daher mußte es gegen ihre Ansicht seyn, die Tochter einer gefahrvollen Laufbahn preiszugeben; dennoch wollte sie sie nicht mit Gewalt zurückhalten. Als eben Schiller zu der neuen Laufbahn der talentvollen Schwester Vorkehrungen getroffen hatte, erkrankte sie an einem heftigen Nervenfieber und wurde in ihrem 18ten Jahre ein Raub des Todes. Ludovike behauptete, das Lied „Weit in nebelgrauer Ferne" habe Schiller auf diese Schwester gedichtet. Die Schiller'sche Familie wurde in tiefe Trauer versetzt, obgleich sie sich derselben nicht hingeben konnte, da sie eine neue Sorge in Anspruch nahm, indem der Vater und eine zweite Schwester von derselben Krankheit ergriffen wurden. Jedenfalls war Schillers Schmerz, welcher die verstorbene Schwester ungemein liebte, wohl ein ganz anderer, als der seiner Mutter. Die Thränen der Wehmuth mischten sich bei ihr mit Thränen des Dankes, daß Gott ihre Tochter heimgerettet und in eine

höhere Bildungsschule versetzt hatte. — Die Erfahrung, welch herrliche Gabe der Christenglaube sey, machen wir ganz besonders beim Tod der Unsrigen. Hier, in dessen Angesicht, der unser Liebstes unbarmherzig hinweggerafft, ein mit uns verwachsenes Leben, ohne welches wir uns kein Glück und keine Freude mehr denken können, grausam zerstört, und zum Raub der Verwesung macht, — hier hat keine Philosophie eine Antwort auf unsere Frage, keinen Trost für unser Herz, keinen lindernden Balsam auf unsere tiefe Wunde. Zerstreuung gilt oft als die beste Arznei, welche nicht schnell genug eingeschüttet werden könne; aber wie unhaltbar wirkt dieses Mittel auf ein Gemüth, in welchem die Liebe zu dem Verlorenen durch und durch gewurzelt hat. Ach, welch ein herrlicher Balsam sind einem verwundeten, aber glaubigen Herzen, die Verheißungen des Sohnes Gottes, der ein Vaterhaus zeigt, in welchem viele Wohnungen sind und Der den Seinigen eine Stätte bereitet, die sie Alle wieder vereinigt.

Ludovike durfte ihre Christophine im Jahr 1796 zu derselben Zeit, in welcher das Nervenfieber so schmerzliche Zerstörungen in der Schiller'schen Familie herbeiführte, nach langer Trennung wieder sehen. Schiller *), der selbst krank war, schrieb an Schwester und Schwager Reinwald auf das ergreifendste und bat dringend, dieser möchte doch seine Frau den hilflosen Eltern zusenden, er selbst würde sich durch nichts auf der Welt abhalten lassen,

*) Schillers Vater war in jener Zeit mit dem Titel eines Majors Aufseher über die herzoglichen Gärten, und Gebäude auf der Solitude und wohnte mit seiner Familie dort. Nach seinem Tod zog die Mutter nach Leonberg.

ihnen beizustehen, aber er sey nicht reisefähig. Der edle Reinwald, obgleich selbst sehr kränklich, willigte sogleich in die Reise seiner trefflichen Frau, und diese pflegte den Vater und ihre Geschwister mit rastloser Thätigkeit und liebendem Herzen aufs Beste, auch schützte sie mit einem wahren Heldenmuth das Elternhaus gegen den Ueberfall einer Rotte Franzosen. Sie wagte sich bei ihrer Annäherung unter sie hinein, schilderte ihnen mit ergreifender Beredtsamkeit das gegenwärtige Elend ihres Hauses, und die Franzosen machten sich sogleich aus dem Staub und zeigten sich nicht wieder. Einer Schwester, deren Tod wir schon erwähnten, und einige Monate später dem geliebten Vater drückte Christophine die Augen zu. Es war ihr tröstlich, vor ihrer Abreise noch einige Tage mit Ludovike zusammen seyn und an ihrem theilnehmenden Herzen ihre großen Verluste beweinen zu können, doch weinte sie nicht wie diejenigen, die keine Hoffnung haben.'

Ludovike hatte zu jener Zeit keine bessere Freundin in ihrer Nähe, als ihre Voßler, an welche sie sich immer enger anschloß. Die scharfen Ecken dieses männlichen Charakters schreckten sie nicht zurück, sie suchte sie nur mit möglichster Schonung und Klugheit immer mehr abzuschleifen, was meine Leserinnen in dem Anhang von Briefen, welche wir am Schlusse dieser Biographie mitzutheilen gedenken, finden werden. Diese beiden Freundinnen, welche sich in nichts ähnlich waren, als in der Rechtschaffenheit, wirkten stets bildend auf einander. — Der Charakterzeichnung und dem Schicksal der Freundin Voßler müssen wir mehrere Blätter widmen, da ihr Schicksal von ihrem Bilde nicht zu trennen ist und gewiß

jenes diesem die harten unweiblichen Züge aufprägte, welche jedoch nicht vermochten, die edlen Perlen in der Tiefe ihres Gemüths ganz zu verbergen. Ludovike zeigte ihr gegenüber eine Ausdauer in Liebe und Freundschaft, die über jeder Schilderung steht. Es giebt in der Freundschaft und Liebe hundert stille Opfer, welche ihren Werth verlieren, wenn man darüber spricht. — Ludovike erleichterte ihrer Freundin Voßler, welche unter dem Druck eines harten Schicksals schwer athmete, dieses so zart und vielfach, daß Letztere das Wesen eines guten Engels wohl öfter fühlte, aber die Hand nicht erkannte, welche ihn zu ihr führte.

Bei der ungewöhnlichen Lebhaftigkeit Ludovikens war ihr stilles Wirken eine um so merkwürdigere Tugend. Sie sprach so gerne über alles Gute und Schöne, was ihr im Leben begegnete, aber ihre Person kam dabei nie ins Spiel. Simanowiz wurde ungefähr im Jahr 1798 nach Stuttgart versetzt und Ludovike mußte sich von ihrem geliebten Ludwigsburg trennen. Die alten Freunde, welche sie in Stuttgart mit offenen Armen empfiengen, erleichterten ihr den Abschied von Ludwigsburg. So lebte sie ihren häuslichen Pflichten, der Kunst und wohl auch manchmal in einem Kreis gewählter Freunde und Freundinnen ein glückliches und noch mehr beglückendes Leben, als ihr im Jahr 1799 eine sehr schwere Prüfung auferlegt wurde. Simanowiz bekam, als er eben ein Geschäft in der Kaserne hatte und völlig gesund schien, einen Nervenschlag, der seine Füße lähmte. Obgleich die zarte Ludovike beim Anblick ihres unglücklichen Mannes zitterte und weinte, so ließ sie doch den Muth nicht

sinken und wurde in jeder Beziehung die Stütze ihres armen Mannes. Es war ein herzergreifender Anblick, als sie ihn in ihren Armen hielt und zu ihm sagte: „Wenn nur Du nichts zu leiden hättest, ich wollte gerne Alles für Dich thun! An treuer Pflege soll es Dir nie fehlen und unsern Unterhalt will ich mit Gottes Hilfe auch sichern. Verzage nur Du nicht, Du bist ja ein Mann, und ein so wackerer Soldat, der wohl hätte im Feld verstümmelt werden oder todt liegen bleiben können. Nun habe ich Dich doch noch, Du guter, lieber Alter! Wir können jetzt erst recht für einander leben, Du sollst sehen, wie viel die Liebe vermag. Lächle nur wieder ein wenig und sey nicht gar so traurig." Simanowiz trocknete sich die Thränen, deren er sich nicht schämte, und sagte: „Edles Weib, ich erwartete immer nur Gutes von Dir und Du hast mich nie getäuscht." Der Muth, welchen Ludovike ihrem leidenden Manne zeigte, war keine vorübergehende Aufwallung, nein, sie pflegte ihn 28 Jahre hindurch mit beispielloser Liebe und Treue, von welcher wir nur einzelne Züge zu bezeichnen vermögen. Da Simanowiz keine Dienste mehr leisten konnte, verlor er seine Gage und bezog nur eine kleine Pension. Die Aerzte erschöpften ihre Kunst vergebens, Simanowiz wieder herzustellen; am Ende sollten Mineralbäder helfen, aber jeder Versuch blieb wirkungslos und Alles, was Ludovikens Haushaltungskunst erspart hatte, wurde den Aerzten und ihren Versuchen geopfert. Um so mehr Entsagung und Anstrengung mag es Ludovike gekostet haben, sich und ihren Mann so anständig durchzubringen, als es der Fall war. Man konnte keinen Mangel in

ihrer Haushaltung bemerken, in welcher die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschte, auch war sie selbst immer frischen, heitern Muthes, welcher sonst nur von einem sorgenfreien Leben zu erwarten ist. Ludovike hielt längere Zeit keine Magd mehr und besorgte das Hauswesen neben der Pflege ihres Mannes ganz allein, nur zum Herbeischaffen der nöthigsten Lebensmittel dingte sie eine Person. Wie sie auch den niederen Geschäften, als: Zimmer und Küche reinigen, Kochen und dgl., die angenehme Seite abzugewinnen wußte, werden wir später in einem ihrer Briefe finden. Die häuslichen Geschäfte sollten aber nicht den ganzen Tag in Anspruch nehmen, sie malte nun noch fleißiger als zuvor, gewann ein schönes Einkommen dadurch und erfreute noch nebenher ihre Freunde mit manch schöner Gabe ihrer Kunst, wovon namentlich einige Briefe von Schiller und Therese Huber, die wir im Anhang mittheilen werden, Zeugniß geben. Ludovike glaubte, sie könne noch mehr leisten, und so kam sie auf den glücklichen Gedanken, Unterricht im Zeichnen zu geben. Ihrer klugen Zeiteintheilung und Ordnungsliebe hatte sie es zu danken, daß sie nie über Zeitmangel klagen mußte. Wie gut kam es ihr jetzt zu statten, daß sie von Jugend auf gewöhnt war, jeden Augenblick nützlich anzuwenden. Natürlich stand sie auch früh auf und die ersten Morgenstunden, da ihr Mann noch schlief und sie kein Geräusch machen wollte, gehörten ihr allein an. Da hat sie sich gewiß jene Kraft erfleht, die, wie jede gute Gabe, nur von Oben kommt. Nicht umsonst waren ihr die stillen Morgenstunden jener geschäftsvollen Zeit so lieb geworden, daß ihr Auge in einer ganz besondern

Verklärung glänzte, wenn sie ihrer bei den Erzählungen aus der Vergangenheit gedachte. Der Umgang mit Gott muß es gewesen seyn, welcher ihr des Tages Last und Hitze so erleichterte. Simanowiz war während seiner langen Krankheit öfter etwas mürrisch gestimmt, was bei seinen Leiden und seiner heftigen Gemüthsart auch gar kein Wunder war. Nur der klugen Behandlung seiner liebenden Frau war es möglich, in ungestörtem Frieden mit ihm zu leben, oder wenigstens die Wolken, welche sich zu einem Gewitter aufthürmen wollten, gleich wieder zu verscheuchen. Wir waren selbst Zeuge einiger Scenen, in welchen Simanowiz seine in die Flucht geschlagene Heftigkeit belächelte und seine Frau mit inniger Rührung bewunderte.

Ludovike sagte es nur einigen Bekannten, daß sie Unterricht im Zeichnen geben wolle, und es strömten so viele Lernbegierige herbei, daß sie den größten Theil zurückweisen mußte. Welche Eltern hätten sich nicht glücklich schätzen sollen, wenn auch in der Woche nur auf einige Stunden ihre Töchter unter das Auge einer so ausgezeichneten trefflichen Frau stellen zu dürfen. Ein ihr bis jetzt nicht zum Bewußtseyn gekommenes Talent entwickelte sich in ihr aufs Freundlichste, während sie jüngern Töchtern Unterricht im Zeichnen ertheilte, nämlich das der Erziehung. Sie hatte nie darüber geklagt, die Mutterfreuden entbehren zu müssen, und so glaubte man, sie vermisse dieselben ganz und gar nicht, nun aber zeigte es sich wohl, welch glückliche und beglückende Mutter sie hätte werden können, wenn ihr Gott Kinder geschenkt hätte. Das Zeichnen war wohl Nebensache,

was die Töchter von ihr lernen konnten, ob sie sie gleich mit aller Genauigkeit darin unterrichtete. Sie wußte ihnen eine Liebe einzuflößen, welche ihr eine vielseitige Wirksamkeit auf die jungen Herzen eröffnete. Sie zeigte ihnen die weiblichen Tugenden in einem Lichte, daß sie dafür begeistert werden mußten, besonders aber war es ihr eigenes Beispiel, das auf unverdorbene Gemüther unfehlbar wirkte. Eine ihrer Schülerinnen interessirte sie ganz besonders. Da diese die jugendliche Heiterkeit der Andern nicht theilte, viel in Gedanken versunken schien, ohne gerade die Empfindsame zu spielen, viel religiösen Sinn und durchaus keine Eitelkeit zeigte, unterschied sie sich von ihren meisten Altersgenossen. Ludovike sagte öfter zu Klotilden, so wollen wir die Jungfrau nennen, die Heiterkeit vertrage sich nicht nur ganz gut mit der christlichen Richtung des Herzens, sondern sie seye sogar eine Eigenschaft derselben. Wer denn mehr Ursache habe vergnügt zu seyn, als ein Mensch, der seinen Herrn und Meister liebe und ihm das Herz übergeben habe? Da seufzte Klotilde laut, und erwiederte mit nassen Augen: „Ja, wenn ich es so weit gebracht hätte, dann wäre ich auf dem rechten Weg, aber ich bin ein unglückliches Geschöpf.“ Ludovike hörte nicht auf, mit schonender Liebe an Klotilden zu arbeiten, und sie war auch das einzige Wesen, welchem sich das kranke Gemüth der sonst so lieblichen Jungfrau näherte und nach und nach aufschloß. Klotilde hatte keine Eltern mehr und wurde von ihrer Großmutter erzogen. Sie war reich und hübsch, zwei Eigenschaften, welche viele Bewerber um ihre Hand herbeiführten, was sie Ludovikn mit betrübtem Herzen klagte,

weil es ihr abscheulich vorkam, daß Männer, welche sie gar nicht näher kannten, nur wegen äußern Vorzügen sich mit ihr verbinden wollten. Da sie natürlich noch gar wenig Lebenserfahrungen gemacht hatte, so gieng sie im Urtheil über andere Menschen von sich selbst aus. So konnte sie bei ihrer zarten Gewissenhaftigkeit, dem Ernst und der Wahrheitsliebe, mit welchem sie fühlte und handelte, nicht begreifen, wenn sich Menschen bei einer wichtigen Sache von gemeinen Triebfedern leiten ließen. Ludovike gab ihr den Rath, solche Herrn kurz abzufertigen, und nicht weiter darüber zu grübeln, viel in der Haushaltung zu arbeiten, nichts Sentimentales zu lesen, sondern dem Geist stets einfache gesunde Nahrung zu reichen u. s. w. Klotilde folgte ihren Ermahnungen, so viel es ihre Verhältnisse erlaubten. Die Aerzte schickten sie, ohne einen Grund ihrer Schwermuth in ihrem Körper zu finden, alljährlich an verschiedene Badeorte, und nach der Badekur mußte sie immer eine weitere Reise machen, was sie nur gezwungen that, auch kam sie jedesmal, wie sie gieng, mit gesenktem Haupt und niedergeschlagenem Blick zurück.

Es war eine schöne Sommernacht, als Ludovike, welche in der ehemaligen Seegasse, jetzt Friedrichsstraße genannt, wohnte, mit einer Jungfrau, welche das Glück hatte, damals als Pflegtochter bei ihr zu seyn, einen Gang durch die nahe Allee machte. Sie kam in die Nähe des Friedhofs, der Vollmond beleuchtete die Gräber, welche zu Rosengärtchen umgewandelt schienen, so herrlich, daß sie unwillkührlich hingezogen wurde zu der Ruhestätte der Entschlafenen. Ihre junge Begleiterin

wollte um so weniger vorwärts, als sie eine weiße geisterartige Gestalt sich auf den Gräbern bewegen sah. Ludovike zog sie lächelnd fort, und die Gestalt war, näher betrachtet, ein natürlicher Mensch. Wie erstaunte Ludovike, als sie Klotilde erkannte und zu gleicher Zeit mit ihr ein alter Diener Klotildens die Thüre des Friedhofs öffnete und zu jener in einem wehmüthigen Ton sagte: Ach, daß ich sie schon wieder hier finden muß, wie wird die Großmutter jammern! Klotilde schien wie aus einem Traum erwacht, schmiegte sich an Ludoviken und fragte sie leise: Ist es denn nicht schön hier? fühlen Sie nicht auch das Wehen eines himmlischen Friedens unter diesen Todten, deren Schlaf kein Schmerz mehr stört? Dürfte auch ich hier ruhen! Ludovike war zu weich gestimmt, um sie im Augenblick zurechtweisen zu können. Sie drückte ihr einen Kuß auf die Stirne und eilte nach Haus, wo sie ihren Mann schon etwas besorgt wegen ihres längern Ausbleibens fand.

Als Klotilde am folgenden Tag zu Ludoviken in die Zeichnenstunde kam, schien sie heiterer als sonst gestimmt zu seyn, bat aber dringend, der Friedhofpartie nicht zu erwähnen. In der Kirche, welche Klotilde regelmäßig besuchte, weinte sie fast während des ganzen Gottesdienstes, und Ludovikens Vermuthung, daß Klotildens zartes Gewissen irgend etwas beschwere, wurde ihr immer mehr zur Gewißheit. Sie wünschte daher um so sehnlicher, daß Klotilde ihr Herz ganz öffnen möchte. Ein wirkliches Vergehen konnte sie nicht begangen haben, denn sie fürchtete ja Gott von Herzen und war streng tugendhaft. Aber es giebt der Verirrungen des menschlichen Herzens

genug, welche ein zartes Gewissen so beschweren können, daß es sich nicht zu helfen weiß, wenn es die einzig wahre Heilsquelle, welche uns in dem Erlöser geschenkt ist, nicht glaubig suchen und finden gelernt hat. Klotilde hatte den, für ein junges Herz bedeutenden Fehler, alle ihre Empfindungen in sich zu verschließen. Sie faßte eine Neigung zu einem braven jungen Mann, welche sie jedoch mit Gewalt unterdrücken wollte, weil sie eine solche Regung für Unrecht hielt. Sie sagte keinem Menschen etwas davon und arbeitete nur immer daran, diese Neigung, wenn sie sie auch nicht auszurotten vermöchte, in der Tiefe des Gemüths zu verschließen; auch wachte sie gewissenhaft darüber, der Neigung zu dem jungen Mann durch den Umgang mit ihm keine Nahrung zu geben, und wich, wo möglich, jeder Begegnung mit ihm aus. Indessen verlobte er sich mit einer Freundin Klotildens, und nun stieg die Gewissensnoth Letzterer aufs Höchste. Da sie immer noch eine heimliche Neigung für ihn in ihrem Innersten zu fühlen glaubte, hielt sie sich für eine Verbrecherin ihrer Freundin gegenüber. Dieß Alles hatte sie Ludovifen nach und nach entdeckt, aber es war zu spät. Klotildens innere Kämpfe hatten bereits zerstörend auf ihren zarten Körper eingewirkt. Diese Lilie senkte ihr Haupt, und sie ruht nun in dem Friedhof eines fernen Badeorts, welchen sie in der letzten Zeit ihres Lebens besuchte. — Wir theilen diese kurze Lebensgeschichte mit, unsere lieben jungen Leserinnen zu ermahnen, doch jede Regung ihres jungen Herzens einem ältern mitzutheilen. Die Mutter, oder auch wenn diese nicht mehr leben sollte, die Pflegemutter weiß gewiß Rath.

Schon durch die Offenheit selbst verliert die Neigung ihren gefährlichen Zauber. Die Offenheit ist ein Schutzengel der Tugend, während die Verschlossenheit auch an und für sich unschuldigen Gefühlen und Dingen nicht selten eine gefährliche Bedeutung giebt. Aber auch die Mütter sollen sich bewachen, daß sie ihre Töchter unablässig mit jenem liebenden Ernst beobachten, welcher, weder zu weich noch zu strenge sich den Zugang der jungen Herzen offen erhält. Die rechte Mitte zu halten, ist wohl durchaus, aber besonders bei dem Erziehungsgeschäft, eine schwere Aufgabe. Der wahren Mutterliebe soll zwar kein Opfer zu schwer seyn, welches das Wohl ihrer Kinder fördert, aber hier handelt es sich noch um etwas Anderes. Jene Klugheit, welche der Herr neben der Taubeneinfalt empfiehlt, soll mit der Liebe Hand in Hand gehen, und zwar mit der Liebe, welche Paulus als das Band der Vollkommenheit bezeichnet. Wo ist aber die Mutter, welche jene Liebe nicht nur im Herzen trägt, sondern auch mit Wort und That beweist, und so durch ihr Beispiel die beste Erzieherin wird? Ach, sie ist nicht unter den Sterblichen zu finden. Die Mutter bedarf bei ihrem Erziehungsgeschäft, das wohl die wichtigste Aufgabe ihres Lebens ist, ganz besonders eines höhern Beistandes, daher muß sie nicht nur wachen, sondern auch beten, täglich, ja stündlich, um Kraft, um Beistand, ja mit einem Wort um den heiligen Geist bitten, der sie allein in alle Wahrheit leiten kann und leiten wird. Das Gebet nach dem Sinne Gottes bleibt nie unerhört. Auf den Kindern frommer Eltern ruht immer ein besonderer Segen, wenn jene auch gleich dem verlornen Sohn den

guten Weg verlassen haben. Das anhaltende Gebet der Eltern wirkt zurück und fällt wie ein befruchtender Regen herab auf das Herz eines verloren geglaubten Kindes.

Gott segnete Ludovikens Fleiß so wunderbar, daß sie sich nach und nach ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarb. Auch schenkte Er ihr eine so kräftige Gesundheit, daß sie ihr Tagewerk, welches kein kleines war, mit immer gleicher Unverdrossenheit, wir dürfen sagen, mit Lust verrichtete. Daß sie, so wie sich ihre ökonomischen Verhältnisse verbesserten, wieder eine Magd hielt, ist natürlich, aber wie sie dieselbe behandelte, dieß wollen wir zum Nutzen und Frommen unserer Leserinnen zu schildern suchen. Die Magd mußte in jeder Stunde des Tags wissen, was sie zu thun hatte, wenn sie etwas versäumte, so fragte Ludovike mit freundlichem Ernst nach der Ursache der Unterlassungssünde, konnte sich die Magd nicht rechtfertigen, so erfolgte ein nachdrücklicher Verweis in möglichster Kürze, ohne alle Bitterkeit und Zankluft, welche durchaus nicht in der Natur der trefflichen Frau lag. Ihrem Scharfblick entgieng die kleinste Lüge oder Untreue nicht. Da wußte sie dann der Magd so liebevoll und doch so ernst ans Gewissen zu sprechen, daß diese jedesmal den Fehler unter Thränen eingestand. Stadtneuigkeiten, besonders solche, welche mit den sogenannten Schwäzereien verwandt sind, durfte die Magd nie nach Haus bringen, dagegen aber Alles sagen, was ihre Person angieng, dafür interessirte sich Ludovike sehr und verlangte Offenheit, um auf ihre Sittlichkeit besser einwirken zu können. Sie hatte eine Zeitlang eine hübsche Magd; da sie wohl vermuthen konnte, daß diese manche

Versuchung habe, erklärte sie ihr: wenn sie einen rechtschaffenen Mann finde, der ihr gefalle, so solle sie es nur gleich offen sagen, dann werde sie sich nach ihm erkundigen, und sie (die Magd) dürfe ihn in ihrem Haus, wenn er redliche Absichten habe, manchmal öffentlich sehen und sprechen. Aber nur solle sie sich in Acht nehmen, nicht auf der Straße und nie zur Abendzeit irgend mit einem Mann zu verkehren u. s. w.

Der rechte Mann für sie werde sich finden, wenn sie Gott vertraue und den treuen Rath ihrer Frau befolge. Sie hatte nur wenige Mägde, weil sie jede so lang als möglich behielt. Sie liebte den Wechsel nicht. Ihrer Geduld und durchaus trefflichen Art, mit den Leuten umzugehen, gelang es, sie nicht nur für ihren Dienst ganz tauglich, sondern auch sonst zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Wie wenig Frauen besitzen die Geschicklichkeit, gute Dienstboten zu bilden, und es lohnte sich so sehr der Mühe, mehr Willen und Kraft auf dieses Geschäft zu verwenden. Eine zänkische Frau wird den Zweck eben so gewiß verfehlen, wie eine allzustrenge. Auch muß die Frau vor allen Dingen verstehen, was sie verlangen kann, und sich wohl in Acht nehmen, daß sie keine zu große Lasten auflegt. Sind die Anforderungen von einem milden Herzen billig und verständig gestellt, dann kann die Frau darauf beharren, und wird auch weniger hintergangen, als wenn sie zu streng ist. Christliche Frauen werden auch christlich auf ihre Mägde einzuwirken suchen, und haben sie diesen Gottesfurcht eingepflanzt, dann können sie auch auf ihre Treue bauen. Die Dienstboten dürfen von dem Erzie-

hungsgeschäft einer christlichen Hausfrau und Mutter nicht ausgeschlossen seyn, und so braucht sie eben auch hier, wie in allen Verhältnissen des Lebens, den Beistand Gottes, um mit Erfolg an sich und Andern arbeiten zu können. Wenn wir (Frauen) unsere eigene Schwäche nicht kennen, so werden wir in keinem Ding vorwärts, sondern in Allem zurückkommen. Nur in der Anerkennung dessen, was über uns steht, sind wir etwas. So wie wir auf unsere eigene Kraft bauen, werden wir mit derselben untergehen. Gott hat uns ins Herz geschrieben, wohin wir uns zu wenden haben, daher ist auch ein ungläubiges Weib, wenn sie nicht von Kind auf völlig unnatürlich erzogen wurde, ein Unding.

Von der angebornen Aengstlichkeit Ludovikens, welche mit ihrem geistigen Wesen contrastirte, haben wir noch nichts gesagt. Sie konnte diese bei aller Mühe, die sie sich gab, nicht ganz überwinden, doch so weit siegte mit Gottes Hilfe ihre Vernunft, daß sie Andern nie lästig dadurch wurde. Bei so viel Phantasie und schwachen Nerven, wie sie hatte, ist ein ängstliches Wesen ganz natürlich.

Als eines Abends nach einem schwülen Tag Ludovike sich mit ihrem Mann und der jungen Pflegtochter nach dem Nachtessen, wie es meistens jeden warmen Sommerabend geschah, auf eine Bank vor dem Hause setzte, sah sie ängstlich dem Heranziehen eines Gewitters zu und fragte ihren Mann wohl zehnmal in bittendem Ton: „Nicht wahr, Du gehst nicht ins Bett, wenn das Gewitter ausbricht?“ „Warum denn nicht?“ erwiederte Simanowiz lachend, „das wäre ein rechter Soldat, der ein

Gewitter fürchtete." „Ja," sagte Ludovike, „meinst Du, der liebe Gott könne seine Blitze nicht gewaltiger schleudern, als ihr eure Kanonen?" „Ja wohl," sagte Simanowiz, „aber er thut's eben nicht, und wenn auch, so ist es eins, ob wir schlafen oder wachen." „O, lieber Alter," versetzte Ludovike, ihm die Wange streichelnd, „sey doch nicht leichtsinnig! „Nein," sagte Simanowiz ruhig und fest, „das bin ich nicht, aber ich habe Schlaf, und meine Ludovike ist kein Kindskopf und begleitet mich." Ludovike, in der Selbstüberwindung geübt, gieng ohne allen äußern Widerspruch ins Bett. Nach einer Stunde glich der Himmel schon einem Feuermeer und der Donner rollte ununterbrochen fort. Wir haben noch kein so schreckliches Gewitter erlebt, wie jenes war. Ludovike wollte Licht machen und brachte keins zu Stande. „Wo fehlt's denn?" rief Simanowiz; „gieb mir Stahl und Zunder, ich will gleich Licht haben." Er lachte laut auf, als er fühlte, daß der Zunder tropfnaß war und natürlich so kein Feuer fangen konnte. Der Angstschweiß der armen Ludovike rollte an Stahl und Zunder hinab, als sie Licht machen wollte. Nun bekam sie zwar Licht, aber ihren Mann brachte sie nicht aus dem Bett; sie bat, sie weinte, es half Alles nichts, er blieb ruhig liegen. Die Sturmglocke läutete, der Blitz hatte in zwei Stunden dreizehnmal eingeschlagen, eine Ziegelhütte, nicht sehr weit von der Seegasse, doch unterhalb der Stadt, brannte ab, in mehreren Häusern mußte man löschen, das Gewitter dauerte immer noch an, Ludovike hätte so gern das schwüle Schlafzimmer verlassen und sich in die größere Hausflur geflüchtet, aber sie wollte doch nicht von ihrem eigensinnigen Manne weichen. „Es

könnte auch in unserem Haus einschlagen und da muß ich ihm doch heraushelfen," sagte sie zitternd und legte seine Kleider zurecht. Simanowiz blieb unbeweglich. Welche Frau wäre da so geduldig gewesen, wie Ludovike? Des folgenden Tages war sie ungewöhnlich blaß und angegriffen, und das Unterrichtgeben wurde ihr sehr schwer. Dieß ist nur ein Beispiel von dem unüberwindlichen Eigensinn des sonst sehr gemüthlichen, verständigen Simanowiz, der Alles eher für seine Frau gethan, als ihrer Aengstlichkeit nachgegeben hätte. War dieß recht? Wir haben wohl oft, wie auch er, bei einer solchen Art zu handeln, das Bewußtseyn guter Absicht, aber nicht immer das der Fehler, welche wir dabei begehen. Nicht selten lassen wir unsere Neigungen gewähren, und sagen uns, es geschehe zum Besten Anderer. Der Eigensinn erhält den Namen Festigkeit, die Bequemlichkeit wird in Ruhe umgetauft, und wie sie alle heißen, die Scheintugenden, welche wir uns beilegen. So wie sich unsere guten Absichten und Handlungen unseren eigenen Fehlern zugesellen, eben so stellen sie sich jenen auch gar oft in den Weg und wir verfehlen den guten Zweck durch eigene Schuld. So ist auch die Heftigkeit, namentlich bei dem Erziehungsgeschäft, wohl einer der größten Fehler, schon wenn sie nur ein Wort mitspricht, ist es gefehlt, wenn es aber zu leidenschaftlichen Ausbrüchen kommt, so ist dieß eine Versündigung, welche sich auf eine für die Eltern sehr schmerzliche und für die Kinder sehr nachtheilige Weise rächt. Auch dagegen giebt es wohl kein kräftigeres Schutzmittel, als das Gebet. Nichts ist schwerer durch die eigene Kraft zu besiegen, als unsere Temperamentsfehler. Vor

diesen Feinden strecken wir gar bald das Gewehr. Wir bedürfen höherer Waffen, wenn wir einen Sieg über unsere eigene Natur erkämpfen wollen.

Daß Ludovikens weiches Herz für ihren alten Vater und ihre Geschwister sehr warm fühlte, brauchen wir nicht zu bemerken. Jener konnte sie zwar nur selten besuchen, aber wenn sie ihn bei sich sehen durfte, so war sie sehr glücklich und voll kindlicher Aufmerksamkeit. An ihrer einzigen jüngern Schwester Johanne, welche ihrem Bruder, dem Pfarrer in Leonbronn, die Haushaltung führte, hieng sie mit der innigsten Liebe, und freute sich immer ungemein auf die Zeit, in welcher Johanne sie besuchte, was jedes Jahr einmal auf einige Wochen geschah. Den Bruder, der seine Gemeinde eben so wenig verlassen wollte, als Ludovike ihren Mann, durfte sie nur selten sehen. Wir wollen Johannens Bescheidenheit, da sie noch lebt, nicht verletzen, und das Lob, welches wir gerne aussprechen möchten, zurückhalten; so viel sey uns jedoch zu bemerken erlaubt, daß sie auch an Geist und Gemüth Ludovikens Schwester ist. Es bestand unter diesen Geschwistern, dem Pfarrer und seinen beiden Schwestern, ein fast ununterbrochener Briefwechsel. Ludovikens Briefe waren wohl freundliche Sonnenblicke für die Geschwister im einsamen Pfarrhaus. Diese in ihre Nähe zu bekommen war ein großer Wunsch von Ludoviken. Wenn eine Pfarrei in nicht sehr großer Entfernung von Stuttgart vakant wurde, so bat Ludovike den Bruder dringend, sich darum zu bewerben. Mehrere Jahre vergiengen, ehe ihr heißer Wunsch erfüllt wurde. Endlich erhielt sie die frohe Botschaft, daß der geliebte Bruder auf die Pfarrei Erdmannhausen,

eine Viertelstunde von Marbach (Schillers Geburtsort), entfernt, ernannt worden sei. Die rein kindliche Freude Ludovikens, welche sie bei dieser Nachricht hatte, vermögen wir nicht zu schildern. Den Anblick, wenn ihr eine Freude auf der Stirne thronte und in den Augen leuchtete, werden wir nie vergessen. Sie war fast immer fröhlich, aber wenn sie sich so recht von Herzen freute, da hätte sie ihren Feind, wenn sie je einen gehabt hätte, gewinnen müssen. Es war leicht, ihrem kindlichen Gemüth eine Freude zu machen. Das Wohl Anderer konnte sie eben so heiter stimmen, wie ihr eigenes. Der Anblick einer Blume entzückte sie, wie die schöne Handlung eines Menschen. Sie wußte bei der Beschauung kleiner Gegenstände im Reich der Natur das Große herauszufinden und daher war ihrer Beobachtung nichts zu gering. Oft, wenn sie den wunderbaren Bau einer kleinen Muschel oder einer Pflanze betrachtete, füllten sich ihre Augen und ihr Herz wallte über in den Ausruf: Gott! wie groß bist du! Ihre Phantasie schweifte wohl auch manchmal gern hinüber in das Reich, welches unsern Augen verhüllt ist. Der Somnambulismus war ihr ein sehr interessanter Gegenstand, und Geistergeschichten hörte sie, gleich den Kindern, gar gerne. So kam sie einmal auf Besuch zu den Eltern ihrer Pflegtochter, welche als Pfarrleute in einem Dorf, mehrere Stunden von Stuttgart entfernt, wohnten. Dort hörte sie, daß es in einem Haus bedeutend spucke und es bis jetzt noch keiner Untersuchung gelungen sei, die Spuckgeschichte zu enträthseln. Sie hatte keine Ruhe, man mußte sie in das Haus führen, und sie hätte gar gerne etwas von dem Poltergeist gehört, aber

er that ihr den Gefallen nicht, während er sich sonst vor keinem Menschen genirte und öfter ein Dutzend Männer in die Flucht geschlagen haben soll. Ludovike wunderte sich, daß der christliche Pfarrer, rücksichtlich der Spuckgeschichten ein gar so ungläubiges Herz zeigte, als er ihr aber eine Geschichte um die andere, in welcher Lüge und Betrug an's Licht gezogen wurde, erzählte, mußte sie ihm wohl auch darin beistimmen, daß die Spuckgeschichten im besten Fall doch meistens auf einer Täuschung beruhen. Der Pfarrer forderte seine Tochter auf, ihr eigenes Erlebniß im Reich der Spuckerei Ludovifen zu erzählen, und die Tochter begann, wie folgt:

„Als ein zwölfjähriges Mädchen war ich bei meinen Großeltern in K. auf Besuch. Ein freundliches Zimmerchen in dem Hause derselben wurde das Geisterstübchen genannt, was meinem Großvater sehr ärgerlich war, und doch konnte er die alte Gewohnheit, diese Benennung im Munde zu führen, seinen Leuten nicht nehmen, so viel Mühe er sich immer geben mochte. Und wenn es nur der Name allein gewesen wäre, aber es war auch der Aberglaube, mit welchem sie behaupteten, das Stübchen habe seinen Namen nicht umsonst. Die Dienstboten mußten sich manchmal zu zwei oder drei über die Mitternachtsstunde in dem Stübchen aufhalten, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Erscheinung ein Hirngespenst sey; denn von dem Großvater, der manche Nacht im Geisterstübchen zubrachte, ohne den Geist gesehen zu haben, glaubten sie eben, er sey nicht dazu geboren oder wolle die Sache verheimlichen. Die Leute machten jedesmal, wenn sie im Geisterstübchen wachten, um zwölf Uhr

Lärm, und sagten, eine weiße, weibliche Gestalt sey hereingekommen, habe den Bettvorhang aufgemacht, sich zum Bett niedergebückt und sey dann verschwunden. Wenn darauf der Großvater Stübchen und Haus durchsuchte, konnte er nie etwas finden. Meine Großmutter und Tanten, welche auch manchmal ihr Nachtlager in dem unheimlichen Stübchen aufschlagen mußten, behaupteten auch, eine weiße Gestalt gesehen und eine kalte Hand gefühlt zu haben. Mein Vater und Großvater hatten mich rücksichtlich der Spuckgeschichten so aufgeklärt, daß ich gewöhnlich darüber lachte, vor dem Geisterstübchen aber hatte ich doch heimlich allen Respekt. Eines Abends, als wir traulich beisammen saßen und des Großvaters Augen mit wohlgefälligem Lächeln auf mir ruhten, machte er mir den Vorschlag, in dieser hellen, schönen Sommernacht im Geisterstübchen allein zu schlafen. Dieß wäre wohl die größte Beschämung für unsere Leute, sagte er zur Großmutter, wenn das zarte Kind mehr Muth zeigte, als sie. Ich hatte meinen Großvater zu lieb, um ihm einen Wunsch, dessen Befriedigung in meiner Macht stand, unerfüllt zu lassen.

„Meine Großmutter sprach entschieden dagegen, ich versicherte jedoch, ich mache mir nichts daraus. Um zehn Uhr legte ich mich zu Bette. Als ich gebetet hatte, wollte ich schlafen, aber es kam kein Schlaf. Das Plätschern des nahen Brunnens und jedes kleine Geräusch schreckte mich auf. Aengstlich horchte ich auf den Ruf des Nachtwächters, ob es noch nicht zwölf Uhr wäre; eilfe hatte er schon lange gerufen, als ich leise Tritte auf der Flur hörte, welche meiner Thüre immer näher kamen;

mein Herz pochte gewaltig, die Thüre öffnete sich kaum hörbar, ich sah durch den lichten Vorhang, welcher mein Bett umgab, daß sich wirklich eine Gestalt bewegte und auf mein Bett zugieng, ich sank zurück und meine Augen schloßen sich, doch hörte ich, daß der Vorhang behutsam zurückgezogen wurde, auch fühlte ich die leichte Berührung einer warmen, nicht einer kalten Hand und vernahm die zärtliche Stimme meiner Großmutter, welche die Angst um mich herausgetrieben hatte. Sie wollte zu der gefährlichen Mitternachtsstunde an meinem Bette sitzen, und hoffte mich schlafend zu finden, nicht ahnend, daß gerade ihre Erscheinung mich so sehr ängstigen würde. Als sie mich in einer krankhaften Hitze glühen sah, wickelte sie mich in mein Couvert und trug mich in ihr Bett. Als der Großvater erwachte und vernahm, was vorgegangen war, wurde er sehr böse über die ungeschickte Aengstlichkeit seiner Frau, doch löste sich sein Aerger bald in Sorge um mich auf. Es wurde vor Tag zum Arzt geschickt, welcher mich bedeutend krank fand. Von der Krankheit selbst weiß ich nichts mehr."

Der Pfarrer sagte nun, daß diese fatale Spuckgeschichte ihn beinahe das Leben seines einzigen Kindes gekostet hätte, und behauptete, daß die Nerven seiner Tochter einen für ihr ganzes Leben fühlbaren Stoß bekommen haben.

Viertes Kapitel.

Ausflug aufs Land. Der naive Bauer.

Der freundliche Tag im gastlichen Pfarrhaus verging Ludoviken sehr schnell, und sie mußte sich mit ihrer Pflegtochter nun wieder in die Residenz begeben. Simanowiz wartete mit Sehnsucht auf seine Ludovike und lachte herzlich, als sie ihm ihren mißlungenen Versuch, den Poltergeist zu hören, erzählte. Simanowiz sagte, er habe auch etwas zu erzählen, denn er habe einen sehr interessanten Besuch gehabt. „Einen meiner Pariser Freunde?" fragte Ludovike neugierig. „Nein," versetzte Simanowiz, „eine ganz andere Qualität." „Also ein Deutscher?" fragte Ludovike. „Ja wohl, ächt deutsch," erwiederte Simanowiz. „Lieber Alter, mache mich doch nicht so neugierig, und sage, wer bei Dir war," bat Ludovike in ihrer gewohnten kindlichen Art. Endlich antwortete Simanowiz: „Ein sehr origineller schwarzwälder Bauer. „Was wollte denn dieser?" unterbrach ihn Ludovike. „Er will sich von Dir malen lassen, Du wurdest ihm von Paris aus empfohlen. Nicht wahr, das klingt sonderbar? das Weitere wird er Dir morgen selbst erzählen. Um acht Uhr will er schon bei Dir

seyn, er eilt mit seinem Bild, und so viel ich merkte, liebt er das Sitzen gar nicht." Ludovike freute sich ungemein auf das Bäuerlein, und ließ in aller Frühe ihren Schülerinnen sagen, sie könne einige Tage keine Lektionen geben. Mit dem Tag stand sie auf, ob sie gleich keine Vorkehrungen zu treffen hatte, denn ihr ganzer Apparat zum Malen war stets in Ordnung. Das Bäuerlein erschien vor acht Uhr. Einen Dreispitz auf dem Kopf, ein scharlachrothes Brusttuch, so nennen die Bauern ihre Westen, mit einer Reihe schwerer silberner Knöpfe besetzt, unter dem feinen dunkelblauen Tuchrock, dazu gelblederne Beinkleider, so trat er mit einem freundlichen „guten Morgen" ins Zimmer und fragte Ludovike, ob sie die Frau Malerin seye, an die er hier einen Brief habe, welchen er aus der Tasche zog, und Ludovike übergab. Dieser war von einem der ersten Banquiers aus Paris, welcher Ludoviken bat, ihm seinen Vater zu malen und das Bild ihm zuzuschicken. Der Banquier war ein Bekannter von der Gräfin C., geb. Bellino, welche ihm von Ludoviken sagte. Als sie den Brief gelesen hatte, sagte das Bäuerlein: „Es kostet mich viel Mühe, meinem Buben den Gefallen zu thun und mich für ihn malen zu lassen. Mein Brod war ihm nicht gut genug, er suchte ein anderes. Ich hätte ihm zwanzig Morgen Ackerfeld und ebenso viel Wiesen und Wald und Alles, was dazu gehört, gegeben, aber der Bursche that nicht gut und unser Herr Pfarrer selbst hat ihm fortgeholfen; auch habe ich ihm einen Provisor gehalten, der ihm die fremden Mucken in den Kopf setzte. Meine jüngste Tochter mußte ich auch hergeben, diese ist hier, um das Dralirum

Dralarum * und dergleichen zu lernen, dann soll sie zu meinem Buben nach Paris. Meine ältere Tochter aber bleibt bei mir, und uns bringen hundert Gäule nicht in den Guckkasten, uns gefallen meine Häuser, Ställe und Felder besser. Es wird viel fehlen, bis mein Bub so schönes Vieh hat, wie sein Vater." — Ob gleich die treuherzige Sprache des Bäuerleins Ludovike ungemein freute, so gab sie sich doch alle Mühe, den Vater mit dem Glücke des Sohnes auszusöhnen. Es half Alles nichts, er blieb dabei, sein Bub hätte im Land bleiben sollen, „bleibe im Land und nähre dich redlich" steht in der Bibel und über die Bibel geht nichts, sagte er fast unwillig. Es wurde Ludoviken sehr schwer, das Bäuerlein fest zu halten, wenn sie eben hoffte, er bleibe jetzt sitzen, zog er seine Schnupftabacksdose wieder heraus und bot Simanowiz eine Prise an, mit großem Bedauern, daß Ludovike nicht auch schnupfe. Dann wollte er immer sehen, wie sie ihn auf die Leinwand bringe, und stand alle Augenblicke auf, um das Ding recht zu beschauen. Endlich gelang es Simanowiz durch das Erzählen einiger Histörchen, ihn wenigstens so lang fest zu halten, bis die Umrisse fertig waren. Die ausgezeichnet naive Art des Bäuerleins hatte Ludovike so begeistert, daß sein Bild wohl eine ihrer gelungensten Arbeiten war. Es hatte ungemein viel Wärme und Leben, und dann hatte sie seinen Charakter so richtig aufgefaßt, daß man die Naivetät und die eigenthümliche Gutmüthigkeit neben einer gewissen Festigkeit sogleich im Bild erkannte, und es ohne Worte sprechen hörte. Als das Bild fertig war und

* Er meinte Singen, Clavier- und Guitarrespielen.

das Bäuerlein es beschaute, sagte er: „Ja, dieß ist ein ganzer Kerl, aber ich bin's eben nicht, doch wird der Bube sagen: So sieht mein Vater aus, wenn er frisch rasirt und sauber gewaschen zur Kirche geht.“ Dem Bäuerlein schien sein Bild zu schön zu seyn, und doch erkannte er sich darin. Dieß hätte er nicht naiver ausdrücken können.

Die Tochter des interessanten Bauern, von welcher er sagte, daß sie in Stuttgart sey, um das Dralirum Dralarum zu lernen, trat nun auch in die Reihe der Schülerinnen Ludovikens. Sie war nicht schön, aber sehr verständig und talentvoll, sie faßte und erlernte Alles schnell, in deutscher und französischer Sprache, im Zeichnen, Singen, Clavier- und Guitarrespielen hatte sie es, für die kurze Zeit ihres Aufenthalts in Stuttgart, zu nicht geringer Fertigkeit gebracht. Ludovike hatte eine große Freude an ihr, besonders auch wegen ihres durchaus anständigen Benehmens. Wie manche stille Feldblume wäre wohl eine Zierde cultivirter Gärten, aber der lockere Boden taugt ihr nicht, sie artet gern aus, wenn man sie verpflanzt. Bei Nanette, so nannte man das Bauernmädchen, welche wir mit einer würzig duftenden Waldblume vergleichen, war dieß nicht der Fall; ihr inneres Wachsthum wurde befördert und ihre Natürlichkeit und Einfachheit ließ sie sich nicht nehmen. Sie schämte sich ihrer Herkunft nicht, sondern sprach mit aller Offenheit davon, daß ihr Vater ein Bauer sey. Sie erzählte Ludovifen manchmal von ihren Kinderjahren, ihrem Vater, ihrer verstorbenen Mutter und ihren Geschwistern. Als sie eines Abends traulich mit Ludoviken,

Simanowiz und der Pflegtochter auf der Bank vor dem Hause saß, baten sie Alle dringend, ihre Familiengeschichte im Zusammenhang zu erzählen; ob sie schon meinte, dieß sey ihr nicht möglich, so begann sie doch, wie folgt: „Meine Mutter war eine sehr sanfte, fromme Frau, welche viel mit uns und für uns Kinder betete, uns schöne Verschen und Sprüche auswendig lernen ließ und uns ihre Bedeutung sagte. Wenn wir unartig waren, drohte sie uns mit dem Vater, sie selbst war zu gut, um uns strafen zu können, ihre Liebe hielt mich aber mehr in den Schranken, als die Furcht vor dem Vater. Mein Bruder war schon in Paris, als ich geboren wurde, und so weiß ich von seinen Kinderjahren nur, was mir die Mutter erzählte. Er sey ein sehr lernbegieriger, ungewöhnlich lebhafter Knabe, und in der Schule immer der Erste gewesen. Auch habe er gern gebetet und eine zarte Gewissenhaftigkeit gezeigt. Die Gassen- und Knabenspiele haben ihn so wenig angezogen, daß ihn die Eltern öfters, um ihm Bewegung zu verschaffen, dazu aufgefordert hätten; die Knaben, mit welchen er hätte Umgang haben sollen, seyen ihm auch zu ungezogen gewesen, er habe am liebsten gelernt und dann mit dem Vater einen Ritt gemacht, was jedoch selten geschehen sey. Eine ungewöhnliche Reiselust habe er frühe gezeigt. Auf Zureden des Herrn Pfarrers in unserem Ort, welcher den Jakob, so heißt mein Bruder, ganz besonders lieb hatte, hielt ihm der Vater noch einen eigenen Provisor und später unterrichtete ihn der Herr Pfarrer in den fremden Sprachen. Der Vater kann sich noch nicht damit befreunden, daß mein Bruder kein Bauer, sondern ein Kaufmann werden wollte. Die

Mutter hat viel darunter gelitten, bis sie den Vater zu der Einwilligung, den Jakob einem Kaufmann in die Lehre zu geben, bewog. Endlich wurde er in ein benachbartes Landstädtchen zu einem Kaufmann, welchen der Vater als einen rechtschaffenen Mann kannte, gebracht. Dort konnten die Eltern öfter nach ihm sehen, und der Vater wäre mit Allem zufrieden gewesen, wenn er nur die Vorliebe für seinen Stand hätte besiegen können. Unser Herr Pfarrer beschuldigt ihn, er halte sich für einen Patriarchen, und ich glaube fast, er hat recht, denn der Vater behauptete schon oft, sein Stand sey der erste. Er sagt: der Nährstand, dann erst der Wehrstand, Gott hat jenen vor diesem eingesetzt. Ich kann die Mutter noch lächeln sehen, wenn er sich so mit seinem Stand brüstete, und seine Güter und Heerden lobte. Ach, Du guter Mann, wirst doch Dein Herz nicht dran hängen, Du mußt ja doch Alles verlassen! konnte sie dann auch wieder ängstlich fragen, aber der Vater giebt den Armen aus allen Gegenden viel und gern, nur thut er es nicht mit jener Freundlichkeit, wie es die Mutter gethan hat. Sie besuchte auch die Kranken so fleißig, und brachte ihnen neben dem leiblichen auch geistlichen Trost, dieß ist dem Vater nicht gegeben."

Die Sterne glänzten am Himmel, und die kleine Gesellschaft, welche sich auf der Bank vor dem Haus niedergelassen hatte, mußte sich zur Ruhe begeben. Nanette versprach aber, ihre Erzählung am folgenden Abend fortzusetzen. Die Pflegtochter konnte diesen kaum erwarten, aber auch Simanowiz und Ludovike freuten sich innig, als die liebliche Erzählerin früher als gestern auf der

Bank zu finden war. Sie knüpfte nun den Faden der Erzählung sogleich wieder an: „Jakob wußte sich durch Fleiß und Wohlverhalten bei seinem Herrn sehr beliebt zu machen, und dieser brachte mit Hilfe des Hrn. Pfarrers den Vater nach und nach so weit, daß Jakob nach Vollendung seiner Lehrjahre große Reisen machen durfte. Er war einige Jahre in Amerika, kehrte dann nach England zurück und blieb mehrere Jahre in London, wo er sich zu etabliren schien, da er die Eltern in seinen Briefen nach und nach darauf vorbereitete, indem er sagte, daß er in Deutschland kein Geschäft anzufangen wüßte. Auf einmal schrieb er, er sey zu einem Banquier nach Paris berufen und nehme die ihm angetragene Stelle sehr gerne an. Er hatte, während er in London war, ich weiß nicht, welche Geschäfte mit dem Haus, in dessen Besitz er nun selbst ist. Bei seinem persönlichen Verkehr dort wurde ihm die Ehre zu Theil, von dem Banquier bei seiner Familie eingeführt zu werden. Er lernte die einzige Tochter desselben kennen und diese faßte eine tiefere Neigung für ihn, die der Vater, welcher Jakob als einen rechtschaffenen und talentvollen jungen Mann achtete und liebte, begünstigte, so sehr auch die Mutter dagegen war, ihre Tochter mit einem Deutschen von so niederer Herkunft zu verbinden. Die Liebe und die Gunst des Vaters siegten. Vor einigen Jahren starb der Banquier, und Jacob ist jetzt ein sehr reicher, und was uns noch viel lieber ist, geachteter Mann.

„Die selige Mutter wurde bald nach Jakobs Verheirathung kränklich, und da kam er mit seiner jungen Frau, sie zu besuchen, auf einige Zeit in unser Land. Ob jene gleich nicht viel deutsch sprechen und verstehen

konnte, so haben wir Alle sie doch herzlich liebgewonnen, namentlich auch der Vater, er gestehts nur nicht. Er wollte sie immer seine Sprache lehren und da gab es viel zu lachen. Sie fühlte wohl, daß des Vaters Dialect kein reines Deutsch war, that ihm aber doch den Gefallen, sich bäurischer Ausdrücke zu bedienen, und diese Klänge lauteten in ihrem Mund ganz besonders komisch. So sprach sie von ihrem Mann wie der Vater: „mein Bub", und wenn sie ihn so anredete, lautete es gar zu hübsch. Dieser schönen Zeit folgte bald eine schmerzliche, da die gute Mutter nach Jakobs Abreise nur noch wenige Wochen lebte. Ach, sie war eine edle Seele! Allen Armen, allen Bedrängten wußte sie Trost und Erquickung zu bringen. Der Vater ist wohl auch recht gut, aber er hat eben nicht diese freundliche herzgewinnende Art wie die Mutter, welche auch so wohlthätig auf ihn einwirkte, weil sie ihn gar klug zu behandeln wußte. Er fühlt ihren Verlust tief. Er kann nie, ohne zu weinen, von ihr sprechen, deßwegen vermeidet er es auch, er meint, ein so kräftiger Mann, wie er sey, dürfe nicht weinen. Wenn die Mutter noch lebte, hätte er sich vielleicht doch noch bewegen lassen, mit uns Allen nach Paris zu reisen, was mein Bruder und meine Schwägerin so sehr wünschten, aber unsere Bitten vermögen nichts, und meiner Schwester ist es auch lieber in ihrem Hauswesen, als in der großen Welt. Wenn ich diese und meinen Vater nicht verlassen müßte, würde ich mich sehr auf das Zusammenleben mit meinem Bruder und meiner Schwägerin freuen. Auch gestehe ich gerne, daß es mir sehr angenehm ist, Paris mit allen Merkwürdigkeiten, welche diese

Stadt enthält, zu sehen. Mein Bruder freut sich natürlich auch, wenigstens eine Schwester bei sich zu haben." Hier schloß Nanette ihre Erzählung. Ludovike und Simanowiz waren voll Freude über die natürlich einfache Art, in welcher sie so angenehm zu erzählen wußte.

Nanette blieb die volle zwei Jahre, welche für ihre Studien bestimmt waren, nicht in Stuttgart. Der Bruder konnte ihre Ankunft in Paris kaum erwarten, und schickte ihr unerwartet eine gute Reisegesellschaft, an welche sie sich anschloß. Unter vielen Thränen nahm sie von Ludovikens Abschied, und versprach ihr, manchmal zu schreiben, was in der ersten Zeit auch geschah. Sie soll bald eine gute Parthie gemacht haben, über welche ihr Vater seine Unzufriedenheit auf die bekannte naive Art geäußert habe. Ludovikens Wunsch, das Bäuerlein wieder zu sehen, wurde ihr nimmer erfüllt, so wie sie auch keine weiteren Nachrichten von ihm und seinen Kindern erhalten konnte.

Obgleich Ludovike frisch und gesund blieb, so sehnte sie sich doch nach einer Zeit der Stille und der Ruhe, und so träumte sie oft davon, wenn sie sich eine gewisse Summe, von welcher sie und Simanowiz unabhängig leben könne, erworben hätte, daß sie alsdann wieder nach Ludwigsburg ziehen würden. An diesen Ort knüpften sich so viele schöne Erinnerungen. Dazu kam die Nähe von Erdmannhausen, wo ihre geliebten Geschwister wohnten. Ihre Kunst fand jedoch in Stuttgart mehr Nahrung, und so lange sie diese nicht vernachlässigen wollte, mußte sie auch da bleiben. An bewährten Freundinnen und Umgang mit gebildeten Menschen, fehlte es ihr auch nicht, aber es kommt eine Zeit, und diese war

auch ihr gekommen, wo uns die Stille und Ruhe über Alles geht. Wir haben das Bedürfniß nach Mittheilung nicht mehr in demselben Grad wie früher, wir sind, wenn unser Gemüth in der rechten Verfassung ist, nicht kälter, aber ruhiger geworden, wir beschäftigen und kehren uns mehr nach innen. Die äußern Erscheinungen ziehen uns weniger an, sie sind schon oft da gewesen; nur die Schönheiten der Natur werden uns nicht alt, Blumen und Blüthen erfreuen uns in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit immer wieder aufs Neue. Wer kalt bei den Werken des Schöpfers, welche die Menschen noch nicht verderben konnten, bleiben kann, ist noch nie warm gewesen. Aber wenn uns solche Tage gekommen sind, haben wir uns zu bewachen, daß wir unsere Angehörigen, welche noch nicht in jener Zeit stehen, nicht in unsere Schranken zwingen wollen. Besonders unsern Töchtern gegenüber dürfen wir nicht vergessen, uns in ihre Jahre zu versetzen, wenn sie äußere Vergnügungen, wie ganz natürlich, mehr lieben, als wir. Daß wir hier ungestüme allzuweltliche Freuden nicht meinen, werden wir nicht zu bemerken brauchen. Vergnügungen, bei welchen man den Gedanken an Gott fliehen muß, sind in jeder Zeit unerlaubt. Aber an und für sich unschuldige Freuden dürfen wir deßwegen, weil sie zur Sünde werden könnten nicht verbieten, wenn wir unsere Töchter nicht unwahr, oder gar heuchlerisch machen wollen. Man kann hierüber jedoch keine allgemeine Regel aufstellen. Einer kann gewisse Freuden unbeschadet genießen, dem Andern werden sie zur Sünde. Man denke an das paulinische Wort von der christlichen Freiheit. — Vor Allem aber wache und

bete man. Wer ein betendes Herz in die Welt trägt, wird selbst in ihren Zerstreuungen und Wirren nicht von ihr gefangen werden. Eine kindliche, keine knechtische Gottesfurcht ist der beste Schutz, und diese soll dem Herzen des Kindes schon von der Wiege an eingepflanzt werden. Von dem Gebet der Eltern begleitet, wird selbst die Weltfreude sie nicht auszureißen vermögen. Es ist auch aus diesem Grund gefährlich, den Töchtern jedes weltliche Vergnügen zu versagen, weil sie, wenn sie gegen ihre Neigung darauf verzichten, sich gar zu gerne besser dünken, als Andere. Der Pharisäismus: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie Andere" spuckt ohnehin so gerne im menschlichen Herzen. Wir meinen oft viel gewonnen zu haben, wenn unsere Töchter sich äußerlich von der Welt zurückziehen und blicken dabei nicht in ihre innere Welt. Nicht selten vergrößert sich diese im schlimmsten Sinn, während wir ihnen die äußere verschlossen zu haben glauben. Wohl dem Jüngling und der Jungfrau, welchen nur das wahrhaft und ewig Schöne ihres Herzens Freude geworden ist, welche in der christlichen Erkenntniß schon so weit gekommen sind, daß sie Alles verkaufen können, um in den Besitz jener köstlichen Perle zu kommen (Matth. 13, 46.).

So lang Ludovike noch an das Lectionengeben gebunden war, gönnte sie sich, außer des Sonntags, keine Erholung, sie konnte daher ihre Geschwister in Erdmannhausen nie länger als auf einen Tag besuchen und da mußte sie die meiste Zeit unterwegs seyn. Sie war jedoch stets fröhlich in Hoffnung, und daher freute sie sich auch immer mehr auf die nicht sehr ferne Zeit, wo sie

die Lectionen aufgeben und nach Ludwigsburg ziehen könnte. Indessen mußte Simanowiz des Jahrs einmal eine Luftveränderung machen, und dann begleitete sie ihn zu ihren Geschwistern nach Erdmannhausen, oder zu seinem Bruder, welcher als Platzhauptmann auf Hohenasperg wohnte, gieng aber am nämlichen Tag wieder mit dem Wagen zurück, und Simanowiz blieb drei bis vier Wochen auf dem Land. Für die Pflegtochter war dieß eine ungewöhnlich schöne Zeit, denn da konnte Ludovike sich ihr ungestörter widmen, und ihr reiches Gemüth ergoß sich in das Herz der Jungfrau. Ob sie gleich nicht ohne Anwandlungen von wehmüthiger Sehnsucht nach Simanowiz, dessen Hülfsbedürftigkeit sie nur zu gut kannte, war, so fand sie eben doch mehr Zeit für ihre Erholung, und es wurde mancher Spaziergang gemacht, wo sich ihre kindliche Seele an Feld, Wald, Blumen und Pflanzen erquickte. „Hast Du auch schon bemerkt," sagte sie zur Pflegtochter, als sie mit ihr an einem Weinberg vorbei gieng, und auf die eben grün werdenden Reben deutete, „wie die noch unaufgeschlossene Blüthe, welche schon die Form der süßen Frucht hat, in eine zarte Wolle eingehüllt und in ihrer ersten Jugend so sorgfältig, wie es von der besten Mutter nicht geschehen kann, verwahrt ist? Welch unendliche Weisheit zeigt sich in den kleinsten, wie in den größten Werken des Schöpfers! Hast Du auch das nach seiner Farbe und ganzen Art dürr scheinende Holz der Weinreben beobachtet, sollte man glauben, daß dieses unscheinbare Holz die würzig duftende Blüthe und die herrlichsten Früchte treibt? Wenn man einen ganz unkundigen Menschen in einen Weinberg führte, wenn

das Holz noch so dürr aussieht, und sein schönes Laub noch nicht geboren hat, und ihm sagte: diesem Holz entquillt seiner Zeit der edelste Saft in reichster Fülle, würde es der Mensch glauben? Gewiß nicht, denn die Vernunft will gewöhnlich nur glauben, was sie sieht und begreift. Thut sich doch hier im Pflanzenreich ein Wunder um das andere vor unsern Augen auf, wir können dieß nicht läugnen, weil wir es mit unsern leiblichen Augen sehen, wenn wir es gleich nicht begreifen. Warum will man denn übersinnliche Dinge nicht glauben, weil man sie nicht begreift? O der schlimmen Zweifelsucht, die uns alle Empfänglichkeit für höhere Einwirkungen raubt, die innere Anschauung stört, und den Glauben immer ärmer macht, je mehr wir begreifen wollen." „Ja," erwiederte die Pflegtochter, „mein Vater hat mich auch schon oft auf das Unbegreifliche an äußern Erscheinungen der Natur aufmerksam gemacht, sowie auf das Unerklärliche, das in uns selbst liegt, um damit zu beweisen, wie viel weniger wir das unserer Natur viel ferner Stehende, das Uebersinnliche, begreifen können. Auf das Licht jener Aufklärung, welche alles Uebersinnliche in die Grenzen unserer Vernunft ziehen und nichts als Wahrheit anerkennen will, als was der Menschengeist erklären kann, hält mein Vater nie viel." „Da hat der liebe Vater sehr recht. Ich bin froh, daß wir Frauen es gar nicht mit jenen gefährlichen Spekulationen, welche den Verstand bereichern sollen, aber das Herz jedenfalls arm machen, befassen müssen. Gottlob, daß es Herzenserfahrungen und eine innere Gewißheit giebt, welche das scharfsinnigste Raisonnement nicht zu rauben vermag!"

„Indem ich mir so eben Vorwürfe machen wollte,"

sprach Ludovike ferner, „daß ich mich weiter, als nur zur Beschauung der Weinrebe und Bewunderung des Schöpfers führen ließ, und Alles herausfagte, was Deinem Wissen und Herzen noch fremd seyn dürfte, wurde ich durch deine Bemerkung überrascht. Hat denn Dein lieber Vater schon in Deiner zarten Jugend über Anfechtungen, welche der Christenglaube von den Philosophen und ihren Syste= men zu erleiden hat, mit Dir gesprochen?" „Ja," erwiederte die Pflegtochter, „um mich zu sichern gegen ein Gift, von welchem diejenige weibliche Seele, die gerne denkt, wohl auch grübelt, und wissenschaftliches Streben hat, nicht verschont bleiben kann. Wenn meine Eltern von den benachbarten Pfarrleuten Besuche hatten, hörte ich immer mehr auf die Gespräche der Pfarrer, als auf das ihrer Frauen. Dieß merkte der Vater wohl, und ich fragte ihn auch öfters über das, was ich aufgefangen hatte, und so kam es, daß er mich frühe mit den Einwürfen, welche der christlichen Lehre gemacht werden, und den Glauben stören, aber auch und hauptsächlich mit den Widerlegungen bekannt machte, die meinem Herzen jeden= falls besser zusagten, als jene."

Die Pflegtochter war rücksichtlich ihres Glaubens viel weniger Versuchungen ausgesetzt, als Ludovike in ihren frühern Jahren. Jene, von einem geist= und gemüth= vollen Vater aufs Sorgfältigste bewacht und unterrichtet, war sie wenigstens nach außen gesichert, aber das menschliche Herz trägt seine größten Feinde in sich selbst, und daher blieb auch sie nicht ohne innere Anfechtungen; ein Heer von Zweifeln umlagerten ihr sonst kindliches Gemüth, sie klagte ihrem Vater oft mit Thränen, daß sie gerade

dasjenige in sich tragen müsse, was sie verachte. Der Vater tröstete sie damit, wenn sie kein Wohlgefallen an ihren Zweifeln und den sündlichen Regungen des Herzens habe, so werden sie nicht in ihr herrschen, auch sey das Gebet nach dem Sinne Gottes eine Waffe, welche Alles besiege, die aber der Mensch, welcher selig werden wolle, nie niederlegen dürfe, da das Herz von Natur ein trotzig und verzagt Ding sey; kurz der Vater leitete die Tochter mit einer Klugheit und Liebe, daß sie in dieser Beziehung vor vielen Andern ein glückliches Loos hatte. Ludovikens beständiger Verkehr mit ihrer Freundin Boßler (wovon wir später sprechen werden), welcher von Seiten ihrer Erziehung Rousseau's Werke zur Bibel gemacht wurden, und ihr langer Aufenthalt in Paris — wer weiß nicht, wie es in jener Zeit und besonders dort um die christliche Religion stand — waren gewiß nicht geeignet, ihr religiöses Leben zu fördern, und doch finden wir in einem Brief *) von einem Freund aus Paris, daß sie auch mitten in der Welt christlich fühlte und dachte, und daß ihr das schönste Kleinod des menschlichen Herzens nicht entrissen wurde.

Es war rührend, wie Ludovike ihren Mann, welcher ihr doch so viel Sorge und Mühe machte, vermißte, wenn er auf dem Lande war. „Ich habe viel zu wenig zu schaffen, wenn er nicht da ist," sagte sie, „und wenn er krank würde, ich wäre untröstlich," und so zählte sie die Tage, bis sie ihn wieder abholen konnte. Auf einer solchen Fahrt begleitete sie die Pflegtochter. Es begegneten ihnen viele Bettler, was immer eine lästige Sache

*) Der im Anhang zu finden ist.

ist. Es war jedoch gegen das Gemüth Ludovikens und der Pflegtochter, die Bettler, besonders ältere Leute, mit einem bösen Gesicht und ohne Gabe abzufertigen, ob sie sich gleich gestehen mußten, daß die Begünstigung des Bettels keine Tugend, sondern eher eine Schwachheit sey. „So lang es aber eben an Anstalten fehlt, worin die Bettler Beschäftigung und Nahrung finden," sagte Ludovike auf dem Heimweg, auf dem sie wieder dieselben Begegnungen hatten, „ist es für ein weiches Herz schwer, ihnen nichts zu geben." Die Pflegtochter erzählte: „Ich kenne ein Dorf in Württemberg, das beinahe aus lauter Bettlern besteht. Als mein Vater den Pfarrer dieser armen Gemeinde nach den Ursachen der Armuth fragte, sagte er, manche seiner Leute würden gerne arbeiten, aber sie wissen nicht wo und was? Besonders Winters könnten die Leute auswärts keine Beschäftigung finden. Der Ertrag des Stückchen Bodens, welches ein Familienvater von sechs bis acht Kindern besitze, reiche kaum bis in die Mitte des Winters, und dann müssen die Kinder in den benachbarten Orten Brod betteln, wenn sie nicht verhungern wollen. Der Ort habe keine Fonds, wovon die Armen unterstützt werden könnten. Die Weiber suchen auswärts Werg zur Verarbeitung zu bekommen, aber meistens umsonst, und wenn die Mütter nach vergeblicher Mühe in ihre armen Hütten zurückkehren, müßten auch sie hungern, wenn sie nicht erbetteltes Brod antreffen würden. Der Vater konnte, so sehr er auch gegen den Bettel im Allgemeinen gestimmt ist, nicht absprechen, und er war mit Kopf und Herz damit beschäftigt, ob denn kein durchgreifendes Mittel zur Milderung der Armuth auch auf dem Lande,

welche in der Residenz nicht in ihrem ganzen Umfang bekannt ist, aufzufinden wäre. Er sprach mit höher gestellten Männern darüber, ob es denn nicht möglich wäre, in jedem Oberamt Württembergs eine solche Anstalt zu errichten, in welcher die Bettler Beschäftigung und Nahrung finden könnten? So wie man solchen Leuten ein Unterkommen zusichern könnte, dürfte man ihnen auch mit gutem Gewissen die Gabe versagen, und wie viel könnte in jedem Oberamt einer solchen Anstalt gegeben werden, wenn man von den Bettlern nicht mehr angesprochen würde?"

Wir können uns hier einer Bemerkung nicht enthalten. Der Sinn für Wohlthätigkeit ist eine ausgezeichnet schöne Eigenschaft des guten Württembergers. Eine Rettungsanstalt um die andere erhebt sich in unserem Vaterland, unzählige Vereine für wohlthätige Zwecke entstehen, in der Residenz selbst fehlt es an Anstalten, die Noth der Armuth zu mildern, ganz und gar nicht, aber den Bettel auch auswärts durch Maßregeln, welche mehr geben, als nehmen, auszurotten, scheint unausführbar zu seyn. Sollte es denn in Württemberg, wo fast Alles möglich ist, was Wohlthätigkeit heißt, nicht möglich seyn, für diejenigen Orte, welche ihre Armen nicht versorgen können, Anstalten zu errichten, wo besonders auch arme, alte Leute aufgenommen werden könnten?

Viele Jahre sind seit dem Vorschlag des Pfarrers dahingeflossen, und der Sinn für Wohlthätigkeit hat in dieser Zeit manche schöne Frucht getrieben, aber was namentlich auch für die Sittlichkeit von so wichtigem Ein-

fluß wäre, die Ausrottung des Bettels, ist noch nicht geschehen.

Aus Veranlassung des Gesprächs über den Bettel, sagte Ludovike: „Es fällt mir ein Geschichtchen ein, welches ich in Paris erlebte, und das ich Euch nun erzählen werde. So oft die Freundin Bellino in der Oper auftrat, besuchte ich diese. Seit einiger Zeit bemerkte ich, daß ein wohlgekleideter Mann von mittlerem Alter an dem Eingang der Logen stand, und mit Damen sprach, die entweder durch Stand oder Schönheit ausgezeichnet waren. Er kam nie an eine Loge zweimal, ich bemerkte ihn, so weit ich sehen konnte, immer wieder an einer andern. Mich selbst hat er nie angeredet und ich hätte doch so gerne wissen mögen, was er den Damen zu sagen hatte. Ob er gleich einmal ganz in meiner Nähe mit zwei Damen sprach, konnte ich doch nichts verstehen, er redete sehr leise, seine Geberden waren anständig und bescheiden, und seine ganze Erscheinung hatte etwas sehr Anziehendes. Die Damen, mit welchen er sprach, hatten Thränen in den Augen, und eine derselben sagte: O, könnte ich Ihnen doch ganz helfen! Ich wurde immer begieriger und erzählte Bellino, was ich gehört und gesehen hatte. Der sonderbare Mann war ihr noch nie begegnet und daher bat ich sie, einmal mit mir in jene Logenreihe zu gehen, wo ich ihn gewöhnlich sah. Ich dachte, diese Schönheit würde er anreden, und ich hatte recht. — Bellino erfüllte meinen Wunsch gleich den folgenden Tag, das Abenteuer machte auch ihr Spaß. Ehe der letzte Akt zu Ende war, erblickte ich schon den Gegenstand meiner Neugierde am Eingang unserer Loge. Als

wir herausgiengen, bat er mit einer graziösen Verbeugung Bellino um eine Minute gnädiges Gehör, dann sagte er mit einer sehr weichen Stimme: Er müßte sich sehr täuschen, wenn ihm der Himmel nicht in ihr den Engel zugesendet hätte, welcher ihn seiner gegenwärtigen Noth entreißen würde, und dann erzählte er auf eine so ergreifende Art einen kleinen Roman, worin natürlich er selbst der Held war, daß wir ihm gegen unsern Willen zuhören mußten. Er war nach seiner Erzählung ein begüterter Engländer, mit einer reichen Kaufmannstochter verlobt, deren Vater fallirte. Der seinige verlangte von ihm, sie nun zu verlassen, er aber blieb ihr treu auch im Unglück und vermählte sich mit ihr. Das Geschäft, welches er anfieng, glückte nicht, weil er nirgends Hilfe und Unterstützung fand, dadurch bildete sich nach und nach ein Haß in ihm gegen sein Vaterland, und er floh aus demselben mit seiner unbeschreiblich trefflichen Frau und zwei liebenswürdigen Kindern nach dem schönen Frankreich, wo er sich die Menschen eben so mild und gut dachte, als er sie fand, besonders aber das schöne Geschlecht. Er verstehe sich etwas auf die Physiognomik und wisse daher immer, an welches Herz er sich wenden dürfe u. s. w. Nun hätte er, um in ein Geschäft, das sich ihm dargeboten hätte, eintreten zu können, eine gewisse Summe aufnehmen müssen, er werde von seinem Gläubiger, einem Juden, gepreßt, und wenn er morgen nicht die Hälfte der Summe bezahlen könne, verklagt und sodann ins Gefängniß geworfen, was sein Unglück vollende. — Nicht das meinige — sondern meiner Frau und meiner Kinder, sagte er mit einem Strom von

Thränen. Es ist zwar unmännlich zu weinen, und doch machen die Thränen der Männer einen unfehlbaren Eindruck auf unser Herz. Hier war es aber die ganze Art der Erzählung, in welcher wir eine Bürgschaft für die Wahrheit derselben zu finden glaubten. Bellino hatte im Sinn, ihm zu sagen: er solle sich in Acht nehmen, seine Blendwerke, welche er dem schwächern Geschlecht meisterlich vorzuspiegeln wisse, könnten doch einmal ans Tageslicht gezogen werden, aber sie wurde von der schönen Rede bezaubert, und reichte ihm statt der strengen Warnung, ich weiß nicht, wie viele Goldstücke. Er benetzte ihre Hand mit Thränen und schlich sich davon. Er mußte an jenem Abend so reiche Ausbeute gemacht oder ähnliche Winke, wie ihm Bellino geben wollte, bekommen haben, daß er sich nicht mehr sehen ließ. Aber wir mußten uns leider bald davon überzeugen, daß er ein Betrüger war, denn mehreren unserer Bekannten hatte er ganz andere Romane vorgedichtet, und als eine derselben nach seiner von ihm angegebenen Wohnung fahren wollte, um seine Frau und Kinder zu sehen, und ihnen Unterstützung zu bringen, wußte man dort ganz und gar nichts von seiner Existenz."

„Deine Erzählung," sagte Simanowiz, „hat Wasser auf meine Mühle gegossen, deßwegen durfte ich sie heute erst vernehmen. Wie oft schon habe ich Dich vor solchen Leuten gewarnt." „Ich gebe Dir in den meisten Fällen Recht," erwiederte Ludovike. „Aber wer eben so lange untersucht, ob die Gabe angelegt ist, und so recht mit dem Verstand giebt, kann auch das Geben ganz verlernen. Ich kann eben trotz vieler traurigen Erfahrungen mein

Herz keinem Bittenden ganz verschließen." „So könnte Dich der Satan um eine Gabe bitten," sagte Simanowiz. „Davor wird mich Gott bewahren," versetzte Ludovike. Die Pflegtochter bat ein Gegenstück erzählen zu dürfen, welches beweisen könne, daß auch würdige Arme um eine Gabe ansprechen können. Sie habe diese erfreuliche Erfahrung selbst gemacht.

Indessen näherte sich die kleine Gesellschaft, ohne daß sie es bemerkte, der Residenz, und die Pflegtochter mußte mit ihrer Erzählung warten, bis sie ein schöner Abend mit den Pflegeltern auf die Bank vor dem Haus rief. Die Pflegtochter traf, als sie in ihr Zimmer kam, einen Brief von ihrer Mutter an, welcher sie so beschäftigte, daß sie länger als sonst daselbst verweilte und Ludovike nach ihr sehen mußte. Die Pflegtochter sagte, es sey doch wunderbar, daß ihren Eltern eine ähnliche Geschichte begegnet sey, wie diejenige, welche Ludovike heute erzählt habe. Der Brief ihrer Mutter benachrichtige sie eben davon. Der Hauptinhalt des Schreibens lautet, wie folgt:

„Wir sind, meine liebe Tochter, zu einer Zeit um hundert Gulden ärmer geworden, in welcher der liebe Vater nicht selten über Geldmangel klagte, es ist uns daher sehr lieb, wenn du nur die nöthigsten Ausgaben machst, und alles Andere auf eine bessere Zeit sparst. In der vorigen Woche kam ein Fremder zu uns, dessen äußere Erscheinung uns schon Mitleiden und Achtung einflößte. Er war gut gekleidet, hatte ein todtblaßes, aber schönes Gesicht, und konnte kaum gehen, so entkräftet schien er zu seyn. Er sprach gebrochen deutsch, aber ein um so feineres

Französisch. In dieser Sprache sagte er dem Vater: daß er ein unglücklicher Emigrant sey, welcher während der Schreckenszeit aus Paris entflohen, da sein Vater und sein Bruder unter der Guillotine gefallen wären, er habe aus verschiedenen Gründen bis jetzt nicht in sein Vaterland zurückkehren dürfen, nun aber zeige sich seinem zerrissenen Leben wieder ein Hoffnungsstern, welcher ihn in seine Heimath führen werde. Er sey jedoch im Augenblick in Geldverlegenheit, die sich aber schon in Straßburg heben werde, da ihm seine Schwester aus Mißverständniß eine Banknote dorthin gesendet hätte. Hier theilte er dem Vater einen Brief als Bestätigung seiner Aussage mit. Er bat den Vater, ihm fünfzig Gulden zu borgen, und seine werthvolle Uhr indessen zu behalten, bis er sie auszulösen vermöge, was längstens in acht bis zehn Tagen geschehen werde.

„Ich wußte nicht, warum der Vater dießmal so ganz besonders weich war, und sogleich seinen ganzen Geldvorrath herbeiholte, die Uhr gar nicht ansah, sie nicht einmal nehmen wollte, und dem Fremden mehr gab, als er verlangte. Dieser sagte: er sey nicht gewohnt, Schulden zu machen, und seine Noth würde ihn viel mehr drücken, wenn er die Uhr nicht zurücklassen dürfe. Seine Kränklichkeit, welche ihm das Fahren nöthig mache, vermehre die Ausgaben, er schäme sich auch, damit wandte er sich an mich, unter die Augen einer Dame zu treten, da er so schlecht gekleidet seye, hier warf er einen Blick auf sein kaum hervorsehendes Hemd und zog ein altes Tuch heraus, sich die feuchten Augen abzutrocknen. Nun fühlte auch ich tiefes Mitleiden und folgte sogleich dem

Wink des guten Vaters, ihm frische Wäsche zu holen, — die feinste, welche ich hatte, — bat ihn schüchtern, ein Hemd und einige Sacktücher von meinem Mann anzunehmen und bemerkte ihm, daß jenes noch nicht getragen sey. Er erwiederte mit einer Verbeugung, daß er es eben so wieder zu ersetzen gedenke. Der Vater bot ihm nun bis zur nächsten Station unsere Kutsche an, was ihn noch am meisten zu rühren schien. Als er fortgefahren war, sagte mir der Vater, er habe gerade in der Revolutionsgeschichte Frankreichs gelesen und sey tief bewegt gewesen, wie der Fremde eingetreten und sich für einen Emigranten ausgegeben habe. Daher seine ungewöhnliche Weichheit. Indessen kam der Kutscher bald zurück und sagte, er habe den Herrn nur eine Stunde weit führen dürfen, dieser sey sehr rasch davon gelaufen und habe einen Seitenweg eingeschlagen. Diese Nachricht überraschte uns, ich nahm die Uhr zur Hand, die Steine blitzten nimmer so feurig wie zuvor, und das Gold schien auch nicht ächt zu seyn. Ich öffnete sie, und siehe auf der Rückseite des Deckels stand mit nicht sehr kleinen Buchstaben geschrieben: Tomback! Es fiel wie Schuppen von unsern Augen, wir sahen einander an, und der Vater sagte mit verbissenem Unwillen: Wir sind betrogen, hätte mich dieser Betrüger nicht so bewegt gesehen, er hätte es nicht wagen können, mir diese Uhr anzubieten; aber er bemerkte wohl, daß er mich schon verblendet hatte und ich sie nicht ansehen würde. Gestern hörten wir, daß er ein Jude sey, und im Gefängniß in K. liege, nachdem er mehrere Geistliche und Beamte in der Umgegend betrogen habe. Der liebe Vater dauert mich sehr,

Bayerische Staatsbibliothek München

Du weißt, wie viel Scharfblick er sonst hat, man kann ihn nicht wohl täuschen, und doch ist es dem Betrüger so leicht geworden."

Als Ludovike diesen Brief Simanowiz vorgelesen hatte, sagte er: „Genug Variationen über mein Thema, daß die Bettler eben nichts nutz sind, wenn sie auch in Engelsgestalt erscheinen!" „Nicht alle, lieber Alter," versetzte Ludovike, „Du urtheilst hier doch zu einseitig. Aber den hellen Augen unseres lieben Pfarrers sollte diese Geschichte nicht begegnet seyn. Kann ein Mann so weich werden, so will ich euch Frauen nichts Besseres zumuthen," sagte Simanowiz. „Ach, und meine liebe, gute Mutter!" sprach die Pflegtochter, „es ist ihr nun leid für den Vater, von ihr selbst sagt sie nichts; und ihr thut der Verlust gewiß eben so weh." „Davon berührt sie nichts," sagte Ludovike, „es scheint ihr weher zu thun, daß ihr Mann getäuscht wurde, als der Verlust von hundert Gulden. Die Frauen lieben ganz anders, als die Männer, sie vergessen sich selbst." „Eine wahrhaft liebende Frau baut sich im Herzen ihres Mannes so sehr ein, daß sie nichts Eigenes mehr hat, — als ihren Willen," unterbrach Simanowiz Ludovike scherzend. Aber diese ließ sich nicht stören, und sagte zur Pflegtochter: „Eben, weil die Frau nur in ihrem Mann selbstständig wird, den eigenen Grund und Boden, auf welchem sie gestanden, verliert, ist es außerordentlich wichtig, daß ihre Wahl auf einen würdigen Mann fällt. Nicht nur Geist, auch Gemüth muß er haben, und zwar ein Gemüth, welches höherer Einwirkung nicht verschlossen bleibt."

Den folgenden Tag schrieb die Pflegtochter ihren

Eltern, daß sie nun ihre Universität verlassen wolle, um den Eltern keine weitern Kosten zu machen, dann werde schon dadurch der letzthin erlittene Verlust ersetzt. Der großmüthige Vorschlag der Tochter wurde jedoch nicht angenommen, und sie durfte zu ihrer großen Freude noch länger in Ludovikens Umgang bleiben. Eines Abends sagte Ludovike zu der Pflegtochter: „Ich habe Dein Versprechen, uns von einem guten Bettler zu erzählen, nicht vergessen. Heute soll das Nachtessen um sieben Uhr fertig seyn, daß wir uns bald auf der Bank niederlassen können." Als sich die kleine Gesellschaft eben gesetzt hatte, kam ein Hausfreund von Ludovikен und setzte sich zu ihnen, und daher mußte die Pflegtochter mit ihrer Erzählung abermals warten. So etwas ärgerte Simanowiz sehr. Er war nicht sehr begierig auf die Erzählung des jungen Mädchens, er erwartete nichts Anderes, als ein Kindergeschichtchen, und dennoch wurde er ungeduldig, daß etwas Anderes kam, als eben dieses Geschichtchen. Ludovike sah Alles, was ihr begegnete, vom Kleinen bis zum Großen, von der rechten Seite an, und so wünschte sie auch, daß die Pflegtochter Alles für ihre Bildung benützen möchte. Das Wartenkönnen ist ohnehin eine Aufgabe, an welcher wir in unserem ganzen Leben zu lernen haben, und wir können mit Vorübungen, welche unserem spätern Leben so nützlich werden, nicht früh genug anfangen, da es sich nicht selten um wichtige Dinge handelt, auf welche wir warten müssen, und die Geduld die einzige Erleichterung ist, die wir mit Gottes Hilfe für die Mühen, Lasten und Schmerzen eines gebrechlichen Lebens gesammelt haben.

Ludovike bemerkte die Verstimmung ihres Mannes augenblicklich, und es war ihr um des Freundes willen sehr Leid, daß Simanowiz kein freundliches Gesicht machte. Sie bot daher ihrer ganzen Lebhaftigkeit auf, um den Freund so angenehm zu unterhalten, daß er keine Zeit gewinnen konnte, die üble Laune ihre Mannes zu bemerken. Sie sprach mit Ersterem über Weltangelegenheiten, über England und Frankreich, besonders aber über die Verschiedenheit dieser beiden Nationen, namentlich ihres Charakters, welchen sie so oft Gelegenheit hatte an Einzelnen zu beobachten. Sie führte mehrere Beispiele an, wie die Engländer immer darauf ausgehen, die Franzosen in ihren Schwachheiten zu sehen, und lächerlich zu machen. Sie erzählte unter Anderem folgende komische Scene: „Ich fuhr eines Abends mit Bellino im offenen Wagen aus, um eine Freundin zu besuchen. Als wir eine Strecke weit gekommen waren, bemerkten wir einen kleinen Volksauflauf; ob er gleich friedlicher Natur zu seyn schien, fragte doch Bellino ihren Kutscher, ob nicht etwa ein Unglück geschehen sey? Gewiß nicht, erwiederte dieser, aber es muß etwas Merkwürdiges zu sehen seyn, denn es drängt sich Alles an die Oeffnung eines Gewölbes. Da muß doch etwas geschehen seyn, sagte die ängstliche Bellino, ließ den Wagen halten und schickte ihren Diener nach dem Gewölbe. Dieser kam bald wieder zurück und versicherte, es sey ganz und gar nichts zu sehen, die Leute drängen sich zwar alle vor das Gewölbe, kommen aber unbefriedigt wieder zurück. Mir kam das Lachen, und das Gesicht der unglückahnenden Bellino heiterte sich auf, als einer unserer Bekannten, zu ihrer völligen Be-

ruhigung, an unsern Wagen trat und sagte, er müsse gestehen, daß er auch unter den Neugierigen gewesen sey. Ein Engländer habe sich mit großer Wichtigkeit vor die Oeffnung des Gewölbes gestellt, und durch seine stattliche Figur sie ganz bedeckt, daß anfangs Niemand, als er, habe hinunter sehen können, und mit bedeutender Miene habe er manchmal zurückgeschaut und auf diese Art die Leute herbeigelockt, bis der Zulauf immer größer geworden sey. Den Fragenden habe er nur mit bestürzten Geberden geantwortet, bis ihm der Spaß langweilig geworden und er davon gelaufen sey. Als ihm einige Franzosen Vorwürfe machten, er habe den Spaß zu weit getrieben, erwiederte er trocken, er habe ja gar nichts gethan, als nach dem Gewölbe gesehen."

Simanowiz wurde nun doch wieder zum Lachen gebracht, was, wenn es herzlich geschieht, immer ein Zeichen guter Laune ist. Diese wollte Ludovike durch ihre Erzählung bewirken, sie selbst lachte oft und gern, aber immer auf die gutmüthigste Art. Ihrer durchaus gesunden Natur war jede krankhafte Bewegung fremd, und so war auch ihr Lachen Ausdruck ihres gesunden fröhlichen Gemüths.

Den folgenden Tag sagte die Pflegtochter, als sie zum Frühstück gerufen wurde: „Meine Erzählung ist so kurz, daß ich sie vielleicht jetzt, wo mein Kaffee noch zu heiß zum Trinken ist, mir vom Herzen schaffen darf?" „Ja," erwiederte Simanowiz, „sonst giebts wieder eine so widerwärtige Dazwischenkunft, wie gestern." Die Pflegtochter begann:

„Nie, sagten meine Eltern, haben sie die Natur in

solcher Pracht gesehen, wie vor zwei Jahren im Mai. Unser ganzes Dorf, umgeben von fruchtbaren Bäumen, stand in einem Blüthenschmuck, welchen auch ich nie vergessen werde. Wir durchstreiften jeden Tag das Feld und erquickten uns an dem Duft und der Schönheit der Blüthen. Der Vater legte in jener Zeit viele Samenkörner in mein Herz, welche Gott segnen wolle, daß sie auch Blüthen und Früchte in mir bringen können. An einem Samstag Abend besuchte die Mutter das kranke Kind eines benachbarten Pfarrers, und der Vater studirte seine Predigt, und daher setzte ich mich allein in die Laube unseres Gartens, welche am Ende desselben steht. Ein heller Bach, mit Gesträuch umkränzt, fließt zunächst am Garten vorbei, jenes stand nebst vielen Bäumen in voller Blüthe. Die Schönheit, welche mich umgab, entzückte mich, ich betete, dankte und lobte Gott aus vollem Herzen. War es, weil ich in Andacht versunken, oder mich das Rauschen des Baches nichts hören ließ? — ohne daß ich das kleinste Geräusch bemerkt hatte, stand ein Mann mit silberweißen, über die Schultern herabhängenden Haaren und ernst freundlichem Gesicht vor mir, und bat mich um eine kleine Gabe. Ich erschrack bei meiner furchtsamen Natur ganz und gar nicht, bat den Mann, zu warten, bis ich etwas geholt hätte, und gieng schnell ins Haus, eilte mit meiner Börse, die noch neu, von schöner Seide und Silberfaden gestrickt war, und ungefähr vier Gulden enthielt, wieder in den Garten zurück, und gab es dem alten Mann. Ich kann noch sehen, wie er es in die Höhe hob, auf mich niederblickte, und sagte: Gott segne Dich! aber das Geld kann ich nicht nehmen. Er schüttelte es auf

den Tisch, nahm einen Kreuzer heraus, und gab mir die Börse mit der Bemerkung zurück, daß ich ohne Wissen meiner Eltern keine so großen Gaben mittheilen solle, obgleich eine kindliche Freigebigkeit Gott wohl gefalle. Ich bat ihn, wenigstens nur noch etwas zu nehmen, da ich mit diesem ersparten Gelde anfangen dürfe, was ich wolle, aber er entfernte sich schnell und nahm nicht weiter. Ich konnte nicht sehen, wo er hin gieng, seine Erscheinung war mir wie ein schöner Traum verschwunden. Meine Eltern hätten so gerne etwas Näheres von ihm erfahren, aber alle Nachforschungen waren umsonst."

Simanowiz, ob gleich seinen Aeußerungen nach ein ganzer Soldat, war doch weichen Gemüths und hatte manchmal, wenn er etwas Herzansprechendes hörte, Thränen in den Augen. So auch bei der Erzählung der Pflegtochter. Er behauptete, daß dieser alte Mann eben kein Bettler gewesen sey, auch Ludovike meinte, es könnte Jemand das Kind auf die Probe gestellt haben, vielleicht sogar die Eltern, was jedoch nicht der Fall war.

Die Pflegtochter hatte, so lange sie in Stuttgart war, beinahe keinen andern Umgang als Ludovikens, was in jeder Beziehung ein großer Gewinn für sie seyn mußte. Besonders hätte ihre poetische Natur leicht irre geleitet werden können, wenn sie nicht mit so viel Liebe und Klugheit behandelt worden wäre. Ihr Vater hätte sie auch um keinen Preis in andere Hände gegeben, als in Ludovikens, ob er gleich fürchtete, die noch nicht fünfzehnjährige Tochter werde mehrere Jahre überspringen müssen, um Ludoviken wenigstens theilweise fühlen und verstehen zu können. Er suchte sie immer noch in den Schranken

der Kindheit zu halten, um das, wie es ihm schien, in ihr bereits gestörte Gleichgewicht der geistigen und körperlichen Entwicklung wieder herzustellen, und da kam ihm der Wunsch seiner Tochter, jetzt schon in Ludovikens Pflege zu treten, etwas ungelegen, doch gab er der dreifachen Bitte, seiner Frau, seiner Tochter und Ludovikens nach. Daß Letztere besonders auch manches Schönwissenschaftliche las, und auch in Gegenwart seiner Tochter darüber gesprochen, vielleicht mit ihr selbst gelesen wurde, konnte er voraussetzen. Ludovike stand Schillern persönlich nahe, seine Schriften konnten ihre Vorliebe für ihn nur noch erhöhen, warum sollte sie jene nicht lesen? Mit Jean Pauls erstem Erscheinen gieng ihrem poetischen Gemüth ein Stern auf, welchen sie über alle Beschreibung liebte, und wie sehr freute sie sich, daß Simanowiz ihre Gefühle und ihren Geschmack theilte, und Alles gemeinschaftlich gelesen werden konnte! Wenn wir auf irgend ein weibliches Wesen die Schriftworte „den Reinen ist Alles rein" anwenden möchten, so wäre es Ludovifen. Es war ihr so ganz natürlich, auch bei ihrer Lektüre nur das Schöne und Gute aufzufassen. Anderes bemerkte sie nicht einmal, oder wenigstens höchst selten. Dieß Alles wußte der Pfarrer wohl, aber das konnte er nicht wissen, welchen Eindruck Ludovikens Lektüre auf seine Tochter machen würde, deren vorherrschende Phantasie ihm ohnehin schon Sorge machte. Sollte Ludovike den Genuß, in ihren Erholungsstunden, in welchen die Tochter meistens auch zu Haus war, gemeinschaftlich mit ihrem Mann zu lesen, jener opfern? Dieß wäre ihr nicht schwer geworden, wenn sie die Ansicht des Pfarrers,

nach welcher die Tochter auch die besten Romane nicht lesen sollte, hätte theilen können. Sie meinte, wenn die Tugend in einem so reinen anziehenden Lichte gezeigt werde, daß man nicht nur für sie, sondern auch zur Nachahmung begeistert werde, so sey dieß eben kein Fehler. Zudem sollte die Tochter für die Poesie ihres Herzens auch eine Sprache finden. Die Töne, welche in ihr selbst liegen, sollten zur Melodie geordnet werden und nicht in der Irre verhallen. Ferner fragte sie, wie sich denn die Knospe einer Pflanze, die nur einmal einen höhern Blüthenstengel treibe, naturgemäß entwickeln könne, wenn man sie überbaue? sie, die nicht dazu bestimmt sey, am mütterlichen Boden zu bleiben und nur stille, wie das verborgene Veilchen zu duften? Der Epheu sucht und sucht, bis er endlich einen Haltpunkt findet, an welchem er sich hinaufranken kann, und ist es nicht besser, man giebt ihm einen sichern und festen, daß er sich nicht mit einem schwachen Zweig, der ihn nicht halten kann, verschlingt? Dieß eben, einen festen sichern Haltpunkt wollte der Pfarrer für seine Tochter haben.

Um zu diesem zu gelangen, müssen wir vorerst mit der wirklichen, nicht mit der erdichteten, namentlich mit unserer innern Welt bekannt werden. Die Mangelhaftigkeit der schönsten menschlichen Tugenden sollen wir in unseren eigenen Herzen suchen, und fühlen, daß wir einer höhern Hilfe bedürfen, wenn wir für den Himmel heranreifen wollen. Nicht diese Welt, eine Ewigkeit soll das Ziel unseres Strebens seyn, nicht in ein irdisches, in ein himmlisches Reich müssen wir uns einzukaufen suchen, nicht aber durch unsere eigene Tugend, welche auch in

ihrem höchsten Werth nicht so viel gelten kann, daß wir uns einkaufen könnten, sondern durch unsere ganze Hingebung an Denjenigen, welcher uns das Bürgerrecht in Gottes Reich erworben hat, das wir verscherzen, wenn wir auf unsere eigene Tugend bauen. Diesen Einen, an welchen wir uns zu halten haben, finden wir nun freilich nicht in den Werken unserer deutschen Classiker. Wir wollen übrigens das Schöne und Gute, was sie darbieten, nicht verkennen und nicht behaupten, daß sich der Christ nicht auch theilweise daran erfreuen könne und dürfe. Aber jene Richtung, welche der Pfarrer seiner Tochter zu geben wünschte, und die überhaupt der Mensch haben muß, welcher an eine individuelle Fortdauer nach dem Tode glaubt, und zu einem ewig seligen Leben gelangen will, ist nicht in jenen Werken zu finden.

Romane, die Liebesgeschichten abhandeln — und in welchen ist dieß nicht der Fall? — sind jedem jungen Herzen gefährlich. Je feiner ein Gift, desto nachtheiliger seine Wirkung. Es liegt wohl Alles im menschlichen Herzen, aber wenn die feine Sinnlichkeit, ins Gewand der Tugend gehüllt, auch noch von Außen sehr anziehend gezeigt wird, so findet sie nicht nur Anklang im Innern, sondern sie wurzelt und wuchert auch nach und nach. Wenn auch die Tugendhelden der Romane menschlich rein und für die Nachahmung gut gehalten sind, so sind sie doch meistens von so viel anziehenden Nebenbildern, die es mit der Tugend nicht so genau nehmen, umgeben, daß ein unerfahrenes Herz Aufschlüsse bekommt, von welchen es noch keine Ahnung haben sollte. Wer selbst viel Phantasie hat, ergeht sich ohnehin gern in ihren

Luſtgefilden, und überbaut den natürlichen Gang der Dinge mit überirdiſchen Gebilden, wohl auch manchmal von ſüßen Schmerzen begleitet, denn auch die Darſtellung der Schmerzen iſt in den Romanen ſchön und oft ſo anziehend, daß man gerne in ihrer Geſellſchaft weilt. Die Jungfrau, welche ein Vergnügen am Romanenleſen findet, wird nicht nur innerlich von dem Reiche der Täuſchung angeſteckt, ſondern ſie wird auch äußerlich ihr Gepräge tragen. Sie wird die friſche, geſunde Natur, welche ſich in jeder Bewegung einer unverdorbenen Jugend zeigt, entbehren müſſen. Eine geſuchte erkünſtelte Art im Umgang mit Andern iſt noch die unſchädlichſte Wirkung, welche die Romanenlektüre ausübt, und doch iſt nichts unangenehmer, als eine unnatürliche gezierte Jungfrau. Wenn ſie noch ſo ſchön iſt, ſo fehlt ihr doch das Schönſte, die Wahrheit, welche ſich in der Natürlichkeit ausdrückt.

Fünftes Kapitel.

Amalie und Mathilde. Das Pfarrhaus in Erdmannhausen.

Wir kannten einige, durch Lektüre gebildete oder verbildete Frauen, welche auf das Schicksal ihrer Familien einen so bedeutenden Einfluß hatten, daß wir zur Warnung für unsere jungen Leserinnen, theilweise davon erzählen wollen. — Amalien war die Tochter eines deutschen Offiziers, ihre Erziehung wurde in einem der berühmtesten Institute Frankreichs vollendet, und sie kehrte als neunzehnjährige Jungfrau, mit allen Kenntnissen, welche das Institut bieten konnte, ausgestattet, ins Elternhaus zurück. Ihr gebildeter Geist machte neben körperlichen Vorzügen Aufsehen, und da ihre Eltern auch wohlhabend waren, so fehlte es nicht an Männern aller Art, welche sie um Herz und Hand baten. Da sie aber die Männer nur aus den Romanen kannte, und ihr Ideal in der Wirklichkeit nicht zu finden war, mußte sie schon einige Zeit suchen, bis sie nur einen Mann fand, der wenigstens Aehnlichkeit mit ihrem Ideal hatte. Auch sollte sie zuvor etwas von der Oekonomie verstehen lernen, ehe sie in den Hausstand treten würde. Es fehlte ihr aber

an Zeit und Geschmack für nützliche Beschäftigungen, da sie gewohnt war, nur in und mit ihren Büchern zu leben. Wir können nicht sagen, daß sie nichts Anderes als Romane gelesen hätte, nein, sie las Alles, was eine Jungfrau von Geist und Scharfblick verstehen konnte, aber sie las jedenfalls zu viel. Das unmäßige Lesen, — wir verstehen hierunter auch das Lesen ohne kluge Auswahl, — ist in seiner Art eben so schädlich, wie das unmäßige Essen, nur ist der Magen leichter wieder zu reinigen als der Kopf. Auch ist es kläglich, von Allem etwas zu wissen und im Ganzen Nichts. Die Frau soll das Wenige, was ihr zu lesen ziemt, so gründlich lesen, daß sie etwas daraus lernen kann, sie soll von Länder- und Völkerkunde so viel wissen, daß ihr die Weltangelegenheiten nicht fremd bleiben, und so soll sie auch das Bessere von berühmten Dichtern und Schriftstellern kennen lernen, aber mit Auswahl und Rücksicht auf ihr Alter. Vor der Genußsucht im Lesen, besonders im Romanlesen, soll sie bewahrt bleiben, wenn sie eine beglückende Gattin, eine treue Mutter und überhaupt ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden will. Durch das genußsüchtige Lesen wird die Jungfrau weder gescheidter noch gebildeter werden. Des Denkens entwöhnt, verliert sie auch das, was sie von Produktionskraft hatte, und sie selbst weiß nimmer, was sie Eigenes oder Fremdes in sich trägt und von sich giebt.

Wir haben schon von Frauen, die zuverläßig gescheidt seyn wollen, eingelesene Urtheile und Floskeln, die sie in die Unterhaltung hineinflickten, gehört, von welchen wir überzeugt sind, daß ihnen das Gesagte eben so wenig

zum Bewußtseyn kam, als der Wille, wie ein Buch zu sprechen. Sie wußten nicht mehr, was sie Alles auswendig gelernt hatten, und wörtlich, nicht selten am unrechten Ort wieder mitgetheilt hatten. So ist auch der Gebrauch fremder Wörter und Kunstausdrücke im Munde der Frauen höchst unangenehm. Was können sie doch damit wollen? Gelehrt scheinen? Wenn irgendwo die Gefallsucht ihren Zweck verfehlt, so geschieht es hier, denn gelehrte Frauen gefallen Niemand. Wenn aber je eine Frau mehr weiß, als ihrem Geschlecht gewöhnlich zukommt, so muß sie dabei so bescheiden und häuslich seyn, wie Ludovike war. Dann allerdings gewinnt sie an Werth. So sind wir auch bei der Erziehung der Töchter durchaus damit nicht einverstanden, wenn man sie in Fächern unterrichtet, welche eigentlich nur mit Knaben getrieben werden sollen. Wir waren einmal bei einem öffentlichen Examen, wo die Töchter glänzende Kenntnisse zeigten, aber ein gesunder Aufsatz war nicht zu finden. Vielwisserei der Töchter giebt nicht selten ihrem Verstand und Herzen eine verkehrte Richtung. Ans Denken soll die weibliche Jugend auf die möglichst einfache Art gewöhnt werden. Dieß kommt ihr jedenfalls zu gut. Dabei braucht sie aber nicht in das männliche Gebiet auszuschweifen, wo sie nothwendig in eine Begriffsverwirrung gerathen muß, aus welcher sie sich nicht anders herauszuhelfen weiß, als daß sie die Gelehrte spielt, wo dann Alles zur Rolle, aber nichts zum rechten Wissen und Wesen wird.

Unter den Freiern Amaliens befand sich ein Gelehrter, mit welchem sie sich vortrefflich unterhalten konnte.

Er wußte über Alles zu sprechen, auch sogar über Romane, welche er nicht gelesen hatte. Sein Hauptfach aber war die Mathematik. An diese hatte sich Amalie noch nicht gemacht, es war ihr leid, daß eine so trockene Wissenschaft den Frauen nichts Anziehendes bieten könne, hingegen wollte sie die Astronomie studiren. Hermann bot ihr den Schlüssel dazu, und so brauchte sie sich nicht mit diesem trockenen Ding tiefer abzugeben.

Hermann hatte nie Gelegenheit, das stille beglückende Wirken einer ordnungsliebenden, guten, fleißigen Hausfrau zu beobachten. Er dachte, wenn eine Frau Verstand und Gemüth hat, so giebt sich Alles von selbst, und beide Eigenschaften fand er bei Amalien. Welche Macht eine Neigung, welche dem Menschen zur andern Natur geworden ist, über Verstand und Herz ausübt, wußte er nicht. Er kannte Amaliens Bedürfniß, viel zu lesen, und begünstigte es dadurch, daß er ihr seine reiche Bibliothek öffnete. Hier gieng ihr ein Glücksstern auf, welcher sie ganz verblendet haben würde, wenn auch Hermann weniger liebenswürdig gewesen wäre, als er war. Ihre Verbindung mit ihm wurde bald vor dem Altar geschlossen. Hermann und Amalie waren vielleicht zehn bis zwölf Jahre ziemlich glücklich. Amaliens Eltern starben bald nach ihrer Verheirathung und da erhielt sie ein nicht unbedeutendes Vermögen, sie konnte sich Haushälterinnen halten und lebte wie zuvor. Sie gab und besuchte Gesellschaften nach ihrem Geschmack, welche sie auch alsdann nicht entbehren wollte, als schon vier Söhne und eine Tochter ihrem Leben eine ganz andere Aufgabe, als sie sich bisher gemacht hatte, nahe legten. Sie hatte nun

wohl eine Zeitlang nichts Anderes als Erziehungsschriften gelesen, jedoch ohne ächten Erfolg. Hermann, welcher seinen Studien und seinen Kindern lebte, hatte nach Außen wenig Bedürfnisse und konnte nicht begreifen, warum ein Kapital um das andere neben seiner nicht unbeträchtlichen Besoldung der Haushaltung geopfert werden mußte. In den Häusern seiner Freunde war es ganz anders. Er sah, wie sich ihre Frauen nur mit ihren Kindern und ihrem Hauswesen beschäftigten. Ein bedeutender Schmerz zog still durch sein Innerstes, ohne jedoch seine Liebe für Amalien zu erschüttern. Aber er überzeugte sich nach und nach nur zu deutlich davon, daß Amalie ihren Lebenszweck von Jugend auf verfehlt hatte. Er suchte sie mit merkwürdiger Geduld und Liebe auf einige häusliche Pflichten aufmerksam zu machen, aber sie achtete wenig darauf. Er fragte sie einmal: „Von was, mein liebes Kind, soll ich denn unsere Söhne studiren lassen, wenn ein Kapital um das andere hinausgeht?“ „Wenn sie nur schöne Kenntnisse haben, dann ist Alles gut,“ sagte Amalie unbesorgt. „Diese zu erlernen muß man doch Geld haben,“ versetzte Hermann etwas unwillig. „O, das wüste Geld,“ erwiederte Amalie, „macht Dich ganz verdrüßlich, schlag Dir's aus dem Sinn, ich weiß nicht zu helfen.“ Der gute Mann unterrichtete und überwachte seine Knaben so gut als möglich. Die Tochter, ein höchst gutartiges Kind, hatte wenig Talent und nicht viel Verstand, und mußte eben deßwegen um so angestrengter lernen, bis sie englisch und französisch sprechen, zeichnen, singen und klavierspielen konnte — so wollte es die Mutter. Alles das, was nach häuslichen Arbeiten schmeckte, erregte ihr Eckel un

die Tochter durfte zu des Vaters Betrübniß nichts derartiges anrühren. Der friedliebende Hermann war in einer trostlosen Lage und der innere Gram zehrte an seiner sonst kräftigen Gesundheit. Er starb, als seine Söhne noch nicht ganz erzogen waren. Daß es Amalie an christlicher Erkenntniß und Tugend fehlte, werden wir nicht zu bemerken brauchen. Eine christliche Frau kann ihre Pflichten nicht so verkennen wie es bei ihr der Fall war. Sie sprach zwar viel von Religion, aber nur von derjenigen, die Rousseau, ihr Lieblingsschriftsteller, hatte. Welcher Trost blieb ihr nun bei dem Tode ihres Mannes? Sie war in einem verzweiflungsvollen Zustand.

Einige treue Freunde Hermanns sorgten dafür, daß sie eine ordentliche Pension erhielt, aus der reichen Haushaltung wurde mehr erbeutet, als man hoffen durfte, und eine häusliche Frau hätte anständig leben können, sie aber versank bald in bittere Armuth. Die Söhne wurden von der Armuth besser erzogen, als vielleicht bei dem Ueberflusse im elterlichen Hause hätte geschehen können, und brachten sich anständig durch, aber die arme gutmüthige Tochter mußte bei der nun kränklichen Mutter bleiben. Eine Magd konnte sie nicht halten, kochen hatte sie nie gelernt und so verstand sie auch nichts davon. Die Wirthshauskost behagte der kränklichen Frau oft gar nicht, und so mußte sie froh seyn, wenn ihr wohlthätige Frauen manchmal eine gute Suppe schickten. Bei allen Demüthigungen aber kam sie doch nicht auf ihren innern fehlerhaften Zustand, sie suchte sich durch das Romanenlesen zu zerstreuen und entbehrte lieber Brod, als ihre gewohnte Romanenlektüre. Sie wurde siebenzig Jahre alt, und ihre

Tochter mußte auch nach ihrem Tod von den Wohlthaten Anderer leben, da sie bei allem guten Willen auf der Welt nichts Ordentliches arbeiten konnte. Doch nahm sie das Mitleiden guter Herzen mit mehr Recht in Anspruch, als ihre Mutter, welche bis in ihren Tod zu keiner Selbsterkenntniß kam.

So viel Aehnlichkeit das zweite abschreckende Beispiel mit dem ersten haben mag, so wollen wir es dennoch mittheilen.

Mathildens Jugendgeschichte wissen wir nicht, wir lernten sie erst kennen, als sie schon Gattin und Mutter war. Ein feiner besaitetes Wesen, als sie war, haben wir nie gefunden. Man könnte glauben, Jean Paul hätte seine Klotilde im Hesperus von ihr copirt. Sie sprach wenig, aber was sie sagte, hatte fast immer eine höhere Bedeutung. Wenn über irgend Jemand etwas Nachtheiliges gesprochen wurde, so wußte sie die beste Vertheidigung entgegen zu halten, sie machte sich dieß, wie sie selbst sagte, ganz besonders zur Pflicht, weil der Abwesende sich nie selbst vertheidigen könne. Der natürlichere Grund lag aber eher in ihrem wohlwollenden, liebenden Herzen, welches immer das Bessere im Menschen hervorzuheben suchte und Anderes stehen ließ. Christliche Grundsätze hatten sie dabei wahrscheinlich nicht geleitet, denn sie muß keine christliche Erziehung genossen haben. Ob ihr gleich alles sittlich Gute und Schöne ans Herz gelegt wurde, so fehlte es doch an dem haltbaren Grund, welcher uns in Christus gegeben ist.

Mathilde hatte wenig Umgang, aber mit ausgezeichneten Menschen. In ihren Abendgesellschaften wurde

meistens gelesen und dann über das Gelesene gesprochen. Man gab sich gegenseitig Mühe, den Jean Paul durch und durch zu verstehen, und es wurde mehrere Jahre nichts Anderes gelesen. Nachdem das Beste von den deutschen Classikern gelesen war, kam die Gesellschaft, wir wissen nicht durch welche Veranlassung, auf den Einfall, die Bibel zu lesen, natürlich nur als ein geschichtliches Werk. Mathilde war dieß sehr erwünscht, da sie sie noch nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen hatte. „Doch," sagte sie, „da die Bibel so vielen Menschen heilig ist, wünsche ich, daß nicht viel darüber gesprochen wird, wir gehen mit unserer Kritik oft sehr weit, und diese möchte hier nicht am Platze seyn, wir wollen uns verbindlich machen, dieses Buch doch nicht wie andere Bücher zu behandeln." „Wenn wir nicht prüfen dürfen, was wir lesen, so lesen wir lieber nicht," sagte eine kluge Frau. „Dieß meinte ich auch nicht," erwiederte Mathilde, „aber ich habe das Gefühl, daß wir nicht Alles verstehen werden, und da wollen wir dasjenige, was wir nicht verstehen, deßwegen nicht verwerfen, sondern gut seyn lassen." Hier war Mathilde offenbar in einer bessern Stimmung, und die wenigen Worte zeugen wenigstens von ihrer Schonung gegen Andersdenkende. Sie sprach nicht gern über Glaubenssachen, um doch ja Niemand zu verletzen. Was hätte bei einer christlichen Erziehung aus ihr werden können? Wir dürfen sie aber damit, daß sie diese entbehren mußte, nicht ganz entschuldigen. Sie muß doch einen Confirmationsunterricht genossen haben und die Kirche wird ihr auch nicht verschlossen geblieben seyn. Sie trug die Ahnung der ewigen Wahrheit unvertilgbar in sich,

aber von der Wahrheit selbst war sie nicht angefaßt. Sie suchte dasjenige, was nur Gott gewähren kann, im menschlichen, vielleicht im eigenen Herzen. Die Tugend, welche ihr Alles war, sollte ihr lohnen, sollte sie halten, sollte ihr Kraft geben bei allen Mühen dieses unvollkommenen Lebens. Aber nur der Herr, an den wir glauben, kann den Stürmen unseres bewegten Lebens Ruhe gebieten, nur der Herr kann Kraft geben, daß wir im Kampfe mit der Sünde nicht unterliegen, nur der Herr kann uns wieder aufrichten, wenn wir fallen. — Halten wir uns nicht glaubig an ihn, so sind wir entsetzlich verlassen. Mathilde fand während des Bibellesens manch' schönen Genuß, besonders im neuen Testament. Oft gieng ihr Herz und Auge über und Christus erschien ihr als der herrlichste Stern, welcher je dem Menschen aufgegangen ist, aber sie konnte nicht an seine Gottheit glauben, und hielt dieß auch nicht für nöthig, da er ihr als Mensch höher stand. Ehe sie die Bibel mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, war sie schon mit den feinsten rationalistischen Auslegungen derselben bekannt, Auslegungen, welche die Christusverehrer in den abscheulichen Irrthum hineinziehen, daß sie der Ehre Christi mehr nützen, als schaden wollen. Die arme Mathilde war eben auch eine lesesüchtige Frau und glaubte, ihr Wissen zu bereichern, wenn sie recht viel lese. Auch hatte sie einen Freund, welcher die Theologie studirt hatte, und ein verkappter Gegner derselben war. Er führte nämlich seinen Streit auf eine so feine Art, daß auch gläubige Herzen, welche ihm näher standen, sein Gift in sich aufnahmen, ohne daß sie es wußten.

Mathilde wollte nach Lehre und Leben nichts seyn als eine Christin, aber wer gab ihr Kraft zur Ausführung ihres Willens! Sie suchte jene in sich selbst und wußte nicht, daß auch ihr Herz neben den natürlich guten Anlagen doch eben so viel Arges als Gutes in sich fasse, je verborgener, desto gefährlicher. Sie wußte ferner nicht, daß diese inneren Gebrechen kein menschlicher Arzt heilen, daß hier nur Gott selbst helfen könne, und zwar der Gott der Christen, der Sohn Gottes, welcher uns vom Vater gegeben ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung (1 Cor. 1, 30.). Aber er läßt uns unsere Freiheit, er dringt uns seine Hilfe nicht auf, wenn wir sie nicht wollen, wenn wir nicht an seine Gottesfraft glauben. Wir, die wir unter Christen geboren sind, finden auch bei unchristlicher Erziehung früher oder später Gelegenheit, christliche Erkenntniß zu erlangen. Das neue Testament ist in christlichen Staaten keinem Menschen verschlossen, der den ernstlichen Willen hat, es zu lesen. Aber wer zuvor aus der falschen Quelle schöpfte, hat den Geschmack für die ächte verdorben. So gieng es der guten Mathilde, welcher nichts fehlte, als ein glaubiges Herz, was ihr ganzes Leben anders gestaltet haben würde. Ihr Mann war ein seelenguter Mensch, aber etwas leichtsinnig und genußsüchtig. Mathilde war keine gute Haushälterin, es fehlte ihr namentlich der Sinn für Ordnung ganz und gar. Sie ließ Alles herum liegen, und wenn die Mägde, weil es der Herr des Hauses befohlen, eben aufgeräumt hatten, brachte sie wieder Alles durcheinander. Wenn sie ein Hemd nähte, so lag ein Aermel hier, der andere dort, der Faden blieb unge-

wickelt über dem Stuhl hängen — alles Nähzeug lag ausgebreitet auf dem Tisch, die Kinder bemächtigten sich der Scheeren, des Wachses und der Schächtelchen und verschmierten Alles mit ihrem Butterbrod, Sopha und Stühle nicht ausgenommen. Es waren entsetzlich wilde Knaben, welche die sanfte Mutter nicht ziehen konnte. So machten sie sich einmal Bärte mit Ruß, oder Tinte, und wischten den Mund an der Mutter Kleid ab, welche ungestört fort las. Als sie endlich das Buch weglegte und ihr beschmutztes Kleid sah, klingelte sie der Kindsjungfer oder Magd und sagte ihr, sanft lächelnd: „Sey so gut, und hole mir ein anderes Kleid, die Kinder haben mich schmutzig gemacht, und sie selbst solltest Du auch waschen!" Als das Mädchen Letzteres thun wollte, fieng ein Geschrei an, daß man das eigene Wort nicht mehr hörte, und da die Mutter sanft ermahnte: „Liebe Kinder, ihr müßt euch waschen lassen, es ist sonst eine Schande," hörten die Kinder doch nicht auf zu schreien, bis das Mädchen fertig war. Mathilde hatte das Unglück, nur untreue Mädchen zu bekommen, welche ihre gute Frau gräßlich mißbrauchten. Sie hielt nichts unter dem Schlüssel; da sie alles Mißtrauen haßte, glaubte sie nicht, wenn etwas Bedeutendes fehlte, daß es ihre Mägde gestohlen haben.

Mathildens Mann war trotz der Liebe zu seiner zarten, gemüth- und geistvollen Frau innerlich sehr unwillig über die zerrüttete Haushaltung derselben. Um so wenig als möglich davon zu sehen und zu hören, gieng er, so viel es seine Geschäfte erlaubten, in Gesellschaften, und that, was ihm behagte. So wurde der Verbrauch

immer größer und das sehr mäßige Vermögen gieng schnell auf. Vielleicht ist er auch an Spieltische gerathen, wo er Unglück hatte. Auch muß er sich Dinge erlaubt haben, welche seine Ehre und sein Gewissen zu sehr verletzten, kurz er verschwand auf einmal und war auf Erden nicht mehr zu finden, denn nach allen Theilen der zugänglichen Welt giengen Nachforschungen aus. Mathilde war natürlich aufs Schmerzlichste angegriffen, sie klagte aber nicht, und weinte ihre herben Thränen stille. Von Vielen geachtet und geliebt, wurde sie auf eine ihrem Zartgefühl angemessene Art unterstützt und mußte äußerlich nicht Noth leiden; aber das Ablegen alter Gewohnheiten wurde ihr doch sehr schwer und Manches unüberwindlich, woraus wir den traurigen Schluß ziehen, daß sie sich nicht ganz zu Demjenigen bekehrte, welcher in den Schwachen mächtig ist.

Simanowiz erinnerte nun Ludovike ernstlich daran, ihr mühevolles Leben mit einem ruhigern zu vertauschen. Freundin Voßler, welche in Ludwigsburg wohnte, die Geschwister nur zwei Stunden von dort entfernt, und die Vorliebe für diese Stadt waren gewaltige Triebfedern, eine Wohnung dort zu miethen und mit dem Frühling einzuziehen, was glücklich von Statten gieng. Nun erst konnte Ludovike den Umgang ihrer theuren Geschwister und Freunde gemüthlich genießen. Ob sie gleich durch das kränkliche Leben ihres Mannes gebunden war, so fand sie doch wenigstens mehr Zeit zum Schreiben, als zuvor, und blieb dadurch in beständigem Verkehr mit ihren Geschwistern, und Voßler sah sie, wenn auch nur kurz, doch täglich. Der persönliche Umgang

mit dieser Jugendfreundin hatte jedoch zwei Seiten für Ludovifen, eine anziehende und eine abstoßende. Die erstere siegte aber immer.

Voßler machte ihrem ganzen Charakter gemäß, welchen wir in den folgenden Blättern näher kennen lernen werden, größere Ansprüche als Ludovike. Sie nahm die Menschen und ihre Verhältnisse nicht, wie sie waren, sondern wie sie nach ihrer Meinung seyn sollten. Sie hatte die Unbilligkeit, von Ludovifen zu verlangen, sie öfter und auf länger zu besuchen. Ludovike hätte ihren Mann gewöhnen sollen, auch öfter allein bleiben zu können, meinte Voßler, und meinte dieß der sanften Ludovike gegenüber so stark, daß sie ihr hart erschien. Sie schalt Simanowiz den Egoisten aller Egoisten. Dieß und noch Manches that Ludovifen weh, und so mußten auch in diesen Kelch, welchen die alte, treue Freundschaft, nur mit süßem Labetrunk füllen wollte, bittere Tropfen fallen. Die Schwester Johanne, wie schon erwähnt, eine mit Ludovifen gleichgestimmte Seele, kam öfter zu ihr und verschönerte ihre Tage, so wie auch der theure Bruder, welcher sie, so oft es sein Amt erlaubte, besuchte. Simanowiz willigte gerne in den Wunsch der Geschwister, daß er und Ludovifen alljährlich den schönsten Theil des Sommers in Erdmannhausen zubringen sollten. Dieß war eine schöne Zeit für Ludovike, wie sie oft sagte, wohl die schönste ihres Lebens. Wenn Johanne bei ihrem Mann blieb, konnte sie ihn ruhig einige Stunden verlassen und mit dem geliebten Bruder im Feld herumwandern. Das Gefühl, der Natur näher zu stehen, war schon ein sehr wohlthuendes für ihr kindliches Gemüth,

aber auch so manche ihr fremd gewordenen Dinge erfreuten sie hier aufs Neue. So fand sie an dem Verhältniß eines Seelsorgers zu seiner Gemeinde, wenn es sich so christlich und freundlich gestaltete, wie es bei ihrem Bruder der Fall war, großes Wohlgefallen. Sein Haus und Herz war allen Hilfebedürftigen offen und es wurde den Armen und Kranken so viel mitgetheilt, daß es selbst dem guten Herzen Ludovikens bange wurde, Bruder und Schwester möchten am Ende selbst nothleiden müssen, was jedoch nicht geschah, da Gottes segnende Hand nicht von dem Pfarrhaus gewichen ist. Sie ließ sich oft mit den Landleuten in Gespräche ein, und hatte an ihrer zutraulichen Art herzliche Freude. „Ein Gruß in Erdmannhausen und ein Druck der von den Feldgeschäften rauh gewordenen Hand that mir viel wohler, als das schönste Compliment in Paris, und das Land- und Familienleben erquickte mich nach innen und außen so sehr, daß ich für die Wintertage, wohl auch für Stürme, dadurch recht gestärkt werde" — sagte sie öfters. Diese Genüsse sollten ihr in den spätern Jahren noch verschönert werden.

Hofrath Reinwald starb, und seine Frau, ihre Freundin Christophine, entschloß sich, ins Vaterland zurückzukehren. Sie hatte keine Kinder und konnte daher leben, wo sie wollte. Daß Ludovike sehr geschäftig war, ihre Christophine zu diesem Entschluß zu bringen, ist natürlich. Sie überlegte nicht, daß Christophine in Meiningen an Gesellschaften gewöhnt war, welche sie in Württemberg nicht haben konnte. Eine geistreiche, liebenswürdige Fürstin stand ihr dort näher. Von dieser wurde sie oft eingeladen und hatte neben äußern Vortheilen auch innere

Genüsse. Was die Letztern betrifft, so hätte diese Ludovike wohl ersetzen können, aber durch die so tief gefühlte Pflicht, ihrem Mann ausschließlich zu leben, konnte sie ihren Freundinnen eben nicht so viel Zeit widmen, als sie wünschte. Das Vorlaufen unserer Herzen macht unserem Verstand nicht selten große Mühe, und doch ist es eine sehr schwere Aufgabe, Verstand und Herz in gleichem Schritt zu halten; muß jedoch eines von beiden den Vorrang haben, so sey es in weiblichen Wesen das Letztere.

Christophine war nun einmal entschlossen, wenigstens für einige Jahre ins Vaterland zurückzukehren, und da mußte Ludovike in Marbach, wo ihr Bruder (Schiller) geboren wurde, eine kleine Wohnung miethen. Nach dem Verlust eines unserer Geliebten fliehen wir gewöhnlich das Geräusch der Welt und suchen die Einsamkeit. Christophinens poetische Seele hatte sich das schönste Gemälde von ihrem künftigen Aufenthalt entworfen. Eine halbe Stunde von den liebenswürdigen Pfarrleuten in Erdmannhausen, kaum dreimal weiter von Ludovifen entfernt, auf dem schönen rebengrünen Hügel, wo ihres Bruders Wiege schaukelte, zu wohnen, hatte für sie Reize, welche ihr den schweren Abschied von Meiningen erleichtern konnten.

Es war ein wehmüthig freudiges Wiedersehen beider Freundinnen. Christophine hatte ihren vortrefflichen Mann verloren, an welchem sie, ob sie gleich, da er an Hypochondrie gelitten, viel mit ihm durchzumachen hatte, doch mit ganzer Seele hieng, und so war die Veranlassung zu der Freude des Wiedersehens jedenfalls eine traurige. Wenn auch Schmerz und Freude auf dieser

unvollkommenen Erde nicht immer Hand in Hand gehen, so folgen sie einander doch auf dem Fuß, und wie schnell verschwinden beide mit einem Leben, das jedenfalls wie ein Traum entflieht. Wie nöthig ist es daher, daß wir unser Auge der Ewigkeit öffnen und unser Herz in Gottes Hand legen, dann mag die Zeit unseres irdischen Daseyns immer kürzer werden, unsere unsterbliche Seele freut sich Gottes, ihres Heilandes, und der Heimkehr in sein Reich! Christophine war, wie sie nachher gestand, sehr überrascht, ihren neuen Aufenthalt eben gar nicht so schön zu finden, wie er ihr in der Erinnerung gelegen. Alles, was wir in unserer Kindheit oder frühern Jugend gesehen, bleibt in unserer Erinnerung so frisch, schön, und namentlich so groß, daß wir, wenn wir später wieder an Ort und Stelle kommen, immer überrascht sind, Alles so klein und unscheinbar zu finden.

Christophine fand übrigens auf ihrem einsamen Pfade überall Blumen und verschönerte sich selbst ihr Leben, so gut sie konnte. Viel Bewegung war von jeher Bedingung ihrer Gesundheit und daher machte sie, wenn es die Witterung auch nur halb gestattete, täglich größere Spaziergänge, suchte alle schönen Punkte der nähern Umgegend auf, gieng den Quellen und Bächen nach, zeichnete und malte im Freien. Auch nahm sie gewöhnlich Feldblumen aller Art mit nach Haus, und wenn sie sich an ihrer einfachen Schönheit ergötzt hatte, wurden sie abgezeichnet. Zur Regenzeit beschäftigte sie sich mit Lesen, Schreiben und Zeichnen aufs Angenehmste. Ueberdieß nahm sie sich eines Töchterchens ihrer Hausleute an und unterrichtete dieses Kind in nützlichen Fächern und

wirkte auf dessen Erziehung sehr wohlthätig ein. Langeweile hatte sie nie, weil sie sich immer zu beschäftigen wußte. Aber wie sehr verschieden war ihre jetzige Lebensweise dennoch von der früheren. Im Umgang ihres sehr wissenschaftlichen Mannes und vieler gebildeter Menschen hatte ihr lebendiger Geist täglich neue Nahrung gefunden, und sie hatte keine Idee von einem Alleinseyn, wie sie es jetzt empfinden mußte. Aber ihr fehlte nicht die rechte Lebensweisheit, mit Wenigem zufrieden zu seyn, und auch einer beschränkten Lage die freundliche Seite abzugewinnen. Ueberdieß hatte sie etwas errungen, was uns nicht verläßt, wenn uns auch die Poesie des Lebens, welche überall Blumen zu finden weiß, entflohen ist, der christliche Glaubensmuth, der den Geist in ein schöneres Land trägt, während der Körper noch auf Erden pilgern muß, und dieser Glaubensmuth ist ihr bis auf den heutigen Tag, bis in ihr siebenundachtzigstes Jahr, erhalten worden.

Die Zeit, in welcher Simanowiz und Ludovike in Erdmannhausen waren, brachte auch Christophine meistens dort zu, und da fühlten sich beide Freundinnen sehr glücklich. Ludovike erzählte: „Als ich eines Abends mit Christophine im Garten war und die Sonne ihr Abendgold über die ganze Landschaft, die wir von dort aus beschauen konnten, ausgegossen hatte, die Luft so mild wehte, das nahe Kornfeld in seiner frischen Farbe erglänzte, zur Seite Mohn-, Reps- und Flachsfelder wie große Blumenbeete in gemischter Farbenpracht strahlten, leichte Wölkchen sich, gleich zarten Lämmern, am blauen Himmel sammelten und der Berge Gipfel in röthlichem Schein glänzten,

da konnten wir nicht mehr sprechen und unsere stillen Gebete fanden keine andere Sprache, als die Thränen. Unsere Seelen waren gleichgestimmt, wir hatten ein Gefühl, einen Gedanken, und unsere Jugendjahre tauchten wieder auf in dem schönen Abendroth, wir fühlten so warm als je, nur mit dem Unterschied, daß unsere früher unbestimmten Empfindungen nun ihren Haltpunkt gefunden haben. Das unbekannte Etwas, nach welchem sich ein junges Herz sehnt, wurde zwar von uns längst erkannt, aber in den schönsten Stunden des Lebens ist die Liebe auch von jedem irdischen Anflug gereinigt, und sucht nichts als Gott und findet nur in ihm Befriedigung." Jener Abend war eine Aufmunterung für beide Freundinnen, die Mühen der kurzen Erdenlaufbahn immer weniger zu achten, und die Beschwerden des Alters willig zu tragen im Aufblick zu jener herrlichen Heimath, welche ihnen nicht mehr ferne lag. Sie freuten sich in süßer Wehmuth auf das Ziel ihrer Wallfahrt, wo sie auch ihre Entschlafenen wieder zu finden hofften, und das Band ihrer Freundschaft wurde wo möglich noch fester geknüpft.

Unsere kleine liebe Gesellschaft in Erdmannhausen erhielt einen schönen Zuwachs durch Pfarrer Pahl *) von Affalterbach. Kaum eine Stunde von Erdmannhausen entfernt, brachte dieser geistreiche Mann, der jede Gesellschaft durch seinen feinen Witz und seine ausgezeichnet angenehme Unterhaltungsgabe belebte, alle seine Erholungsstunden im gastlichen Pfarrhaus in Erdmannhausen zu. Da hörte man wohl mit Lust zu, wenn Pahl,

*) Pahl, später Prälat, als Schriftsteller berühmt.

Ludovike und Christophine sich gegenseitig Mittheilungen von ihren Reisen und von ihren Erlebnissen machten, wenn, woran der Pfarrer, Simanowiz und Johanne auch Theil nahmen, politisirt wurde, wozu Pahl immer die neuesten Nachrichten mitbrachte.

Ludovike übte ihre Kunst nur noch, um Andern Freude zu machen, und so malte sie auch Pahl und seine Frau mit Liebe aufs Trefflichste. Eine Zeit, in welcher alle unsere Seelenkräfte aufs Lieblichste angeregt und wir im Kreise gleichgesinnter Freunde verstanden und gefühlt werden, eine solche Zeit eilt uns freilich immer zu schnell vorüber, und auf ihre öftere Wiederkehr dürfen wir in diesem wechselvollen Leben nicht hoffen. So schön der alljährige Sommeraufenthalt für Ludoviken in Erdmannhausen war, so suchte ihn Simanowiz jedes Jahr mehr abzukürzen, daß er am Ende nur noch einige Wochen andauerte. Ob er gleich alle Bequemlichkeiten hatte, war er eben doch am liebsten im eigenen Hauswesen, wo seine Gewohnheiten nicht um ein Haar verrückt wurden. Ludovike fügte sich in Alles, was ihr die Pflicht auferlegte, wenn es ihrem Herzen auch weh that. Ihre Freundin Voßler, an welcher sie mit immer gleicher Liebe hieng, machte ihr nach Simanowiz die meiste Sorge. Voßler hatte mit einem harten Schicksal zu kämpfen, und trug nicht die rechten Waffen in dem Kampf. Ludovike stand ihr, wie wir später hören werden, wie ein Schutzgeist zur Seite, und suchte nur wohlthätig auf sie einzuwirken. Aber es stellten sich ihrer Arbeit unübersteigbare Hindernisse in den Weg, und nur ihrer Geduld war es möglich nicht müde zu werden. Auch machte Sima-

nowiz ein böses Gesicht zu dieser Freundschaft, und so war es eigentlich gut, daß Voßler Veranlassung fand, nach Stuttgart zu ziehen, so weh es Ludovike that, sie weniger sehen zu können. Ludovike schrieb ihr nun sehr oft, ob sie gleich wenig Antworten erhalten haben muß; wenigstens fanden sich in Ludovikens Nachlaß nur einige Briefe von Voßler, während diese eine bedeutende Anzahl von Ludoviken hinterließ. Voßler liebte aber Ludovike dennoch von ganzer Seele, sie wußte wohl, was sie an ihr hatte.

Ungleiche Charaktere ziehen sich oft mehr an, als gleiche, wenn nur die Gesinnungen übereinstimmen. Sie ergänzen sich gegenseitig und bilden zusammen ein Ganzes. — Obgleich Christophine bisher nicht ungern in Marbach war, weil ihre poetische Natur auch die Einsamkeit zu verschönern wußte, so fühlte sie eben doch das Bedürfniß eines ihr zusagenden Umgangs immer mehr. Wir sind nun einmal als gesellschaftliche Wesen geschaffen und es ist kein gutes Zeichen, wenn wir nicht gern im Umgang mit Andern leben. Die strenge Zurückgezogenheit wirkt eben so nachtheilig auf uns, wie die Zerstreuungssucht. Nicht nur unsere Menschenkenntniß erweitern wir, sondern auch uns selbst lernen wir im Umgang mit Andern besser kennen, als wenn wir allein unsere Straße ziehen. Freilich ist das einsamere Leben jedenfalls ein bequemeres, denn das gesellschaftliche legt Pflichten auf, welche jenem erspart sind. Wir sollen im Umgang mit Andern freundlich, gütig, dienstfertig, mild, nachsichtig, sanftmüthig seyn, kurz wir sollen, was Christus mit wenig Worten aufs Schönste sagt, den Andern thun,

was wir wollen, daß sie uns thun sollen. Diese Aufgabe können wir nur im Umgang mit Andern zu lösen suchen. Christophine machte nun einige kleine Reisen, erst nach Stuttgart und dann verweilte sie mehrere Wochen bei Ludovikens Pflegtochter auf dem Lande. Da kamen die Pfarrleute aus der ganzen Nachbarschaft herbei, um Schillers Schwester kennen zu lernen, und sie machte dann wieder Besuche bei ihnen, sowie auch größere Spaziergänge mit dem Pfarrer. Abends wurde gemeinschaftlich gelesen und darüber gesprochen, es waren schöne Tage für sie und die Pfarrleute. Christophine entschloß sich, mit einer Freundin in Stuttgart zusammenzuziehen, um nicht mehr wie in Marbach so einsam leben zu müssen. Sie würde natürlich wegen Ludovike Ludwigsburg zu ihrem Wohnsitz gewählt haben, aber Ludovikens persönlicher Umgang war wie verloren für ihre Freundinnen, da Simanowiz immer Hilfe bedürftiger wurde und seine Frau eben gar nicht mehr entbehren wollte, und sonst konnte Christophine in Ludwigsburg Niemand anziehen.

In Stuttgart hatte sie alte Verbindungen, welche nun wieder neu aufblühten, und die geistreichsten Frauen dort versammelten sich gerne um sie. Auch ihre Verwandten konnten sie eher besuchen; es fehlte ihrer Zufriedenheit nichts, als ihre frühere Gesundheit, welche immer so fest gewesen war, daß sie sie fast für unerschütterlich gehalten hatte. Sie glaubte, die Stuttgarter Luft nicht ertragen zu können, und daher war ihr das Anerbieten einer Freundin aus Sachsen-Meiningen, eine Schweizerreise mit ihr zu machen, sehr erwünscht. Sie

trat die Reise rücksichtlich der Naturschönheiten mit großen Erwartungen an. Gewöhnlich werden wir, wenn wir sehr viel erwarten, weniger befriedigt. Dieß war jedoch bei Christophinen nicht der Fall. Die hohe Pracht der Berge und die frische Schönheit der Thäler entzückten sie ebenso, wie sie die reine Luft stärkte, und sie kehrte ganz verjüngt zurück.

Ludovike sagte zu ihrem Mann, während Christophine auf der Reise war, es ahne ihr, daß sie diese Freundin verlieren werde, nicht durch den Tod, sondern sie werde mit der Freundin wieder nach Meiningen zurückkehren und dort ihre Tage beschließen. So wenig sie nun Christophinen auch sehe, so sey ihr doch das Gefühl der Trennung fast ein unerträgliches. Simanowiz suchte ihr diese Vorstellung auszureden, aber sie blieb auf ihrer wehmüthigen Meinung. Als sie Christophine noch nicht von der Reise zurück erwartet hatte, wurde sie durch einen Besuch von ihr überrascht. Erstere versprach, einige Tage bei Ludoviken zu bleiben, um recht nach Herzenslust von der Reise erzählen zu können, „und um von uns Abschied zu nehmen," sagte Ludovike mit wehmüthigem Tone. „Hast Du schon etwas davon gehört? Wer hat Dich vorbereitet?" fragte Christophine. „Kein Mensch," erwiederte Ludovike, „ich wußte dennoch, daß Du wieder nach Meiningen ziehen würdest." Entsagung und Ergebung waren Losungsworte für Ludoviken, welche nicht nur in ihr Gemüth geschrieben, sondern auch täglich von ihr geübt wurden. So konnte sie sich auch bei dem Trennungsgedanken Christophinen gegenüber so zusammennehmen, daß diese in ihrem Entschluß, welchen

sie wirklich auf der Schweizerreise gefaßt hatte, nicht im Geringsten gestört wurde. Die Freundin aus Meiningen hatte alle Bilder der Vergangenheit wieder lebhafter vor Christophinens Seele geführt, und ihr Herz wurde von einer Sehnsucht bewegt, welche sie nicht zurückzudringen vermochte; es zog sie nun auf einmal unwiderstehlich an jenen Ort, wo sie einst ein reiches Leben lebte. Auch das Grab ihres geliebten Mannes wollte sie wieder sehen, und die letzten, wie die ersten Blumen darauf pflanzen, und endlich neben ihm ruhen. Ueberdieß sagte die Freundin, daß man ihr die Pension ungerne ins Ausland schicke, was ein Beweggrund weiter war. Als man Christophine der Veränderlichkeit anklagen wollte, sagte die Alles zum Besten kehrende Ludovike: Von einer poetischen Natur ist dieß Alles nicht anders zu erwarten, eine prosaische wäre schon zu bequem, in Christophinens Alter noch solche Reisen und Veränderungen zu unternehmen. Der poetische Geist faßt das Leben von der schöneren Seite auf, erhebt sich über die Mühen desselben, und liebt auch nicht selten, wie die Kinder, den Wechsel. Jede Umgestaltung der Dinge und Verhältnisse ist ihm erwünscht. Uebrigens schmerzte Ludoviken Christophinens Abschied im Innersten. In spätern Jahren ist der Verlust der Angehörigen viel schmerzlicher. Wir können uns nimmer so leicht anschließen, und sind fast unfähig, neue Verbindungen einzugehen. Wir fühlen uns in den alten immer behaglicher, nicht nur weil wir ruhiger lieben und die Treue erprobt, sondern auch weil wir uns den Verhältnissen und sie sich uns angepaßt haben. Ein neues Kleid ist immer unbequem; die Jugend aber fügt sich

gar gerne in daſſelbe, weil es friſch und ſchön iſt, das Alter liebt ſein längſt getragenes mehr und trennt ſich ungerne davon. So iſt es im edlern Sinn auch mit unſern Verhältniſſen. Im Alter erkennt man erſt ſo recht, was man an den Angehörigen hat, und da hätte man ſie am nöthigſten, wenn man von ihnen getrennt wird, und doch liegt auch in dieſen letzten Prüfungen, welche uns die ewige Liebe auflegt, eine hohe Weisheit. Es ſoll, es muß nach und nach Alles von uns abfallen, was uns noch an dieſe Erde feſſeln könnte. Wir ſchwimmen am Ende noch wie ein morſches Brett, das von dem Fahrzeug unſeres Lebens nach manchem Schiffbruch übrig blieb, einſam auf dem Ocean. Wenn wir ſo recht unſere Vergänglichkeit und Verlaſſenheit fühlen, ſollten wir da nicht unabläßiger nach jenem Land blicken, wo wir Alles finden, was uns fehlt? Aber wir arme Sterbliche halten uns mit einer unbegreiflichen Anhänglichkeit an der Scholle Erde ſo lang als möglich. Würden unſere Kräfte nicht ſchwinden, und unſere Angehörigen uns nicht verlaſſen, wie ungern würden wir uns alsdann erſt von der Erde trennen. Darum hat die ewige Liebe uns die Vergänglichkeit alles Irdiſchen ſo nahe gelegt, daß wir, ehe ſie uns ganz ergreift, nicht unvorbereitet ſind. Freilich ſollten wir uns nicht nur, wenn wir uns verlaſſen und lebensmüde fühlen, nach unſerem Heimgang ſehnen. Wären wir von der Liebe zu unſerem himmliſchen Vater beſeelt, ſo würden wir die Stunde, welche uns zu ihm ruft, kaum erwarten können; wir würden dieſe arme Erde gern verlaſſen und uns freuen mit unausſprechlicher Freude auf die herrliche Heimath, welcher

wir als Kinder Gottes angehören. Aber die Sünde hat uns losgerissen von dem Himmel und an die Erde gebunden. Doch jene erlösende Liebe, welche in Christus hernieder gekommen ist, macht uns ja los von allen Banden der Sünde und des Erdenelends, wenn wir uns gläubig an sie halten.

Christophine kam glücklich in Meiningen an, sie fand ihre geliebte Fürstin und viele Freunde mit den alten wohlwollenden Gesinnungen gegen sie wieder. Die dortige Luft und Lebensweise waren wirklich ihrer Gesundheit zuträglicher, als die vaterländische, denn sie genießt noch jetzt als siebenundachtzigjährige Frau eine gute Gesundheit, und überlebte alle ihre Freundinnen.

Für Ludoviken wurde das Leben immer schwüler. Sie wollte ihren kranken Mann nicht mehr verlassen, er selbst konnte sie kaum bewegen, bei schöner Witterung nur ein wenig Luft zu schöpfen, was doch so nöthig für ihre Gesundheit war. Ach, wie war Alles so anders geworden! sonst lachte ihr Herz in freier, schöner Natur, und jetzt schweifte ihr Blick mit Thränen der Sehnsucht über die Wolken, wenn sie einen kleinen Spaziergang machte. Diese Welt hatte, wie sie auch in ihren Briefen sagte, nichts Anziehendes mehr für sie, und sie war daher nicht wie die meisten Menschen an sie gebunden, es war ihr lieb, daß sie sich dem Ziele näherte. Nur für ihre Pflichterfüllung und das Wohl Anderer fühlte sie noch lebhaft. An den Menschen im Allgemeinen fand sie immer weniger Wohlgefallen. Der steigende Luxus that ihr wehe, besonders auch unter dem Bürgerstand vermißte sie die alte Einfachheit, bei welcher die Leute sich früher

ehrlich nährten, und nicht auf Kosten Anderer Luxus trieben. Der Luxus ist namentlich für das häusliche Glück ein Krebsschaden, welcher so lange um sich frißt, bis keine Rettung mehr möglich ist, und hier macht das weibliche Geschlecht nicht selten den Anfang. Wenn doch unsere Frauen und Jungfrauen zu jenem Verstand kommen möchten, welcher sich keiner Mode unterwerfen läßt, sondern über ihr steht und über sie wacht. Der größere Aufwand, welchen Frauen des Bürger- und Mittelstandes für ihre Kleidung machen, wirft immer ein nachtheiliges Licht auf sie. Was wollen sie denn mit der kostbaren Kleidung anderes, als reich oder vornehm scheinen, und im Ganzen eben gefallen! Sie verfehlen wahrlich ihren Zweck, denn der Schein ist ein Betrug, welcher nicht ungestraft bleibt, und nie wird ein eitles Herz gefallen, das, ob es auch in der schönsten Gestalt schlägt, eine die Verhältnisse übersteigende Ausgabe nur für ein einziges Kleidungsstück macht. Das dazu verwendete Geld ist nicht selten von dem Mann oder den Eltern sauer erworben worden, und wenn es die Tochter auch selbst zusammenspart, so ist es doch nicht klug verwendet; von einer Hausfrau, die ihr Geld anders zu benützen wissen sollte, wollen wir nicht sagen. Die Mittheilung einiger unserer frühern Erfahrungen mag davon weiteres Zeugniß geben.

Sechstes Kapitel.

Das eitle Mädchen und ihre Schwester. Sonderbare Heirath. Der gewissenhafte Kutscher.

Ein Beamter, Namens P., welcher eine brave Frau, vier Söhne und zwei Töchter hatte, lebte um so zufriedener mit den Seinigen, da seine Glücksumstände von der Art waren, daß sie nicht zu viel und nicht zu wenig darboten. Das zu Viel und zu Wenig macht ja Sorgen. Der Reichthum will klug verwaltet seyn und in seinem Besitz das Rechte zu treffen, ist unendlich schwer; aber auch die Armuth hat neben dem drückenden ihre eigenen Versuchungen.

Wenn P. die ganze Woche hindurch auf seiner Kanzlei gearbeitet hatte, denn nur höchst selten gieng er Abends in Gesellschaft, so wollte er Sonntags nach der Kirche, welche er mit den Seinigen regelmäßig besuchte, Erholung haben, und so machte er mit seiner Familie einen Spaziergang in ein nahes Dorf oder in einen Garten, und die Kinder hüpften um ihre Eltern wie die jungen Lämmer, und die Augen der Eltern ruhten voll schöner Hoffnungen auf ihnen. P. war noch von jenem alten Schlag, welcher nicht seine eigenen Genüsse suchte und Frau und Kinder den ihrigen überließ, sondern welcher

in Freud und Leid nur für seine Familie und mit ihr lebte. Die Frau gab auch keine eigene Frauen-Visiten, an welchen, wie es gegenwärtig meistens der Fall ist, der Mann nicht theilnehmen will und kann, sondern die Verbindungen, welche Herr und Frau P. mit mehreren Familien hatten, waren gemeinschaftlich, wie ihre kleinen Gesellschaften. Die Frauen konnten, wenn sie wollten, theilnehmen an der Unterhaltung der Männer, wenigstens zu hören, was jedenfalls nützlicher für sie war, als Stadt- und Modegespräche, die gewöhnlich in Frauen-Visiten geführt werden. Aber die Männer waren in Gesellschaft einfacher Frauen nicht an eine übertriebene Etiquette gebunden; sie durften rauchen, gehen oder sitzen, wie es ihnen bequem war. Gebildete Männer werden auch unter sich kein Gelag haben, welches sittliche Augen und Ohren beleidigen könnte, und sich daher von der Anwesenheit der Frauen nicht beengt fühlen. Die Bequemlichkeit jener und die Verzärtlung dieser tragen wohl hauptsächlich die Schuld, daß ihr gegenseitiger, gesellschaftlicher Verkehr in unserer Zeit so häufig gestört ist, was nachtheiliger auf die Bildung beider Geschlechter und das häusliche Glück einwirkt, als man glaubt.

Die kleinen Söhne P's. machten ihm durch Fleiß und Gehorsam viel Freude, sowie die Töchter der Mutter. Besonders die ältere unterstützte sie bald in der Haushaltung und that, was sie in ihren Augen lesen konnte. Auch der jüngern fehlte es nicht an Gutmüthigkeit hiezu, aber sie hatte mehr Hang zu schöner Arbeit und mußte mehr Zeit auf schöne Künste, zu welchen sie Talent zeigte, verwenden. Diese war nach ihrem Aeußern ein wahres

Frühlingskind, mit den goldnen Locken, den blauen Augen und der ungewöhnlich weißen Haut. Je älter sie wurde, desto schöner entfaltete sich ihr Aeußeres, sie wurde für die größte Schönheit des Landes gehalten. Die Eltern machten die seltene Ausnahme, daß sie dieser Schönheit keinen besondern Vorzug einräumten, sondern Klugheit und Ernst ihr gegenüber verdoppelten. Aber das Gegentheil davon thaten die Brüder. Sie suchten die Schwester Rosa, so nannte man sie, wo möglich an die öffentlichen Orte zu bringen; die Auszeichnung, welche ihr überall zu Theil wurde, schmeichelte ihnen; und sie fand auch mehr Gefallen an der Welt, als am häuslichen Kreis, welchem die ältere Schwester Mina treu blieb. Die Eltern konnten und wollten sie nicht abschließen. Rosa hatte eine sehr schöne Stimme und wurde öfters aufgefordert, öffentlich zu singen. Mina hätte dieß nicht gethan, Rosa glänzte gern. Beide Schwestern kamen auch hie und da auf einen Ball, die Eltern hielten das Tanzen nicht für unrecht. Rosa trat als die Königin der Blumen auf, während Mina nach Innen und Außen dem bescheidenen Veilchen zu vergleichen war. Diese tanzte nur mit den Brüdern und einigen Bekannten, Rosa, umgeben von Schmeichlern, konnte nicht fertig werden. Auch die Zurüstungen auf den Ball machten ihr jedesmal viel zu schaffen, das einfache weiße Kleid Mina's war immer fertig. Rosa arbeitete Nächte hindurch, um ihren Putz verfertigen zu können, denn hiezu hatten die Eltern kein Geld. Mina leistete ihr nur manchmal die halbe Nacht Gesellschaft, um für die Eltern auf die Geburtstäge oder Weihnachten etwas zu arbeiten und von ihrem ersparten

Gelde gab sie den Armen, so viel sie konnte. Rosa wollte einen ächten Shawl haben, und da ließ sich's das arme Mädchen Jahre hindurch sauer werden, bis sie diesen edlen Wunsch erfüllt sah. Sie verfertigte schöne Arbeiten, und that sie unter fremdem Namen in die Industrie, auch versagte sie sich das Nöthigste, um sich den Shawl, der in doppeltem Sinn jeden Fehler bedecken sollte, anschaffen zu können. Endlich war die Summe beisammen, und Rosa langte auf dem Gipfel ihres Glückes an. Ob sie die Eltern anlaufen lassen wollten, oder ob sie es, wie es bei manchen Charakteren der Fall ist, für schädlicher gehalten hätten, sie mehr einzuschränken, weil sie Rosa in Manchem, was gegen ihren Sinn war, gewähren ließen, wissen wir nicht. Nur das dürfen wir behaupten, daß sie nicht weichlich und auch von Rosa's Schönheit nicht verblendet waren. Sie hielten Mina für die Krone ihrer Kinder.

Eines Abends giengen die Schwestern ihren Brüdern, welche auswärts waren, entgegen. Da diese nicht zur bestimmten Zeit eintrafen und ein Gewitter drohte, eilten jene früher nach Haus, sie waren noch eine Strecke weit von der Stadt entfernt, als Rosa ihren Shawl vermißte, welchen sie nach und nach, weil es so Mode, oder weil es ihr warm war, über die Achseln hinuntergleiten ließ, daher sie seinen Verlust nicht sogleich bemerkte. Die Schwestern eilten suchend wieder zurück, als ihnen ein Offizier, welcher den Shawl gefunden hatte, nachrannte. Dieser war von Rosa's Schönheit überrascht. Doch sogleich besonnen, bat er sich als Belohnung die Erlaubniß aus, ihr morgen seine Aufwartung machen zu dürfen.

Die Mädchen antworteten darauf nicht und dankten nur für seine Mühe und Gefälligkeit. Rosa war ganz begeistert von der Artigkeit und Gewandtheit des jungen Mannes, welcher sich wirklich den nächsten Tag bei ihren Eltern einfand. Wir wollen die Entwicklung der Bekanntschaft, welche sich an das Shawlfinden knüpfte, nicht verfolgen, sondern nur kurz sagen, daß es mit dem Offizier, Baron Z., und Rosa bald zu einem förmlichen Eheverlöbniß kam. Der Baron stand in gutem Ruf und die Eltern hatten keine weiteren Einwendungen zu machen, nachdem sie Rosa auf den etwas zu raschen Gang der Verbindung aufmerksam gemacht hatten. Der Baron wußte mit viel Gewandtheit die Hochzeit von einer Zeit zur andern hinauszuschieben, ob er gleich, da seine Eltern nicht mehr lebten, ganz sein eigener Herr war. Einmal wollte er zuvor aus dem Militärdienst treten, um Rosa und dem häuslichen Glück ganz leben zu können, und dann hatte er auf seinen Gütern, außer Lands, noch Manches zu ordnen. Indessen starb Rosa's Vater unerwartet schnell an einem Hirnschlag. Die Mutter und Mina waren tief erschüttert, doch lernten sie ihren großen Verlust mit christlicher Fassung tragen, und richteten Herz und Sinn immer mehr dahin, wo allein der wahre Trost zu finden ist. Sie nahmen ihr Leiden aus Gottes Hand und benützten es als Bildungsmittel für die Ewigkeit. Rosa fühlte sich auch schmerzlich verwundet, aber die Wunde heilte an der Seite des Geliebten nur zu schnell. Nach der ersten Trauer nahm der Baron Abschied, um seine Einrichtungen auf den Gütern zu treffen und alsdann seine Braut heimführen zu können. Die Mutter

und Mina sollten sie begleiten und einige Zeit bei ihr bleiben, was sie übrigens nicht im Sinne hatten, da sie ihr stilles Stübchen nicht mit dem Palast des Barons zu vertauschen wünschten. Mina liebte ohnehin die Stille und Einfachheit mehr, als das Geräusch und den Glanz der Welt. Der Baron schrieb anfangs öfter, jedoch so regelmäßig, daß man so recht sehen konnte, er habe sich eine Zeit festgesetzt, in welcher er schreiben wollte. Rosa folgte dem Zug ihres Herzens und schrieb öfter. Sie liebte den Baron wirklich und hatte sich bereits auch mehr von der Welt zurückgezogen und an ihrer innern Bildung mehr gearbeitet. Indessen wurden die Briefe des Barons immer seltener und kälter. Es war gegen das Gefühl der armen Rosa, ihm Vorwürfe darüber zu machen und so nagte ein leiser Kummer an ihrer Gesundheit und ihre Schönheit welkte ungewöhnlich schnell dahin. Der Baron schrieb, er hätte ein Bauwesen unternommen, welches erst in einem Jahre vollendet werden könne und früher wolle er seine Braut nicht abholen. Die Mutter und Mina waren nun ganz im Klaren, weniger die arme Rosa. Was man so sehr wünscht, hofft man auch selbst dann noch, wenn die Erfüllung des Wunsches schon ferner getreten ist.

Der älteste Bruder erhielt eine Anstellung und verheirathete sich mit einem braven, einfachen und wohlhabenden Mädchen, welches von der Mutter und Mina sehr geliebt wurde. Diesen gieng nun durch des Bruders Verbindung ein freundlicher Stern auf, während Rosa nur an das Verschwinden des ihrigen erinnert wurde. Mina entfaltete sich immer lieblicher. Der gesunde Kern

ihres innern Lebens trieb nach Innen und Außen schöne Blüthen, welche auch gesunde Früchte hoffen ließen. Nur der Kummer ihrer Schwester trübte auch ihr sonst so heiteres Leben. Sie schrieb dem Baron, daß ein so langsamer Tod, welchen er seinem Verhältniß mit ihrer Schwester zu geben scheine, viel schmerzlicher für sie sey, als ein schneller, er möchte sich daher bestimmt erklären u. s. w. Dieß geschah nun in möglichster Bälde. Er schrieb Mina, daß er sich nur pflichtgedrungen mit Rosa verheirathen könne, sie besitze außer ihrer Schönheit zu wenig, als daß sie ihn in einer so engen Verbindung befriedigen könnte, und auch sie würde nicht glücklich mit ihm werden. Sie seye von den Männern nur Huldigungen gewohnt und kenne wenig reinere Freuden außer denjenigen, welche in dem Kreise eines eitlen Mädchens liegen. Hätte er nicht in Mina ein weibliches Wesen kennen lernen, das durch seinen inneren Gehalt einen Mann wahrhaft und auch dann noch beglücken werde, wenn die Zeit ihre Jugendblüthe längst abgestreift hätte, so würde ihm vielleicht Rosa eher genügt haben, aber nun sey sein Herz von einem andern Wesen erfüllt. Kurz der Baron hatte keine andern Gedanken, als Mina für die arme Rosa einzutauschen. Mina's Schwesterliebe und Treue war empört über diese Erklärung, und sie schrieb dem Baron in einer Art, daß er nicht mehr antworten konnte. So schonend als möglich suchte Mina ihrer Schwester die Gewißheit der längst geahneten Auflösung ihrer Verbindung mit dem Baron beizubringen. Rosa schien unnatürlich gefaßt, aber der unterdrückte Kummer nagte nur um so tiefer in ihrem Innern fort, bis er den Lebens-

keim zerstörte. Es wurden alle Erinnerungszeichen an den Baron entfernt, vor allen Dingen aber jener fatale Shawl, an welchen sich Rosa's Schicksal knüpfte. Schon länger hielt sie ihn unter Schloß, wahrscheinlich hatte er nicht nur das vergangene Glück, sondern auch Gefühle der Schuld und der Reue in ihr hervorgerufen. Die Mutter und Mina hofften von der Zeit Heilkräfte für Rosa, aber sie kränkelte immer bedeutender; doch schien ihr Inneres dabei zu gewinnen.

Mina wurde schon längst von einer reichen Wittwe, welche ihre Mutter manchmal besuchte, beobachtet und geliebt. Sie hatte ihr den einzigen Sohn, welcher Theologie studierte, zugedacht. Eine kluge Frau, wußte sie Alles so einzuleiten, daß der Sohn nicht einmal den Wunsch der Mutter merken konnte, sondern eben nur zufällig von des Mädchens Vorzügen, die gerade nach seinem Geschmack geschildert wurden, hörte, und so bekam er ein Bild von ihr, welches nach und nach in seinem Herzen zu dem Ideal seiner Jugendträume reifte. Dieses Ideal hat sich seiner Zeit in einen natürlichen Menschen verwandelt, und Mina, die treffliche Gattin des Theologen, welche ihn durch ihre stillen Vorzüge täglich mehr beglückte, zeigte ihm, daß die Wahrheit noch schöner ist, als der Traum.

Mina's Mann wirkte, weil er glaubte, was er lehrte, auch wohlthätig auf die arme Rosa ein. Sie lernte etwas Besseres kennen, als das irdische Glück, und fand für das verlorene ein unvergängliches Gut. Die Mutter sehnte sich nach den Mühen eines unvollkommenen Lebens in die wahre Heimath, in welche sie nach kurzer Krank-

heit versetzt wurde. Mina nahm ihre kranke Schwester zu sich, und pflegte sie mit rastloser Liebe und Treue, bis der letzte Schlaf ihre müd geweinten Augen zudrückte. Mina pflanzte weiße Rosen auf ihr Grab, und ihr Mann schrieb auf ein schwarzes Kreuz mit goldenen Buchstaben die Schriftworte: 1 Cor. 15, 48.

Noch eine weitere Erfahrung rücksichtlich des Luxus wollen wir mittheilen und unsern Leserinnen ans Herz legen. Der Einfluß des weiblichen Geschlechts, besonders auf häusliches Glück oder Unglück ist jedenfalls kein unbedeutender und wirkt weit hin. Auch ist es unglaublich und doch erwiesen, wie geistvolle, treffliche Männer sich von ihren Frauen, ohne daß sie es wissen, stimmen und verstimmen lassen, und in Dinge eingehen, welche nicht selten sogar gegen ihre Grundsätze sind. Wie wichtig ist daher die weibliche Bildung und vor Allem die christliche, welche nichts vergißt, was wahrhaft beglücken kann.

Ein sehr reicher Gewerbsmann, Namens Jakob B—, stand in seinem fünfundzwanzigsten Jahre ganz allein; seine Eltern und Geschwister waren gestorben, und die wenigen Verwandten, welche er hatte, waren ihm innerlich so fremd, daß er sich auch äußerlich immer mehr von ihnen entfernte. Um so mehr wünschte er sich eine treue Lebensgefährtin. Er war ein ungewöhnlich gesitteter, rechtlicher, gutmüthiger, junger Mann. Bei aller Bescheidenheit, welche er hatte, wünschte er sich doch eine Frau aus einem höhern Stand, als der seinige war. Er hatte das Gerberhandwerk erlernt und wurde zwar durch seinen Lederhandel nach und nach zum Kaufmann gestempelt, aber ein gelernter Kaufmann war er nicht,

und verkehrte bis jetzt auch wenig mit wissenschaftlichen Männern und noch weniger mit gebildeten Frauen. Uebrigens war er gut unterrichtet und liebte den feinern Umgang, daher meinte er, mit einer Bürgerstochter nicht glücklich werden zu können. Auch behauptete er, es werde von den Bürgers- und Gewerbsleuten mehr Luxus getrieben, als in den höhern Ständen. Kurz er hatte Vorurtheile gegen seinen Stand, ohne sich dessen zu schämen, oder rücksichtlich seiner Wahl hoch hinaus zu wollen, denn er sagte: Wenn ich auch eine vornehme Frau bekomme, diese kann mich doch nicht in ihren Stand versetzen, da sich ja die Frau nach dem Mann, nicht der Mann nach der Frau nennt. Aber wie zu einer gebildeten Frau kommen? war eine Frage, welche er oft vergebens machte. Sein Reichthum war bekannt, er hatte große Häuser, schöne Güter und Gärten, spendete auch den Armen Gaben, wie es nur der Reiche vermag. Seine Häuser waren jedoch in etwas geschmacklosem Styl noch von dem Vater, welcher seinen Reichthum durch Fleiß und glückliche Spekulationen sammelte, erbaut; hier durfte aber nichts verändert werden; was sein Vater eingerichtet hatte, war ihm heilig, und von diesem war ihm auch die Abneigung gegen den Luxus anererbt und anerzogen, und doch wollte er eine Frau aus besserem Stand haben. Aber gewiß nur, weil er kein einfaches Mädchen mit gebildetem Geist in dem seinigen zu finden wußte. „Eine reiche Bürgerstochter ist stolzer, als ein armes gebildetes Fräulein, jene will höher hinaus als diese und Geld brauche ich keines, einem armen Bürgersmädchen fehlen die Mittel, sich auszubilden, und ich will eben eine

gebildete Frau," wiederholte er in seinen Selbstgesprächen wohl zwanzigmal. Wenn man zu sehr an seinen vorgefaßten Meinungen hängt und sie noch durch Vernunftgründe zu stützen glaubt, werden nicht selten fixe Ideen daraus, welche den guten Rath der Freunde und der eigenen Ueberlegung den Zugang versagen.

Wie es mit der christlichen Bildung bei Jakob in jener Zeit, als er eine Frau suchte, stand, wissen wir nicht genau, doch vermuthen wir, daß er sich in seiner Herzensangelegenheit nicht an Gott gewendet haben muß, wie es der Christ in allen Fällen thun sollte. Dieser darf nicht sagen: ich will eben so und nicht anders. Er muß sein Anliegen Gott ans Herz legen und auf den Willen Gottes merken, welchen er gewiß erkennen darf, wenn er ernstlich darum bittet und nicht die selbst gemachten Wege vorzieht.

Jakob vermiethete eines seiner Häuser an einen höher gestellten Mann, der nichts daran verändert haben wollte als die Oefen und die Tapeten in den besseren Zimmern, und zwar auf eigene Kosten. „Nein, nein," sagte Jakob, „die Kosten achte ich nicht, aber meines Vaters Einrichtung muß dieselbe bleiben." „Ja, das soll sie im Ganzen auch," sagte der Fremde, „aber wenn der Zahn der Zeit die Tapeten zernagt hat, müssen Sie doch andere anschaffen; ob etwas früher oder später, dieß wird eins seyn." „Ja wohl," erwiederte Jakob, „aber die Oefen möchte ich lieber einfallen als abbrechen lassen." Eine Dame, welche den Fremden begleitete, sagte: „Laß dem Hausherrn seinen Willen, lieber Bruder, ich will Dir die Oefen deforiren durch schöne Schirme, daß man nichts von

ihrer alten Form steht; der Hausherr hat im Ganzen Recht, die alten Oefen heitzen besser, als die neuen, und die Größe ersterer verliert sich in den großen Zimmern." Jakob verbeugte sich mit vielem Anstand, sagte aber kein Wort, um mit seiner Bewunderung, welche er heimlich der verständigen Dame zollte, nicht auf eine unbescheidene Art herauszurücken. Der Contrakt wurde geschlossen, und Jakob setzte die Miethe sehr herunter, um dem Herrn zu beweisen, daß ihm an dieser Einnahme nicht viel gelegen sey.

Jakob nahm, wenn er eine Reise machte, ein Geschäft zum Vorwand, denn eine Vergnügungsreise war nach seiner Ansicht einem Manne seines Standes nicht erlaubt, und doch war das Reisen seine einzige Freude. So machte er sich abermal reisefertig und dachte dabei, er finde vielleicht im Ausland, was er bis jetzt vergebens im Vaterland gesucht hatte, eine gebildete Frau; denn um den Lederhandel war es ihm eigentlich nicht zu thun. Er wollte zunächst das nördliche Deutschland besuchen. Nach Berlin richtete sich vorerst der Reiseplan, denn dorthin hatte er in einige gute Häuser Empfehlungsschreiben. In einem derselben konnte ihm vielleicht ein Glücksstern aufgehen. Auch an einen Landgeistlichen, in der Nähe von Berlin, hatte er einen Brief von einem seiner ehemaligen Lehrer. Jener könnte ja eine gebildete Tochter haben, die Preußen sind feine Leute, dachte er und zog seine Straße fröhlich.

Als Jakob in Berlin angekommen, sich in einem guten Gasthof einquartirt und einige Tage umgesehen hatte, suchte er nun die Häuser auf, an welche er

empfohlen war. In einem derselben wurde der gute Jakob mit aller Artigkeit in dem Comptoir abgefertigt, im andern aber hatte ihn der Herr des Hauses auf den nächsten Abend eingeladen. Jakobs Kleidung war fein und gut, aber nichts weniger als elegant, und vielleicht nach dem Berliner Schnitt lächerlich. Darum bekümmerte sich aber Jakob ganz und gar nicht, war er doch reicher als die meisten jungen Berliner Elegants und unter seinem etwas altmodischen Rock schlug ein redliches Herz. Der Herr, welcher ihn eingeladen, schien auch nicht viel nach der Mode zu fragen, denn er behandelte Jakob mit Auszeichnung, und stellte ihn der Gesellschaft, welche aus jungen Herrn und Damen bestand, als einen lieben braven Württemberger vor, dessen Bekanntschaft ihm sehr werth seye. Die jungen Damen würdigten ihn kaum eines Blickes, und die Herrn schienen sich nach jenen zu richten. Jakob wollte sich mit einigen Artigkeiten, so gut er sie aufzutreiben wußte, an die Dame des Hauses und ihre Töchter wenden, wurde aber eben kurz abgefertigt, und so unterhielt sich, außer dem Hausherrn, kein Mensch mit ihm. Er gieng verdrießlich aus der Gesellschaft. So unhöflich, meinte er, seyen die Württembergerinnen doch nicht, wie die Damen in Berlin. Fast hatte er keinen Muth, den Landgeistlichen aufzusuchen, aber er sollte doch den Brief übergeben, und dann wußte er sich auch wieder mit der Hoffnung zu trösten, daß die Pfarrleute auf dem Land freundlicher seyn werden, als die stolzen Berliner. Dieß war auch wirklich so, Jakob wurde sehr gastfreundlich aufgenommen, auch die Pfarrerin und ihre liebenswürdige Tochter unterhielten

sich sehr angenehm mit ihm, und Jakob hätte bald der Hoffnung Raum gegeben, daß er nun am Ziel seiner Wünsche angelangt sey, als eben ein junger Geistlicher eintrat, welcher die Tochter als seine Verlobte begrüßte.

Jakob nahm früher als er im Sinn hatte Abschied, und trat die Rückreise nach Württemberg an. Er hatte ein so zufriedenes Gemüth, daß er sich nicht leicht und noch weniger auf längere Zeit verstimmen ließ. Wenn sich auch trübe Wolken über seinem Lebensweg zeigten, die Sonne der Hoffnung lächelte ihm immer wieder.

Als sein Miethsherr eingezogen war, machte ihm Jakob seine Aufwartung, um zugleich fragen zu können, ob er mit den Tapeten zufrieden sey, er wurde jedoch von der Schwester, welche des Bruders Haushaltung führte, gebeten, sich indessen mit ihr unterhalten zu wollen, bis ihr Bruder seinen Besuch annehmen könne, da sich gegenwärtig ein Fremder bei ihm befinde. Die Dame sprach ungewöhnlich verständig und unterrichtet über alles Mögliche. Auch waren noch unverkennbare Spuren früherer Schönheit in ihrem Aeußern zu finden. Sie mag ungefähr zehen Jahre älter als Jakob gewesen seyn. Dieß hinderte ihn nicht, ein außerordentliches Wohlgefallen an ihr zu finden, da er bis jetzt ihr gegenüber keine Heirathsgedanken hatte, sondern sie eben nur als eine feine, gebildete Dame bewunderte. Anders mag es bei ihr gewesen seyn. Jakobs Reichthum war ihr bekannt, und auch von seinem Charakter, seiner Rechtlichkeit u. dgl. hörte sie nur Gutes. Sein Aeußeres war angenehm und die Herzensgüte konnte man in seinem Gesicht lesen. Die alberne Kleidung und der Sparren der Einfachheit

werden sich machen lassen, und so wäre dieß am Ende noch eine Versorgung für mich, dachte die Dame und wurde in Jakobs Gesellschaft immer interessanter. Endlich kam der Bruder und die Schwester entfernte sich. Jakob hatte sich ohnehin schon zu lang aufgehalten, und nahm daher, nachdem er das Lob der schönen Tapeten eingeerntet hatte, Abschied. Bruder und Schwester unterhielten sich nun öfter über die trefflichen Eigenschaften des Hausherrn, die Schwester wußte das Gespräch immer wieder auf ihn zu lenken. Mit welcher Klugheit Emilie, so hieß die Dame, ihre Netze gewoben und ausgeworfen, vermögen wir nicht zu schildern. Kurz sie wurde in Jahr und Tag die Frau des edlen Jakobs. Vorschnell war Jakob mit seinen Entschlüssen nicht, er überlegte alle seine Unternehmungen genau, ehe er sie ins Leben treten ließ. In dieser Beziehung hatte er sich über seine Verbindung mit Emilie keine Vorwürfe zu machen, auch fand er immer mehr, wie viel Geist und Scharfblick sie hatte. Nur über die Bildung ihres Herzens konnte er nicht ins Klare kommen, er fürchtete sich, dießfalls sie genauer zu prüfen und glaubte lieber das Beste. Der Form nach zeigte sie religiöses Bedürfniß, sie wußte wenigstens sehr schön darüber zu sprechen, gieng auch in die Kirche u. dgl., aber ihre Handlungen waren doch oft gegen Jakobs Gesinnung und Gefühl. Sie besorgte zwar ihn und ihr Hauswesen trefflich, gegen die Dienerschaft aber war sie zu streng und gegen die Armen nicht gut, jedoch ohne geizig zu seyn.

Wenn sie auch etwas Gutes that, so ruhte es auf Berechnung, nicht auf dem Grund eines guten Herzens,

dieß fühlte Jakob, ohne sich klar darüber zu seyn. Wenn ihm etwas an ihr mißfiel und er ihr seine Meinung darüber sagte, was jedoch immer auf die schonendste Art geschah, so wußte sie ihm die Gründe ihrer Handlungsweise so schön vorzustellen, daß er sich innerlich jedesmal Vorwürfe machte, ihr Unrecht gethan zu haben, und nach und nach gewöhnte er sich so an ihre Art, daß er sich, ohne sie für die bessere zu halten, eben doch Manches davon aneignete, was ihm früher nicht möglich gewesen wäre.

Kein Despot kann uns so ohne unser Wissen, Wollen, und Fühlen tyranniſiren, wie die Gewohnheit; ihr zu lieb thun wir willenlos gar zu viel!

Emilie schenkte Jakob eine Tochter, welche sein Vaterherz innig beglückte und ihm auch die Mutter noch lieber machte.

Die Einfachheit in der Einrichtung des Hauses und in der Kleidung verlor sich nach und nach ganz. Emilie war eine sehr eitle Frau, aber ihre Klugheit beherrschte auch ihre Eitelkeit, jedoch nur um desto sicherer zu ihrem Zweck zu gelangen. Jakob hatte seiner Frau nach ihrer Entbindung das Nadelgeld so bedeutend erhöht, daß eine Fürstin hätte damit zufrieden seyn können. Was hätte sie auch, da sie nun einmal den Zug der Wohlthätigkeit nicht hatte, damit anfangen sollen, wenn sie nicht den größern Theil zu einer eleganten Einrichtung verwendet hätte? Diese reiche, arme Frau dachte eben, trotz ihres großen Verstandes nicht daran, was den Kindern Segen bringt. Wenn Jakob einen betrübten Blick auf die eleganten Möbel u. dgl. warf, so machte das Lächeln seines lieblichen Kindes Alles wieder gut.

Wir wollen jedoch, wenn wir auch gegen den Luxus noch thätiger zu eifern suchen, als einst Jakob, den Schönheitssinn nicht unterdrückt wissen, und auch nicht behaupten, daß der Reiche von seinem Reichthum keinen Genuß haben soll; nur sein Herz darf er nicht daran hängen, er muß den Reichthum besitzen, als besäße er ihn nicht, und dann wird er auch ein gut Theil den Armen geben und für sich immer noch genug haben. Zu jenem Jüngling, welcher sein Herz an seine Güter hängte, sagte Christus, verkaufe Alles, was du hast, und giebs den Armen, und folge mir nach ꝛc.

Jakob wurde mit sechs Töchtern gesegnet, nicht einmal den Wunsch nach einem Sohn hat er ausgesprochen; Emilie aber war sehr verdrießlich, auch nicht Einen Sohn der Welt geben zu dürfen. Die Töchter wuchsen blühend heran, eine war schöner, als die andere, was der Mutter so sehr schmeichelte, daß der Luxus, welchen sie besonders auch mit den Töchtern trieb, immer bedeutender und hier auch gefährlicher wurde. Jakob seufzte unter einer Last, welche er zu stark hatte anwachsen lassen. Er machte sich's doppelt zur Pflicht, erziehend auf seine Töchter einzuwirken, und hauptsächlich religiöses Leben in ihnen zu wecken, denn in ihm selbst war seit einigen Jahren viel mehr christliches Bedürfniß erwacht. Das eitle Treiben seines Hauses drückte ihn zu sehr, und er mußte ernstlich einen höhern Halt suchen, wenn er innerlich nicht untergehen wollte. Gott schenkte ihm einige christliche Freunde, welchen er sich mittheilen, und die ihn auch in der christlichen Erkenntniß fördern konnten.

Daß den Töchtern das System der Mutter besser

gefiel, als das des Vaters, ist wohl natürlich. Sie liebten und achteten zwar innerlich den Vater mehr, als die Mutter, doch folgten sie den Lockungen der Eitelkeit gerner, als der Hinweisung des Vaters auf innern Werth und unvergängliches Gut.

„Der Vater meint es herzlich gut, sagte die Mutter, aber er kann eben nun seine Erziehung, sein väterliches Herkommen nicht verläugnen. Es ist besser, man sagt ihm nicht Alles, um ihn zu schonen, er beachtet auch Manches gar nicht, wenn ihr nicht Alles ausplaudert." So wurden die Kinder dazu angehalten, dem Vater Manches zu verheimlichen, was der Anfang mancher Verirrungen war.

Die Offenheit ist eine so liebliche Tugend des kindlichen Gemüths, daß es Gewissenssache der Eltern ist, sie mit aller Liebe und Klugheit zu pflegen. Nur wenige Kinder sind von Natur verschlossen, wenn sie es aber sind, ist freilich schwer zu helfen, doch vermag die Liebe viel und diese soll keines ihrer Mittel unversucht lassen, das verschlossene Herz zu öffnen. Die offenherzigen Kinder durch zu großen Ernst oder Strenge einzuschüchtern oder sie auch aus Gründen, bei welchen der Zweck das Mittel heiligen muß, zu irgend einer Verheimlichung anzuhalten, ist eine strafwürdige Versündigung an der Unschuld der Kinder. Diese Unschuld wird ja ohnehin gar so oft aus Unvorsichtigkeit verletzt, die Eltern im Allgemeinen achten viel zu wenig darauf. Christus spricht Matth. 18, 10. ein vielbedeutendes Wort darüber.

Jakob war eine so friedliebende Seele, daß er, um keinen Verdruß zu haben, seiner Frau in manchen Dingen,

namentlich auch bei der Erziehung der Kinder, weniger Einsprache that, als er hätte thun sollen. Seine Freunde riethen ihm, seine jüngeren Töchter nach Neuwied in die Erziehungsanstalt zu thun; die zwei älteren waren bereits unverbesserlich. Dieser Vorschlag gefiel ihm sehr gut und erleichterte sein gedrücktes Vaterherz. Er entschloß sich vor Gott, den Einwendungen seiner Frau, auf welche er sich gefaßt machte, kein Gehör zu schenken. Wie sehr überraschte ihn nun Emiliens Bereitwilligkeit, als er ihr von seinem Plan sagte. An jener hatte gewiß auch die Eitelkeit ihr gut Theil, die Anstalt war berühmt, und Emilie hoffte, mit ihren Töchtern, wenn sie von Neuwied zurückgekehrt seyn würden, noch mehr glänzen zu können, als zuvor. Doch wünschte sie vor der Hand nur zwei in die Anstalt zu geben, Jakob aber wollte die vier jüngeren unter besserem Schutz wissen; es konnten jedoch nur zwei aufgenommen werden, da die Anstalt gerade jetzt stark besetzt war.

Emilie mußte die Töchter nach Neuwied begleiten, da Jakob in der zur Abreise bestimmten Zeit unpäßlich wurde. Sie kam äußerst vergnügt zurück, da ihr die Einrichtung der Anstalt sehr wohl gefiel. Sie sagte: „Im Aeußern hat mich die große Reinlichkeit, welche jede Kleinigkeit in ein freundliches Licht stellt, sehr angesprochen, und dann der zarte, feine Ton im gesellschaftlichen Verkehr. Im Innern die Liebe, welche eben dort auf eine so angenehme Art ins Leben tritt.“ „Dein Scharfblick hat auch hier das Wahre sogleich herausgefunden,“ sagte Jakob innig erfreut und bemerkte ferner, welch' herrlichen Frieden die Ausübung christlicher Tugenden verbreite, wenn man

einmal die Scheingüter der Welt verläugnet, der Eitelkeit entsagt und den Weg der Wahrheit betreten habe. Freilich müsse man aber zuvor hinabsteigen in die Tiefe des eigenen Herzens und die Sündhaftigkeit desselben erkennen lernen, dann werde man auch das Bedürfniß der erlösenden Liebe fühlen, welche, indem sie mit Gott versöhne, zugleich reinige und stärke in der Hingabe an sie. In dieser Hingabe an den Herrn liege die ewige Glückseligkeit des Menschen, welche hier schon ihren beseligenden Anfang nehme. „Ach, wie glücklich könnten die Menschen seyn!" seufzte Jakob. „Der Herr schlingt das Band der Liebe um einzelne Herzen wie um ganze Gemeinden, um die Menschheit wie um das All! Alles, Alles darf an seinem Vaterherzen ruhen, aber wie viele Menschen reißen sich los von ihm und gehen ihre eigenen unheilbringenden Wege! Wir wollen ein neues Leben anfangen, theure Emilie, wir wollen unsere Töchter mit vereinter Kraft den Schlingen der Welt zu entreißen suchen, und uns selbst fester an Gottes Vaterherz legen." Emilie sagte: „So, mit dieser Begeisterung die Kinder auf einmal in den Himmel heben? Du meinst es gut, lieber Jakob, aber die Kinder werden Deine Begeisterung nicht theilen, und jeden Zwang liebst Du selbst vernünftiger Weise nicht, weil Du seine schlimmen Wirkungen kennst." „Wohl," sagte Jakob, „aber wissen wir immer die rechte Mitte zu halten zwischen Zügellosigkeit und Zwang? Hast Du das immer gethan, theure Emilie? Hast Du den zwei älteren Töchtern nicht Manches gewährt, wovon ich nichts wußte? Hast Du nicht ihren Hang zur Gefallsucht unterstützt und sie in Gesellschaften

gegeben, wo sie mit Dingen bekannt wurden, welche einem jungfräulichen Gemüth fremd bleiben sollten? Ich habe dieß Alles zu spät entdeckt, und auch aus fehlerhafter Schonung gegen Dich nicht sorgfältig genug gewacht und eingegriffen, nun aber muß es anders werden. Ich will nicht alle Jugendfreuden verdammen, ich weiß, daß man an jungen Herzen mehr verderbt als nützt, wenn man ihnen Alles versagt, wonach sie gelüstet. Aber mäßig müssen die Genüsse seyn, die Jugend soll auch sich verläugnen lernen, die Schule des Lebens giebt immer schwerere Aufgaben und die Vorübungen derselben sind höchst nöthig. Wir Eltern müssen über unsere Kinder wachen und beten, da wir nicht alle Versuchungen von ihnen abwehren können. Aber welche Sünde, liebe Emilie, wenn wir sie statt dessen noch den Versuchungen in die Arme führen!" „Dieß habe ich nie gethan," erwiederte Emilie mit kalter Ruhe. Sie selbst war ihr bester Advokat, sie wußte ihre Fehler so trefflich zu vertheidigen, daß sie als Tugenden erschienen und Jakob wankte in seiner Ansicht über ihren Charakter immer wieder, glaubte auch in der bescheidenen Meinung, welche er von seinem Verstand hatte, er verstehe sie doch nicht immer so ganz, sie sey vielleicht mehr innerlich und fühle auch in christlicher Beziehung tiefer, und liebe nur die Form weniger. Die Entdeckungen, welche ihm die Freunde machten, seyen vielleicht falsch. Kurz, seine Gutmüthigkeit und die Liebe zu Emilie beredeten ihn gar oft, und der äußere Frieden wurde dadurch unterhalten, aber innerlich fehlte Jakob in seinem häuslichen Leben immer das Beste — das völlige Einsseyn mit der Lebensgefährtin. Die älteste Tochter

heirathete nach dem Willen der Eltern einen Beamten, welcher ein gescheidter, rechtlicher Mann, aber von Gesicht sehr häßlich war. Die Tochter zeigte weder Neigung, noch Abneigung, die Mutter wußte ihr jedoch die Existenz einer von ihrem Mann verehrten und geliebten Frau so reizend vorzuspiegeln, daß es keiner weiteren Ueberredungskünste bedurfte, um sie zu dieser Heirath zu bewegen. Der Vater fand es sehr vernünftig, daß sich die Tochter über das häßliche Gesicht wegsetzte, und er meinte, die Gewohnheit wisse auch das häßlichste Gesicht nach und nach angenehm zu machen, und er hatte im Allgemeinen Recht. Aber auf seine Tochter wirkte sie nicht so wohlthätig ein; diese schaute nun eben nach andern Gesichtern, und machte ihren Mann unglücklich. Es wurde der Gewandtheit der Mutter überlassen, den gestörten Frieden wieder herzustellen, dieß war aber eben ein Frieden, welchen der Wind hin und her weht. Jakob lernte einen andern, welchen die Welt nicht geben kann, immer besser kennen, und hätte ihn so gerne über Frau und Kinder herabgefleht. Aber sie schenkten den innern und äußern Mahnungen zum Guten, woran es ihnen gewiß nicht fehlte, kein Gehör.

Auch die zweite Tochter wurde an einen rechtschafenen und sehr gebildeten Mann verheirathet, sie war sanfteren Gemüths als die älteste Schwester, hatte aber zu viel Romanen gelesen und sich einer Sentimentalität hingegeben, welche dem häuslichen Leben wenig Glück brachte. Nachdem die jüngeren Töchter zwei Jahre in Neuwied gewesen, wurden sie von den beiden jüngsten abgelöst. Jene waren dort sehr lieblich erblüht und kehrten ganz

so, wie es der Vater wünschte, zurück. Eine davon hatte sich jedoch bald wieder der Welt zugewendet und zwar auf eine auffallendere Art, als wenn sie in derselben geblieben wäre. Sie wurde von einem Aventurier entführt, und ihre Eltern konnten trotz aller Nachforschungen nie wieder etwas von ihr erfahren, als daß sie sich nach Amerika eingeschifft habe. Dort aber war sie weder im Süden, noch im Norden zu finden. Es wurden große Summen an die Kundschafter verschwendet, und weder Geld noch Mühe gespart. Der Kummer über diese Tochter, welche Emiliens Liebling war, zerstörte ihre Gesundheit, sie bekam öfter Blutbrechen, und ihre Kräfte schwanden so dahin, daß die Aerzte für ihre Wiedergenesung keine Hoffnung machten. Schon vor ihrem Erkranken schien sie die Vergänglichkeit alles Irdischen fester ins Auge zu fassen und etwas Besseres zu suchen. Für Jakob eröffnete sich dadurch ein schönes Arbeitsfeld, er legte aber die Hand nicht an den Pflug, ohne seinen Herrn um den Segen für sein Geschäft zu bitten, denn er wußte wohl, daß nur Gott das Gedeihen geben kann, und ohne dieses all' unser Thun und Wirken vergebliche Arbeit ist. Es war entsetzlich schwer für Emilien selbst, bis sie ihren ärgsten Feind, die eigene Gerechtigkeit, nur kennen lernte. Ihr ganzes Leben hindurch war sie gewohnt gewesen, nicht nur ihren Neigungen gute Gründe zu unterlegen, sondern sie auch als edle Handlungen erscheinen zu lassen. Nur aus Schonung für ihren Mann wurde Manches heimlich getrieben, nur um ihre Töchter wahrhaft zu bilden und sie vor Einseitigkeit zu bewahren, führte sie sie in die Welt ein, „denn, wenn ich sie ab-

schließe," sagte sie, „sind sie wohl keiner äußern Versuchung ausgesetzt, aber sie werden diese später, wenn sie nicht mehr unter meinen Augen sind, um so weniger bestehen können, und wenn sie aus dem Käfig gelassen werden, auf den Boden flattern." Auch ihre Eitelkeit wußte Emilie durch ihren Schönheitssinn, durch die Fortbildung ihres Geschmacks und noch am besten durch die Beschäftigung, welche sie armen Handwerksleuten durch die immer neuen Einrichtungen ihrer Zimmer u. dgl. gab, zu entschuldigen. Sie hatte namentlich einem armen Kunstschreiner aufgeholfen. Auch beschäftigte sie mit der Ausstattung ihrer Töchter nur arme Leute. Freilich hatten diese mehr nach ihrer Angabe gearbeitet als wohlhabendere, denn es mußte Alles nach ihrem Geschmack verfertigt werden. Ach, wie selten sind unsere Beweggründe zu guten Handlungen ganz rein! Emilie war von dem feinsten Selbstbetrug umgarnt, und aus diesen Schlingen sind wir am schwersten zu retten. Indessen rückte Emilie dem Ernst der Ewigkeit immer näher. Als Jakob einmal ihren Schlaf bewachte, und sich freute, daß er länger andauerte, als sonst, machte sie eine schmerzliche Bewegung und wurde durch diese aus dem Schlaf gerissen. Sie sagte mit zitternder Stimme: „Ich hatte einen gräßlichen Traum," und erzählte, nachdem sie sich etwas erholt hatte, wie folgt: „Ich stand auf einem wunderschönen Berg, und war umflossen von einem goldnen Duft, und zu meinen Füßen sproßten Blumen aller Art, welche sich immer neu gestalteten. Der mich umgebende Duft war wie ein Spiegel, in welchem ich mein Bild erblickte, das schöner war, als ich selbst in meiner Jugend gewesen seyn mag, es zog

mich keine Erscheinung so sehr an, wie mein eigenes Bild, ich blickte immer wieder nach diesem, und als ich es eine Zeitlang so trieb, zerrann der goldne Nebel und der Berg sank unter meinen Füßen, ich sah mich auf einmal in einem Zimmer, wie mein wirkliches ist, nur die Wände bestanden aus Spiegeln, und ich sah überall nur mich selbst. Die Wände wurden nach und nach schwarz vor meinen Augen, und auch mein Bild verdunkelte sich immer mehr. Es wurde finstere Nacht, ich rief um Licht, kein Mensch hörte mich, und ich verlor meine sonstige Fassung, auf die ich mich ja in allen Fällen verlassen habe, ganz, aber es kam noch ärger. Ein Brett um das andere brach unter mir zusammen, ich hatte nur noch handbreit Boden, auf welchem ich stehen, und auf der Welt nichts, woran ich mich halten konnte, sogar meine Kleider fielen mir vom Leib. Ach, diese unbeschreibliche Noth! Endlich stürzte ich rettungslos in den Abgrund und erwachte." Emilie athmete sehr schwer, bis ein Thränenstrom ihre gepreßte Brust erleichterte. Jakob war tief bewegt, und sagte ihr in sanftem, liebendem Ton: „Gott hat eben in Deinem Traum gezeigt, wie Alles von uns abfallen muß, was der Welt angehört, wie unumgänglich nothwendig wir einen Grund haben müssen, auf welchem wir in Noth und Tod stehen können, einen Grund, der nicht untergeht, und dieser Grund, meine geliebte Emilie, ist Christus. Wenn wir uns an diesen halten und auf ihn zu stehen kommen, werden wir nimmermehr in den Abgrund fallen."

„Ach, mein Jakob, ist es denn auch noch Zeit zu meiner Rettung? Die Angst liegt noch schwer auf mir.

Ich bin ja doch in den Abgrund gestürzt und der Traum zeigte keine Hilfe und er ist ja ganz das Bild meines Lebens," sagte Emilie tief erschüttert. Jakob schöpfte nun seine Trostgründe für sie aus der wahren Heilquelle, der heiligen Schrift. Erst wurden ihr die verborgenen Sünden ihres Herzens enthüllt, und dann weinte sie Thränen wahrhaftiger Reue und Buße; bald aber durfte sie das Wasser des Lebens in vollen Zügen trinken und wurde unendlich erquickt. Sie suchte aufs Ernstlichste, wenigstens nur auch etwas an ihren Töchtern wieder gut zu machen, was sie verdorben hatte, und ermahnte sie auf das Ergreifendste, was bei einigen auch nicht fruchtlos blieb. Jakob war unaussprechlich glücklich, diejenige, welche er suchte, wenigstens noch am Rande des Grabes in ihr gefunden zu haben, denn nun war er Eins mit Emilien. Sie sagte zu ihm: „In der Ewigkeit kann ich Dir erst recht danken, ich habe viele Jahre hindurch die Verbindung mit Dir mißbraucht, und Du hattest fast übermenschliche Geduld mit mir. Erst wenige Tage bin ich in wahrer Liebe und Treue mit Dir verbunden; diese Liebe aber hört nimmer auf, unsere Verbindung wird nun immer inniger, denn sie ist nun in dem Herrn gegründet. Du wirst mir bald nachfolgen, und Dein Anlangen in der Ewigkeit wird meine Seligkeit vollenden. Der Herr hat mich durch Dich Ihn finden lassen. O, wie sehe ich jetzt Alles mit andern Augen an, und wie ist mir so wohl dabei!"

Emilie betete für ihre Kinder, besonders für ihr Schmerzenskind, unablässig. „Ach, Herr, rechne ihnen meine Sünden nicht zu, und doch, wenn Du sie auch

schwer züchtigen mußt, mache sie nur selig!" seufzte sie oft laut. Ihre letzten Tage waren für ihre Umgebungen sehr erbaulich. Sie sagte: sie fange erst jetzt an, zu leben, denn ihr bisheriges Leben sey ein ganz verlorenes gewesen. Voll Preis und Dank über ihre Begnadigung brach sie öfter in Lobgesänge aus, die unbeschreiblich ergreifend waren, und unmittelbar nach einem derselben legte sie ihr Haupt an Jakobs Herz und entschlief. Sechs Wochen nach ihr starb auch Jakob voll Glaubensfreudigkeit. Man fand nach seinem Tod mehrere Aufsätze, welche zeigten, wie er stufenweise in der christlichen Bildung Fortschritte und namentlich während seiner stillen Leidenszeit Riesenschritte machte.

Keine seiner Töchter wurde und machte glücklich. Die beste von ihnen mißhandelte ihr Mann auf eine gräßliche Art; sie wurde aber in dieser Leidensschule geläutert und bald in die Ewigkeit versetzt. Diejenige, welche der Mutter Verstand, aber auch ihre Eitelkeit hatte, welche aber bei ihr in eine Gefallsucht ausartete, die man der Mutter nicht zur Last legen konnte, wurde nach dem Tod ihres Mannes geisteskrank, eine dritte von sentimentaler Richtung wurde entsetzlich unglücklich, ihr sonst sehr braver Mann machte, jedoch nicht durch seine eigene Schuld, einen sehr bedeutenden Rest. Die öffentliche Kasse, welche er verwaltete, wurde durch einen schlechten Gehilfen vermöge falscher Schlüssel bestohlen. Der gute Mann war schon länger mißtrauisch gegen den Gehilfen, aber seine Frau vertheidigte ihn mit einer unwiderstehlichen Ueberredungskunst. Kurz die sechs Töchter wurden alle in den Tiegel der Trübsal geworfen, was wohl das

einzige Mittel gewesen seyn wird, ihre Seelen zu retten, denn die Gebete der Eltern werden nicht unerhört geblieben seyn.

Erfahrungen, wie wir nun mehrere mittheilen, hatte Ludovike viele gemacht, darum that ihr auch der steigende Luxus, welchem so viele Menschen huldigen, weh, und wenn sie auch nicht an ihr häusliches Leben gebunden gewesen wäre, sie hätte sich doch immer mehr zurückgezogen. Als sie die Pflegtochter, welche an einen Pfarrer verheirathet war, einst besuchte, und der Kutscher von dieser, ein schlichtes Bäuerlein, einiges Gepäck ins Zimmer brachte, unterhielt sich Ludovike mit ihm, und sagte nachher zu der Pflegtochter: „Dein Leibkutscher in seinem Bauernkittel, dem Dreispitz auf dem Kopf und die derbe Geißel in der Hand, gefällt mir gar so gut, und Du schämst Dich nicht des ärmlich gekleideten Bäuerleins, das seinen Stand nicht verläugnen will.“ Die Pflegtochter erwiederte: „Mein Mann wollte ihm einen alten Mantel umlegen, aber er sagte: Wenn sich die Frau Pfarrerin nicht schämt, so bleibe ich lieber in meinem Kittel, ich müßte ja zu dem Mantel auch einen Hut haben, so etwas führt immer weiter, und ich möchte nie den Herren machen, der Mensch muß nicht mehr scheinen wollen, als er ist. Wolf (so heißt der Bauer) hat vollkommen recht, erwiederte mein Mann, und die Pfarrerin schämt sich dessen nicht, sie will auch keine gnädige Frau seyn. Wie sollte ich mich auch eines Menschen schämen, unter dessen Kittel das edelste Herz schlägt!“ sagte ferner die Pflegtochter, und erzählte Folgendes: „Als mein Mann in H. seine erste Predigt gehalten hatte, kam Wolf

des Abends zu uns und sagte, nachdem er Gott gedankt, daß er der Gemeinde einen christlichen Seelsorger geschenkt, wolle er nun auch dem Herrn Pfarrer danken für die heutige Predigt, in welcher er sein Verhältniß zu der Gemeinde so schön und Vertrauen einflößend geschildert habe. Ferner möchte er ihn fragen, ob er es nicht ungern sehe, wenn in seinem (nämlich des Wolfs) Haus Sonntag Abends eine Erbauungsstunde gehalten werde. Es seye in den letzten zehn bis zwölf Jahren einzelnen Gemeindegliedern zum unabweisbaren Bedürfniß geworden, sich gegenseitig zu erbauen; nun aber, wo das Wort Gottes so rein und lauter in der Kirche gepredigt werde, könne die Versammlung wohl wieder aus einander gehen, wenn es der Herr Pfarrer wünschen sollte. Es komme ihm durchaus nicht zu, ein Urtheil über den vorigen Herrn Pfarrer auszusprechen, daher solle nur das Unläugbare gesagt seyn, daß die Predigten, welche zwölf Jahre hindurch in der Kirche verhallten, der Gemeinde nicht hätten genügen können. Ferner wolle er seine Dienste als Nachbar anbieten, nicht als Taglöhner, denn für den Lohn arbeite er aus dem Grund nicht, weil er diesen Verdienst nicht ärmern Leuten entziehen möchte, deren Anzahl hier so groß sey; auch verstehe er eben nur sein Ackerwerk, sonst besitze er keine Geschicklichkeit, sein Pferd wisse er jedoch auch zu lenken, und wenn sich die Frau Pfarrerin dessen nicht schäme, so führe er sie gerne spazieren. Da ihm mein Mann sogleich sein Vertrauen schenkte, so fragte er ihn über die Verhältnisse einzelner Gemeindeglieder, über den Charakter des Ortsvorstandes, des Schulmeisters u. dgl. und Wolf gerieth dadurch in sichtbare

Verlegenheit; endlich sagte er: „„Es ist nicht Menschenfurcht, Herr Pfarrer, daß ich Ihnen hier nicht gerne antworte, es ist das Gefühl meiner eigenen Sündhaftigkeit, welche mir jedesmal schwerer auf dem Herzen liegt, wenn ich von den Fehlern Anderer sprechen soll. Sie sind ein so kluger Herr, daß Sie bald sehen werden, welche Stellung Sie diesen Leuten gegenüber zu behaupten haben.““ Mein Mann fühlte sich etwas beschämt, und ich konnte meine Verwunderung nicht verbergen. Eine solche Sprache hätte ich von einem so unscheinbaren Bäuerlein nicht erwartet. Er gefiel uns so wohl, daß wir ihm in den nächsten Tagen einen Abendbesuch machten. Wolf wohnte in einem winzig kleinen Häuschen; mein Mann mußte sich sehr bücken, als wir die Treppe hinaufgiengen, und in der Stube konnte er kaum aufrecht stehen, so nieder war sie. Die wenigen Geräthschaften waren sehr rein gehalten, so wie auch die kleine Frau des fast eben so kleinen Wolf, trotz ihrem vorgerückten Alter, sehr niedlich aussah. Wolf sagte, sie an der Achsel vorschiebend: „„Dieß ist mein Kätterle, Frau Pfarrerin, wenn sie Ihnen manchmal etwas dienen kann, wird sie es gerne thun.““ Katharine führte nun das Gespräch, indem sie uns erzählte, daß sie siebenzehn Kinder geboren, und wieder verloren habe, und nun in ihrem fünfundvierzigsten Jahre wieder neuen Mutterfreuden entgegensehe. Gott wolle ihr vielleicht die vielen Verluste in dieser letzten Gabe ersetzen. „„Und wenn Er Dir dieses Geschenk auch wieder nehmen sollte, so hast Du doch einen Himmelsbürgen weiter geboren, denn die Kindlein kommen gewiß in den Himmel,““ sagte Wolf.

„Katharine aber hatte die Augen voll Wasser, mein Mann suchte sie zu trösten und ich meinte auch, dieses Kind werde ihr nun gewiß erhalten werden. Wir hatten bei den frommen Bauersleuten einen höchst vergnügten Abend. Die glänzendste Soirée hätte mich nicht so befriedigen können.

„Nun aber muß ich einige Ausgänge machen," sagte die Pflegtochter, „wenn ich wieder komme, werde ich Weiteres von Wolf mittheilen."

Wolfs Erscheinung war so recht für Ludovikens Gemüth. „Der herrliche Kern in der unscheinbaren Schaale, Alles ganz innerlich, so liebe ich die Menschen," sagte sie und fragte ihren Mann in scherzhaft kindlicher Sprache: „Warum heißt denn der köstliche Bauer Wolf, er sollte doch lieber Lamm heißen?" Simanowiz lachte herzlich, und erwiederte: „Der Name ist, wie Du wissen wirst, etwas Aeußerliches, und Du liebst ja das Aeußerliche nicht." „Aber der Name ist kein Luxusartikel," sagte Ludovike; „hätte Wolf ein schönes Gesicht und eine größere Gestalt, so würde er mir nur noch besser gefallen." „Wäre dieß möglich?" bemerkte Simanowiz neckend und dann wieder einlenkend: „Ich verstehe Dich wohl, Du bist nur allen Uebertreibungen abhold, und Deine Liebe möchte alle Menschen glücklich wissen, dieß können sie aber nicht seyn, wenn sie ihr Herz an äußere Dinge hängen, und sich einem Luxus hingeben, welcher früh oder spät ins Verderben führen muß, deßwegen gefallen Dir auch die Landleute so gut, weil diese doch eher in ihrer Einfachheit bleiben, besonders da, wo sie nicht nahe an einer großen Stadt wohnen." „Ach ja," sagte die

Pflegtochter (welche früher nach Haus gekommen, und im Nebenzimmer das Gespräch gehört hatte), „wenn die Armuth der Landleute das theilnehmende Herz nicht fast zu Boden drückte, so wäre es wohl schön, unter ihnen zu wohnen; ob gleich Wolf eine seltene Erscheinung ist, so haben doch die Landleute im Ganzen mehr Religion, als die Städter, sie halten den Glauben ihrer Väter fest. Höchst selten giebt es unter ihnen einen Ungläubigen. Die Philosophie macht ihnen auch nichts zu schaffen. Wolf erhielt seine Bildung einzig durch das fleißige Lesen der heiligen Schrift und die Befolgung der darin enthaltenen christlichen Lehre. Das Christenthum veredelt und vergeistigt seine wahren Verehrer nach allen Seiten, welchen Ständen sie auch angehören, nur findet es eben in den höhern Ständen weniger, als in den niedern. Noch Einiges von Wolf. Wir haben ihn und seine Katharine so lieb gewonnen, und sie sind gegen uns so treu gesinnt, daß sie uns im engern Sinn Freunde wurden."

„Es wohnen gewandte Fuhrleute, welche gute Pferde haben, in H., aber wir lassen uns eben am liebsten von Wolf kutschiren, so unscheinbar Kutscher und Pferde sind, und so sehr wir, wenn wir durch ein Dorf oder Städtchen fahren, wenigstens von den Gassenbuben ausgelacht werden. Wolf ist im weltlichen Verkehr sehr ungeschickt, und im Handel wird er gewöhnlich betrogen. Hauptsächlich uns zu lieb wollte er sein altes Pferd für ein jüngeres eintauschen, und da gerieth er auf einem Pferdemarkt unglücklicher Weise an Juden, welche ihm feierlich versprachen, sein altes Pferd gut zu behandeln, namentlich ein älterer Mann machte ihn glauben, daß er es nur

zum Spazierenreiten benutzen werde. Dieses Versprechen gefiel Wolf eben so gut, als das jüngere Pferd, welches ihm ein glänzend schöner Rapp zu seyn schien, der Handel wurde geschlossen, und Wolf kam vergnügt nach Haus, und ich und mein Mann mußten den folgenden Tag ausfahren, um das Pferd zu probiren. Das Thier, ob es gleich kohlschwarz war, schien uns nimmer in den besten Jahren zu seyn, doch dachten wir, es werde eben nicht gut im Futter gestanden seyn und Wolf entschuldigte seine Langsamkeit damit, daß ihm das neue Geschirr und das Laufen in der Kutschenlanne fremd seyn werden. Mein Mann fragte Wolf: ob er dem Pferd denn auch ins Maul gesehen hätte. „„Ja,"" erwiederte Wolf, „„da sieht's nicht schön aus, aber junge Leute haben ja auch oft schlechte Zähne, so wird es bei den Pferden auch seyn."" Mein Mann lächelte und sagte: „„Wolf ist weder ein Handelsmann noch ein Pferdekenner."" Als wir an eine kleine Anhöhe kamen, stieg Wolf ab, und mein Mann leistete ihm Gesellschaft. Es regnete, und Wolf wischte, sein Pferd streichelnd, diesem die Regentropfen ab, und bekam kohlschwarze Hände, er zog sein Sacktuch aus der Tasche, und fuhr auch mit diesem über das Pferd, und es wurde eben so schwarz, wie die Hände. „„Entsetzlich! entsetzlich!"" sagte er halblaut, sah wechselsweise Hände, Sacktuch und Pferd mit Verwunderung an, wir hatten ihn in der Stille beobachtet, und wußten nicht, sollten wir lachen oder weinen, wir konnten uns, ob wir gleich herzliches Mitleiden fühlten, des ersteren doch kaum enthalten, besonders als der arglose Wolf noch zweifeln wollte, ob denn dieß Pferd wirklich schwarz gefärbt sey.

„„Ja, guter Wolf,““ sagte mein Mann, „„die Juden haben Ihn nicht nur blau, sondern schwarz anlaufen lassen, aber Er dauert uns sehr, und wir wollen zu helfen suchen. Katharine soll nichts erfahren, bis das Mißgeschick wieder gut gemacht ist.““

„Wolf ist durchaus kein begüterter Mann, und theilt den Armen so viel mit, daß er sich kein Vermögen sammeln kann, aber er hat sein täglich Brod, und weiter will er nicht. Das Mißgeschick mit dem Pferde aber schadete seinem täglichen Verdienst und mußte Wolf in Verlegenheit bringen. Wir hatten jedoch bald so viele Beiträge für ihn erhalten, daß sein jetziges gutes Pferd davon angeschafft werden konnte. Wenn Wolf eine Leidenschaft hat, so ist es die Pferdsliebhaberei, darum beredet er sich auch, ein Pferd sey nützlicher für ihn, als ein Paar Ochsen. Er spannt, statt diesen, sein Pferd an Pflug und Egge, und treibt es dann mit sichtbarem Vergnügen und möglichster Schonung im Feld herum. Das gefärbte Pferd verkaufte er nicht; er sagte, er wolle lieber weniger essen, um das Thier behalten zu können, es würde sonst sicherlich geplagt, denn es könne nicht mehr viel und bald gar nichts mehr leisten. Katharine sah nicht gut dazu, aber sie mußte es geschehen lassen. So sehr das Thier auch gepflegt wurde, so lebte es doch kaum noch ein Jahr.

„Der Katharine darf nun kein Jude mehr über die Treppe kommen, was Wolf nicht lieb ist, weil er meint, sie könnte sich versündigen, wenn sie alle Handelsjuden für Betrüger halte. Manchmal neckte sie ihn auch; wenn er irgend etwas kaufte, sagte sie: „„Laß sehen, ob es nicht

gefärbt ist!"" was er immer auf die gutmüthigste Art hinnahm, und selbst mit lachte.

„Nun aber mag Katharine nicht mehr scherzen, da ihre letzte Hoffnung, noch ein Kind zu besitzen, verschwunden ist.

„Die Freude bei den alten Leuten war sehr groß, als ihnen ein kräftiger Knabe geboren wurde, welcher in der ersten Zeit herrlich zu gedeihen schien. Als ich eines Abends Katharine besuchen wollte, hörte ich Wolf beten, und blieb, um ihn nicht zu stören, vor der Thüre stehen, bis er fertig war. Ein ergreifenderes Gebet habe ich nie gehört. Er dankte Gott für sein Kind, und die große Freude, welche er in dessen Besitz finde, und bat, der Herr möchte ihm, dem schwächsten Vater, doch Kraft geben, das Kind für sein Reich erziehen zu können, wenn es aber auf böse Wege gerathen, und dadurch der Seligkeit verlustig werden sollte, möchte er es doch lieber zu sich nehmen, ehe die Sünde in ihm wurzeln könne. Hier wurde Wolfs Stimme so bewegt, daß ich nur noch die Worte verstehen konnte: Herr, stärke uns den Glauben. Ich wollte nicht gleich eintreten, und machte noch einen Gang durch meinen Garten, welcher an Wolfs Häuschen liegt. Als ich zurückkam, wiegte Wolf seinen Knaben auf dem Schooß, und Katharine weinte. Sie sagte mir ohne Weiteres: Wolf bete eben gar nicht um die Erhaltung ihres Kindes, und dieß mache ihr so bang.

„„Nicht doch, einfältiges Weib,"" sagte Wolf mit einem Ernst, wie ich ihn noch nie an ihm gesehen hatte, „„warum setzest Du denn die leibliche Erhaltung über die geistliche, willst Du dein Kind lieber einen Augenblick

besitzen, als eine Ewigkeit? Der Verlust für diese Welt ist kurz, aber der für den Himmel ist ewig. Wenn Du es nicht so ansiehst, so fehlt es Dir eben am Glauben, und Gott kann ja beides gewähren, Du kannst Deinen Sohn hier haben, und dort wieder finden. Wenn er aber in der Welt böse werden sollte, so will ich ihn lieber im Himmel wissen. Meine siebenzehn Kinder sind Gottlob heimgerettet, es wird herrlich seyn, wenn wir einst durch Gottes Gnade von unserer Kinderschaar im Himmel empfangen werden.''' Katharine beruhigte sich nach und nach, und ich kam begeistert von Wolfs Gebet und Rede nach Haus.

„Am folgenden Tage schickte Katharine zu mir, und ließ sagen, ihr Kind sey in der vergangenen Nacht erkrankt, ich möchte doch nach ihm sehen. Da ich das Kind sehr krank fand, schrieb ich sogleich unserem Arzt, welcher Abends selbst kam, und seine Verordnungen wurden treulich befolgt. Ich widmete mich, so viel ich konnte, der Pflege des Kindes, hatte aber wenig Hoffnung für seine Genesung. Katharine weinte bitterlich und Wolf war sehr schmerzlich bewegt, betete aber dennoch nicht anders, als: ''Herr dein Wille geschehe.'' In einigen Tagen war das Kind eine Leiche. Wolf war sehr gefaßt, und wirkte auch auf seine Katharine, für welche er Trost von Gott erflehte, wohlthätig ein, denn seine Gebete wurden erhört."

Die Pflegtochter hatte ihre Erzählung kaum geendigt, als die Magd ins Zimmer trat, und sagte: „Der Bauer möchte wissen, wenn die Frau Pfarrerin abreisen wolle." Ludovike sprang auf und holte den Wolf ins Zimmer.

„Sollte ich nicht eifersüchtig werden?" sagte Simanowiz zu der Pflegtochter, schüttelte Wolf freundlich die Hand, und hieß ihn neben sich Platz nehmen. Ludovike brachte ihm Wein, Butter, Brod und was sie derartiges im Haus hatte. Wolf ergötzte sich an den schönen Gemälden mit welchen die Wände des Zimmers bedeckt waren, und freute sich, daß Gott den Menschen so viel Geschicklichkeit gegeben hätte. Er sagte, wenn er gleich ein Bauersmann sey, und nichts von der Kunst verstehe, so etwas Schönes sehe er doch auch gerne, und weil ihm dieß auf der Welt spärlich zu Theil werde, so freue er sich um so mehr auf den Himmel, „doch," setzte er hinzu, „daß ich nicht undankbar bin, sehe ich doch die Blumen im Felde und die Sterne am Himmel fast täglich, und darf mich ihrer freuen, wie ein Kind!" Diese wenigen Worte hätten genügt, das zarte kindliche Gefühl eines frommen Gemüths zu zeigen. Simanowiz drückte seiner Frau die Hand und hatte die Augen voll Wasser. Wir haben schon erwähnt, daß diese sonst durchaus männliche Natur die Aeußerungen eines weichen Gemüths nicht zu unterdrücken vermochte. Wenn auch Simanowiz Ludovike über ihre Begeisterung und Rührung neckte, so fühlte er doch meistens dieselben Bewegungen und konnte sein Herz nicht bemeistern.

Wolf bedauerte, daß Simanowiz kränklich war und nicht gehen konnte, und sagte ihm darüber kurz, aber gut, manches Tröstliche, jedoch mit aller Bescheidenheit.

Die Pflegtochter und ihr Leibkutscher hatten sich bereits verspätet, und Wolf meinte, der Herr Pfarrer und Katharine werden Angst haben; dieß war auch wirk-

lich so, denn jener kam mit allen Hilfsmitteln, die man Verunglückten reicht, seiner Frau den halben Weg entgegen.

Die Pflegtochter wurde nun, nachdem sie Ludoviken kurz von ihrer Nachhausekunft benachrichtigt hatte, längere Zeit außer Verkehr mit ihr gesetzt, da sie, von einem Theil der Zeitereignisse in Anspruch genommen, weder einen schriftlichen noch mündlichen Ausflug machen konnte. Doch wir wollen sie selbst hören.

Siebentes Kapitel.

Ernst, eine Erzählung aus dem russischen Feldzug.

Die Pflegtochter an Ludoviken.

Meine tief Verehrte!

Es ist lange her, daß ich mir die Freude, Ihnen zu schreiben, versagen mußte. Nun drängt es mich doppelt, Ihnen meine Erlebnisse in den letzten Wochen mitzutheilen. Ob es gleich keine freundlichen waren, so hatten sie doch auch ihre interessante Seite, und der Mensch kann ja, wie Sie mir selbst öfter sagten und gezeigt haben, aus Allem, was ihm begegnet, etwas Gutes ziehen. Nicht nur der ferne Kriegslärm drang bis zu unserem entlegenen Dörfchen, sondern wir wurden auch durch Einquartierung heimgesucht. Noch ist es uns unbegreiflich, wie sogar bedeutende Durchzüge ihre Marschroute über H— führte, da die Hauptstraße ferne liegt, und die Wege ungewöhnlich schlecht sind. Eines Morgens kam unser Schuldheiß und sagte, er befinde sich in großer Verlegenheit, da sechs russische Offiziere von höherem Rang auf mehrere Tage hier einquartiert werden sollen, und die Wirthshäuser doch so schlecht bestellt seyen. Wenn wir nur die zwei Vornehmsten nehmen wollten, für die Andern müsse dann eben sonst gesorgt werden. Wir verstanden uns gutwillig dazu, und ich schickte sogleich nach der nächsten Stadt, um meinem Speisekasten das Fehlende beizulegen. Mit Schinken und haltbaren Vorräthen hatte ich mich früher versehen. Ob ich mich gleich äußerlich vor meinem Mann mit Muth gewaffnet hatte, so war es mir doch innerlich sehr unheimlich, wenn ich an meine zu erwartenden Gäste dachte. Ich hatte nie Russen gesehen und von ihren Soldaten zuvor manche Rohheit gehört. Meinem Mann hingegen war es interessant, ihre Bekanntschaft zu machen, und er kam mir vor, wie ein Kind, das sich auf jede neue Erscheinung freut, wenn es auch eine schlimme ist.

Ich hatte Abends schon Lichter angezündet, als wir etwas ferne her Musik und Lärm auf der Straße hörten. Wir haben, wie Sie sich erinnern werden, zwei Hausthüren, eine obere, wo eine steinerne Treppe auf den Kirchplatz führt, und eine unten gegen die Straße. Mein Mann sagte: „Dieß ist Militärmusik, unsere Gäste werden kommen, ich will sie empfangen.“ Mit diesen Worten gieng er durch die obere Thüre hinaus auf den höher gelegenen Kirchplatz, wo man die Straße übersehen konnte; als er fort war, hörte ich auf der untern Hausflur ein tüchtiges Geklirre der Degen und Sporen einer eintretenden Offiziersgesellschaft. Ich rief meiner Magd, keine Antwort, mein Rufen artete bald in ein Angstgeschrei aus, aber die Magd kam nicht. Zitternd hielt ich mein Licht in der Hand, als ich mich von acht Offiziers umringt sah. Der mir zunächst stehende General gab seine Verwunderung auf eine unverschämt galante Weise zu erkennen, ihnen ein weibliches Wesen, das allein im Haus zu seyn scheine, entgegenkommen zu sehen. Ich fühlte das Herannahen einer Ohnmacht, denn meine Angst hatte den höchsten Grad erreicht, als einer der Offiziere in unserer Sprache sagte: „Fürchten Sie nichts, Sie sind unter dem Schutze eines Deutschen, aber auch die Russen wissen zarte Frauen zu ehren. Mein General ist ein braver Mann, ob er gleich hübsche Frauen gerne sieht.“ Er hatte aus der nahen Küche in einem Topf Wasser geholt und mich gebeten, einen Schluck zu nehmen; es war mir aber schon wieder leichter ums Herz, und ich sah und fühlte, was um mich herum vorgieng. Der General und die Offiziere hatten sich in das nächste Zimmer, welches zufällig das Wohnzimmer war, zurückgezogen, während mein Beschützer immer noch mit mir zu thun hatte, und mein Mann gerade zu uns trat, und, da er den Ernst der Scene noch nicht wußte, das Lachen kaum zurückhalten konnte, als er den Offizier mit einem rußigen Kochtopf vor mir stehen sah. Dieser fand nämlich in der Eile kein anderes Trinkgefäß, als gerade einen Kochtopf, welcher auf dem Heerde stand. Der Offizier glaubte, ich sey die Tochter meines Mannes, und sagte: „Mein Herr, es war doch unvorsichtig von Ihnen, ihre zarte Tochter in dieser Stunde allein im Haus zu lassen, sie ist beinahe am Schrecken gestorben, Sie müssen mir gute Worte geben, bis ich mich mit Ihnen aussöhne.“ Nun erzählten wir wechselsweise den so eben erlebten Auftritt. Mein Mann war sehr alterirt über meinen Unfall, und böse auf sich selbst, daß er im Anblick der Russen alles Andere vergessen hatte. Er dankte dem Offizier mit wahrhafter

Rührung, und gieng nun mit diesem zu der Gesellschaft ins Wohnzimmer. Indessen war die Magd gekommen, die sich unter den Neugierigen gleich meinem Mann verloren hatte, und ich goß Thee an, welchen sich der General mit seinen Untergebenen gut schmecken ließ. Der Deutsche mußte mir wohl zehnmal sagen, wie leid es dem General thue, mich so alterirt zu haben; auch bemerkte er, daß sie nicht bei uns im Quartier bleiben, sondern heute noch den Marsch nach der Oberamtsstadt fortsetzen werden. Man muß mir die Freude über diese Erklärung angesehen haben, denn der Deutsche sagte: „Trotz unserer Menschlichkeit sehen Sie uns doch viel lieber gehen, als kommen.“ Mein Mann nahm das Wort und versicherte ihn, daß wir nichts so sehr wünschten, als Gelegenheit zu haben, ihm seine ritterlichen Dienste auf eine ihm gefällige Art erwiedern zu dürfen, und bat um seine Adresse, welche er aber verweigerte, da er uns einen Besuch versprach.

Es dauerte noch drei Tage, bis die uns angesagten Offiziere kamen, was sehr wohlthätig für mich war, da meine Erholung wenigstens eine kurze Frist forderte.

Obgleich die beiden Offiziere sehr ordentliche Leute waren, so machten sie doch viel zu thun, und da sie keine Sylbe deutsch verstanden, wußten wir uns oft nicht zu helfen.

Sie, verehrteste Freundin! sagten öfter zu mir, ich sollte in der Erlernung der französischen Sprache fleißiger seyn. Der Mensch könne nie wissen, in welche Verlegenheiten er gerathe, mit dieser Sprache sey überall fortzukommen, und das Lernen schade jedenfalls nichts.

Wie oft dachte ich an Ihre Ermahnung! hätte ich sie besser beherzigt, so würde ich es gewagt haben, unsere Russen französisch anzureden, so aber mußte ich schüchtern seyn, da ich das Wenige, was ich wußte, wieder vergessen hatte. Endlich machte mein Mann einen Versuch, sein Latein aufzutischen und sich dadurch zu verständigen, was bei einem der Offiziere freundlichen Anklang fand. Oft waren es Kleinigkeiten, welche die Russen zu haben wünschten, und wir konnten sie ihnen nicht gewähren, weil wir sie nicht verstanden hatten. So wollte einer eine Scheere und machte mit seinen Fingern dieselben Bewegungen, wie er sie nach seiner Vorstellung mit der Scheere zu machen pflegte, da er aber die Mimik schlecht studiert hatte, konnten wir nicht gut errathen, vielleicht trug auch unsere Ungeschicklichkeit die Schuld, kurz mein Mann brachte ihm seine Handschuhe, dieß machte ihn ungeduldig, und

vielleicht noch mehr, weil ich lachen mußte; Sie kennen ja die fatale Reizbarkeit meines Zwerchfelles. So gab es manche ernste und lächerliche Mißverständnisse. Es kamen auch Bürger, welche Hilfe bei unsern Offizieren suchten, wenn ihre Soldaten gewaltthätig waren, aber die Soldaten konnten sprechen, was sie wollten, die Bürger konnten sich nicht vertheidigen, und wir waren ebenso ungeschickt und wußten auf keine Art zu helfen. Nun seit mein Mann mit seinem alten Latein den Dollmetscher machte, gieng Alles besser. Die Offiziere waren jetzt ungemein freundlich und höflich. Mein Mann fragte, ob sich unter ihrem Regiment nicht ein deutscher Offizier befinde? und erzählte mein erstes Zusammentreffen mit den Russen, seine Nachläßigkeit, meine Angst, den freundlichen Schutz des Deutschen und die Discretion der Russen, als sie meine Noth gesehen hatten, mit der Bemerkung, daß er sich jenem Schutzgeist seiner Frau auf immer verbunden fühle. „Ja wohl, kennen wir diesen ausgezeichneten Mann," sagte der Lateiner, „er steht nicht unter unserem Regiment, sondern ist bei dem Generalstab, und hat sich da unentbehrlich gemacht. Sein früheres Schicksal muß ein sehr verwickeltes gewesen seyn, er hat die Medicin studiert, mußte wegen eines Duells die Universität verlassen, und nahm daher Kriegsdienste. Der Feldzug, welcher uns nach Deutschland rief, war ihm nicht angenehm, sein Vaterland muß schmerzliche Erinnerungen in ihm wecken. Ein Freund von mir, welcher auch der seinige ist, sagte, daß er einen gewissen Ort in Deutschland nicht habe betreten wollen, durch die Nothwendigkeit aber gezwungen, sich selbst im Pfarrhaus einquartiert und dort sich so umgesehen habe, wie wenn es ihm früher bekannt gewesen. Er habe sich aber nicht als Deutscher zu erkennen gegeben, und seye von schmerzlichen Gefühlen überwältigt aus dem Haus in ein anderes gezogen. Der Freund habe übrigens ohne die Delicatesse zu verletzen, nicht weiter aus ihm herausbringen können. „Vielleicht," setzte der Russe hinzu, „gelingt es der Frauenlist, weiter zu erfahren." So wenig neugierig ich von Natur bin, so sehr interessirt mich doch sein Schicksal. Ich werde ihn dieser Tage besuchen und ihn an sein Versprechen, hieher zu kommen, erinnern.

Wenn es Sie interessirt, will ich Ihnen in mehreren Briefen erzählen, was ich erfahren habe, dieser Brief ist bereits zu lang.

Mit hochachtungsvoller Liebe

Ihre

Fr. B.

Ludovike an ihre Pflegtochter.

Meine Liebe!

Nicht umsonst war ich so besorgt um Dich, und wollte haben, Du solleſt, bis die läſtigen Gäſte aus Deiner Gegend gewichen, zu uns in die Stadt kommen.

Dein Brief hat uns sehr intereſſirt, ich habe ihn auch der Voßler, welche Dich bald besuchen wird, mitgetheilt. Schreibe uns doch Alles, was Du von dem Schickſal des braven Offiziers noch erfahren haſt. Wahrſcheinlich hat er Euch ſeine Geſchichte erzählt. In dem heimlichen Pfarrhaus bei ſo lieben vertraueneinflößenden Pfarrleutchen geht gewiß auch jedem Fremden das Herz auf. Sage mir auch, wie Du im Allgemeinen die Ruſſen gefunden haſt, nämlich ihren Charakter, die Art ihres Benehmens u. dgl. Du haſt jetzt doch mehrere kennen lernen. Seit ich in Paris war, habe ich keinen Ruſſen mehr geſprochen.

In Friedenszeiten wäre es freilich angenehmer, fremde Völker kennen zu lernen, aber dieß iſt nur Reiſenden möglich. Man hält den Krieg nicht ohne Grund für ein nothwendiges Uebel. Verkehr zwiſchen fremden Völkern, die ſich nie berührt haben würden, Civiliſation, die durch Alles geht, ſind die uns zunächſt bekannten Vortheile, aber wie viel Nachtheiliges mußten wir ſchon erfahren! der Verheerungen ganzer Orte, der Gräuel im Einzelnen wie in der Mehrzahl nicht zu gedenken, ſind die fremden Sitten, welche wir Deutſche auf- und annehmen, eben kein Gewinn für uns. Wir verlieren uns freilich in der Welt, aber wir wollen doch auch ein Volk ſeyn. Ich ſagte immer mit Stolz, daß ich eine Deutſche ſey.

Was haſt Du gegenwärtig für eine Lecture? Ich möchte Dir Jean Paul's Siebenkäs für die herannahenden Winterabende empfehlen. Die häuslichen Scenen, welche der Schriftſteller zeichnet, obgleich nicht die erfreulichſten, ſind mit bewunderungswürdigem Scharfblick aus dem wirklichen Leben gegriffen und zeigen, daß auch die beſte Frau, wenn ſie mit Eigenſinn an kleinlichen Dingen hängt, ihren Mann auf die gutmüthigſte Weiſe unglücklich machen kann. Die Frau muß ſich in die Anforderungen des Mannes fügen und ſollten ſie auch über ihren Horizont gehen, ſie muß wenigſtens den Willen haben, ihm in allen Dingen gehorſam zu ſeyn. Dieß iſt einmal unſer Loos, wer ſich dieſem nicht unterwerfen will, ſoll ledig bleiben. Sodann iſt die Freundſchaft zwiſchen Siebenkäs und ſeinem Heinrich von ſo ächter kernfeſter Art, daß man, wenn

das Buch nichts Anderes enthalten würde, als eben nur die Schilderung derselben, es deßwegen lieben müßte.

Seine weiblichen Ideale hält Jean Paul freilich etwas zu hoch. Doch — lies' dieß Buch selbst und sage mir Dein Urtheil.

Wir grüßen Dich herzlich. Mit zärtlicher Liebe

Deine

Ludovike S.

Die Pflegtochter an Ludoviken.

Geliebte mütterliche Freundin!

Es freut mich sehr, Ihnen die Lebensgeschichte von Ernst D., so heißt jener Offizier, erzählen zu dürfen. Sie wird meinem Gedächtniß dadurch doppelt und somit bleibender gegeben. Zuvor aber nach Ihrem Wunsch einige Bemerkungen über die Russen, mehr aber nach ihrer Außenseite, denn zu einer Charakter-Schilderung habe ich zu wenig Menschenkenntniß, auch fehlte es mir natürlich an Gelegenheit, die Russen handelnd zu sehen und zu beobachten. Der Verkehr mit Fremden unter gastlichem Dach ist wohl ein ganz anderer als auf dem Markte der Welt. Ihrer Beweglichkeit nach mögen die Russen viel Aehnlichkeit mit den Franzosen haben, vielleicht edler, fester, als diese, aber nicht so weichen Gemüths, nicht so gefällig und dienstfertig. Der Fluß ihrer Sprache gefiel mir sehr gut, ich dachte mir diese ganz anders. Sie lautet biegsam, weich und zugleich kräftig, keine Nasenlaute, die mich bei der französischen Sprache so stören, ich hörte sie viel lieber als diese, aber sie muß auch viel schwerer zu erlernen seyn, ob sie mir gleich dem menschlichen Sprachorgan angemessener scheint. Doch für die Franzosen taugt ihre Sprache ganz besonders, sie haben sie nach ihrem Charakter gemodelt. Werden Sie mir nicht böse, meine innig Verehrte, ich habe dennoch die Tugenden dieser Nation, mit welchen Sie mich bekannt machten, nicht vergessen. Es ziemt mir freilich nicht, so zu raisonniren. Aber Sie erlauben jeder Frau, sich nach ihrem Mann zu bilden, wenn er so gut und so verständig, wie der meinige ist, und so fallen eben meine Urtheile und Vorurtheile auch nach und nach mit den seinigen zusammen. Die Russen, welche hier und in der Umgegend einquartiert waren, sind schöne große Leute, sonst soll die Mehrzahl eher klein als groß seyn. Der gemeine Soldat scheint mir in der Cultur dem gemeinen Franzosen sehr nachzustehen. Die Diener, welche unsere Offiziere hatten, waren unter aller Beschreibung unwissend. Vor jedem

Bild, das sie bei uns gesehen haben, bekreuzten sie sich, namentlich auch vor den Landschaften. Die Speisen nehmen sie auf eine ganz thierische Weise zu sich, ohne den Gebrauch der Löffel, Messer und Gabeln zu kennen. Von andern Unreinlichkeiten will ich nicht sprechen, aber es war eine Aufgabe, diese Leute stundenlang in der Küche haben zu müssen.

Ich danke Gott, daß die lästigen Gäste abgezogen sind, ob ich gleich um einige Erfahrungen reicher geworden bin. Auch mein Mann hat sie nun zur Genüge gesehen, und ist froh, die Ordnung des stillen Dörfchens wieder hergestellt zu wissen. Ihre Musik lockte Jung und Alt auf die Straße, und wenn sie ertönte, war die Jugend in der Schule nicht mehr fest zu halten, der Schullehrer mochte anfangen, was er wollte. Sie hatte auch etwas sehr Ansprechendes, besonders einige ihrer Nationallieder drückten eine so ergreifende Sehnsucht aus, daß man der Rührung nicht entgehen konnte. Auch ihre Tänze haben mehr Sinn als die unsrigen. Sie lieben die Molltonarten und daher müssen diese auch jeder kleinen Melodie dienen, ohne liebliche Uebergänge hörte ich keine, was mich sehr ergötzte.

Es war ein unfreundlicher, stürmischer Tag, als Adjudant Ernst sein gegebenes Wort durch einen Besuch bei uns löste. Mein Mann feuerte mich an, doch Allem aufzubieten, um den Gast aufs Beste zu bewirthen. Er verbat sich aber alle Umstände und sagte, er möchte heute so recht in einem Pfarrhaus bei einfachen Pfarrleutchen leben. Ich fiel ihm sogleich in die Rede mit der Frage, ob er eine Vorliebe für das Leben eines Landgeistlichen habe. „Warum sollte ich nicht?" erwiederte er, „es ist doch unstreitig das schönste für Leute, welche Geist und Gemüth genug haben, um ihre Stellung, besonders die zu der Gemeinde, richtig aufzufassen und gewissenhaft auszufüllen." Verwundernd fragte ich abermal, ob er denn mit den Verhältnissen eines Landgeistlichen bekannt sey? „Ja wohl," war die Antwort, „als ich das erstemal Ihre Schwelle betrat und Sie in der, verzeihen Sie mir, fast kindischen Angst sah, tauchten alle freundlichen und schmerzlichen Erinnerungen so lebendig in mir auf, daß ich Mühe hatte, nicht weich zu werden. Sie haben Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Zwillingsschwester. Die edlen Gesichtszüge und die hohe Gestalt des Herrn Pfarrers mahnten mich an meinen Vater, ob ich gleich im ersten Augenblick böse über ihn war, mußt' ich im andern ihm doch wieder gut seyn. Es ist das erstemal, daß ich mich aufgelegt fühle, meine tragische

Geschichte zu erzählen, auch sehe ich wohl, daß ich der Frau Pfarrerin einen Gefallen dadurch erzeige, und so werde ich nach Tisch vielleicht meine Wunden wieder aufreißen." „Wenn's das ist," sagte ich, „so will ich lieber nichts hören." Dennoch konnte ich es beinahe nicht erwarten, bis das Essen ein Ende hatte und ich schicklicherweise aufstehen konnte. Unsere beiden Offiziere waren so diskret, uns mit Ernst allein zu lassen, und entfernten sich bald nach Tisch, und dieser begann, wie folgt.

„Mein Vater war Pfarrer in N., meine Mutter, die Tochter einer altadelichen Familie, hatte viel durchzumachen, bis sie den Sieg davon trug und sich mit meinem Vater verbinden durfte. Jener war nicht nur ein rechtlicher, sondern auch ein wahrhaft frommer Mann, welcher sich nie erlaubt haben würde, sich einem Mädchen gegen den Willen ihrer Eltern zu nähern. Er war Hofmeister bei den Brüdern meiner Mutter, und so wie er die Neigung meiner Mutter entstehen sah, entfernte er sich und ließ nichts mehr von sich sehen und hören. Die Erfüllung dieses Pflichtgebotes war ihm nicht leicht, sondern, wie er selbst gestand, unendlich schwer, denn meine Mutter soll ein sehr liebenswürdiges Mädchen gewesen seyn, und war in ihrem sechsunddreißigsten Jahre, wo ich sie das letztemal gesehen habe, noch ungewöhnlich schön. Auch hatte sie neben Geist und Gemüth eine vielseitige und feine Bildung. Schon die Geschichte meiner Eltern könnte einen ordentlichen Roman geben, aber mein Vater liebte die Romane so wenig, daß es ihm ein Gräuel gewesen wäre, den Stoff zu einem liefern zu müssen, und daher will ich Manches, was vielleicht anziehend wäre, übergehen.

„Auch durch die Abwesenheit meines Vaters wurde die Neigung meiner Mutter nicht schwächer, sondern stärker. Ihre Gesundheit wurde eben so leidend, wie ihr Gemüth, sie gestand ihren Eltern Alles mit der größten Gewissenhaftigkeit, was sie gefühlt und gedacht hatte, was ihre Mutter rührte und ihren Vater entrüstete. Es dauerte mehrere Jahre und meine Mutter kränkelte trotz dem Gebrauch aller ärztlichen Mittel, Bäder, Luftveränderung, Zerstreuung u. dlg. eben fort. Ihr Vater starb und sagte ihrer Mutter noch auf dem Todtenbette, sie dürfe nun nach seinem Tod ihre Einwilligung zu der Verbindung ihrer Tochter mit meinem Vater geben, und setzte dieser noch eine bedeutende Rente aus.

„Meine Mutter trauerte als eine zärtliche Tochter um ihren Vater und bat die Ihrigen, noch keine Nachforschungen, wo mein Vater sich befinde, anzustellen, da erst noch einige Zeit vorüber

gehen müsse, bis sie sich ihres Glückes freuen könne. Ihre Brüder, welche indessen die Universität bezogen hatten, machte sie nun mit ihrer Herzensgeschichte bekannt, und wunderte sich sehr, daß beide sogleich ihre Einwilligung gaben. Der Aeltere sagte: „„Wer so viel Seelenadel hat, wie Ernst D., der steht über jedem Stand, ich bin stolz darauf, ihn als Bruder begrüßen zu dürfen.““ Jetzt aber hatte meine Mutter einen neuen Kummer. Erst glaubte sie in kindlicher Unschuld, Ernst D. erwiedere ihre Liebe gewiß, ob sie gleich nie etwas Anderes als eine väterliche, freilich ungewöhnlich zarte Sorge für sie an ihm bemerkte; warum sollte er sie auch nicht lieben, da sie mit so tiefer, voller Hingebung an ihm hieng? Nun aber stieg ein Heer von Zweifeln in ihr auf, die sie wie böse Geister verfolgten, und aufs Neue ihre kaum sich erholende Gesundheit störten. Ihre Mutter, welche tiefer in das Herz meines Vaters geblickt hatte, suchte sie zu beruhigen, wer sich aber einmal der Zweifelsucht hingegeben hat, wird von ihr nicht sogleich wieder los.

„Indessen hatte der ältere Bruder den Aufenthalt meines Vaters erfahren, und ihm den Stand der Dinge geschrieben. Mein Vater eilte auf jenen Berg dem alten Schlosse zu, wo nicht nur seine Liebe wohnte, sondern wo er viele Jahre in frischer Kraft segensreich wirkte. Wie schön ist ein Aufenthalt, welcher uns mehr an unsere Tugenden, als an unsere Fehler erinnern kann! Das Wiedersehen der Liebenden vermag ich nicht zu schildern.

„Obgleich mein Vater mit seinen Kenntnissen jeder Universität Ehre gemacht hätte, zog er es doch vor, Landgeistlicher zu werden, besonders auch weil meine Mutter es wünschte.

„Meine Eltern genoßen ein seltenes Glück, nicht allein durch ihre gegenseitige, ebenso tiefe, als zarte Liebe, sondern hauptsächlich weil sie Eines Sinnes, Eines Glaubens waren; dieß sagte mir meine Mutter in einem Brief, welchen ich immer bei mir trage, doch Sie sollen selbst Einiges daraus vernehmen.

„„Ich habe, mein geliebter Sohn, keinen Glauben an Deine Tugend, wenn sie sich nicht auf denjenigen stützt, welcher uns von Gott gegeben ist zur Heiligung und zur Erlösung. Auch kannst Du nur als Christ wahrhaft glücklich seyn. Glaube mir, wenn ich und Dein Vater nicht Eins wären in unserem Herrn, wir würden nicht so glücklich seyn. Die gegenseitige Aufmunterung zu seinem Dienst verbindet uns immer inniger, und wir können selbst im Tod nicht getrennt werden, wenn wir in Ihm leben. Ach, mein Sohn, diese Sprache wird Dir doch nicht fremd geworden

seyn? Du schreibst uns wenig von Deinem innern Leben. Laß Dein Herz nicht untergehen in Deinem wissenschaftlichen Treiben und weniger noch in den wilden Genüssen der Jugend. Bete und wache.""

„Weiter kann ich Ihnen nicht lesen. Der ganze Brief ist mir heilig, und doch gab es Stunden, wo ich diese liebe, in mein Innerstes gehende Mutterstimme vergessen konnte. Meine Kindheit steht so sonnenhell in meiner Erinnerung, daß sie der Lichtpunkt meines ganzen Lebens bleiben wird. Meine Zwillingsschwester Ernestine war in jeder Beziehung mit mir verwachsen, schon als Kinder waren wir in leichten Spielen Eins, später in Gedanken und Gefühlen, in der Liebe zu den Eltern und im Aufblick zu Gott. Was das Eine von uns that, that auch das Andere. So wollte sie auch durchaus lernen, was ich lernte, und ob dieß gleich gegen meines Vaters Ansicht war, so konnte er den heißen Bitten um so weniger widerstehen, da auch ich durch die Trennung unserer Arbeiten entmuthigt worden wäre.

„Schon als dreijährige Kinder fühlten wir uns so sehr als Ein Leben, daß ich hier einen komischen Beweis davon erzählen muß. Ernestine war beim Ankleiden einmal eigensinnig und die Kindsfrau mußte die Mutter zu Hilfe rufen; dieß war mir sehr leid, und ich bat nicht nur die Mutter in ihrem Namen um Verzeihung, sondern ich stellte mich in eine Ecke, faltete die Hände und betete wörtlich also: """Lieber Herr Gott, verzeihe mir doch, daß meine Ernestine so unartig war.""

„Ernestine hatte noch bessere Gaben, als ich, obgleich mein Vater auch mit den meinigen zufrieden war. Sie war nicht nur mit den Aufgaben viel bälder fertig, als ich, sondern sie machte auch weniger Schnitzer und korrigirte immer meine Arbeiten, ehe sie in die Hände des Vaters kamen. Ich schämte mich dessen nicht, denn ich betrachtete uns immer als Eine Seele. Auch das war sonderbar, daß wir uns immer gleich krank fühlten und auch zu gleicher Zeit wieder gesund wurden. Auch unsere Eßlust und Sättigung hatte dasselbe Maaß, man fragte daher immer nur Eins von uns Beiden, wenn wir extra etwas zu naschen bekamen, was wir wünschen.

„Bis in unser zehntes Jahr schwebten wir als Zwillingssterne an dem fast wolkenlosen Glückshimmel unserer Eltern, nun aber trat ein uns etwas fremdartiges Gestirn zwischen uns, und ob wir gleich uns fortwährend enge zusammenhielten, wurden wir eben doch durch ein Drittes gestört.

„Der ältere Bruder meiner Mutter starb, bald nach ihm auch seine Frau. Sein zehnjähriger Sohn wurde meinem Vater zur Erziehung übergeben und sollte ganz wie ich gebildet werden. Natürlich nahm ihn mein Vater sogleich zu sich und vertrat im engsten Sinne Vaterstelle. Karl, so hieß mein Vetter, hatte einen fähigen Kopf, viel Muth und Fleiß, für sein Alter ungewöhnlichen Anstand und feine Sitten und ein adelstolzes Herz. So hübsch er aussah, so widerlich war mir doch schon sein erstes Erscheinen in unserem Haus. Meiner Schwester las ich dasselbe in dem sprechenden Auge. Meine Mutter, welche uns beobachtete, nahm uns sogleich besonder und legte uns ernstlich ans Herz, den Vetter nicht mit Vorurtheil, sondern mit Liebe aufzunehmen und uns vor der Sünde der Beleidigung eines Waisen zu hüten. Sie wußte uns mit wenig Worten so ans Herz zu sprechen, daß wir jedesmal voll guter Vorsätze von ihr giengen. Wir gelobten, Karl als Bruder zu betrachten und zu lieben. Wir durften nun nicht mehr zu zwei, wir mußten zu drei lernen, manchmal auch ich und Karl allein, da die Schwester nicht mehr an Allem Theil nehmen durfte, und ich merkte wohl, daß man nach und nach Karl für sie einschieben wollte, was ihr und mir viel Schmerz verursachte, und die Liebe zu Karl hätte in uns, wenn sie auch da gewesen wäre, dadurch keine Nahrung erhalten können. Dieß war's aber nicht allein, was ihr im Wege stand, Karl taugte eben so wenig in unser Haus, als für uns Kinder, die wir so einfach und anspruchslos erzogen wurden. Meine Eltern liebten die Einfachheit und verachteten den Luxus vielleicht mit zu großer Strenge. Mein Vater wünschte nicht, daß die Rente der Mutter verbraucht wurde, erstens wollte er für seine Kinder sorgen und zweitens etwas haben, um zu geben den Dürftigen. Die Mutter hatte aber so viel Wohlthätigkeitssinn, daß nicht viel übrig blieb. Für sich selbst brauchte sie fast nichts, die Furcht, daß ihr ja nichts von den Bedürfnissen und Ansprüchen ihres Standes anhänge, trieb sie fast zu weit, der Vater sagte dieß oft, und versicherte, daß sie auch in den frühern Verhältnissen von Herzen demüthig gewesen sey.

„Karl konnte nicht begreifen, warum seine Tante sich der geringsten häuslichen Geschäfte nicht schämte, mit den Bauersleuten eben so freundlich sprach, wie mit den Vornehmern, und auch gar nichts auf ihre Kleidung verwendete; ob sie sich gleich immer reinlich und mit Geschmack kleidete, so sah man sie eben doch nie geputzt. Sie hatte ihren Schmuck verkauft und das Geld den Armen gegeben. Ich erinnere mich hier, daß uns Karl einmal in vornehmem Tone

sagte: „„Ihr müßt mir eben verzeihen, wenn ich nicht verbergen kann, wie schwer es mir wird, mich in eure bürgerlichen Verhältnisse zu fügen.““ Ich erwiederte ziemlich beleidigt: „„Es würde uns eben so schwer werden, uns in seine adelichen zu finden, wir könnten, wenn wir dürften, auf etwas Besseres stolz seyn, als auf ein Rittergut.““ „„Was ist dieß, und warum dürft ihr nicht?““ fragte Karl ruhig. „„Der Vater sagt, es sey keine Art von Stolz erlaubt und der Tugendstolz sey der gefährlichste.““ „„Du hast ihn aber doch,““ sagte Karl lächelnd. War es das Lächeln, oder die Wahrheit, welche in Karls Behauptung liegen mochte, ich wurde innerlich ganz grimmig bös auf Karl, nahm mich aber zusammen, und sagte nur noch: „„Du sollst Recht haben,““ eilte trotzig in den Garten, während Karl eine ungestörte Ruhe zeigte und seine kalte Freundlichkeit nach wie vor gegen mich behielt. So gab es hundert Auftritte, und wenn Ernestine meine Ansicht laut theilte, so sagte Karl: „„Du bist das vernünftigste Mädchen auf der Welt, aber eben deßwegen wirst Du Dich nicht in unsern Streit mischen.““ Karl war zu besonnen, zu ruhig, zu kalt und daher meiner Natur ganz zuwider.

Hier trat ein Russe mit einem Brief ins Zimmer und Ernst D. verabschiedete sich plötzlich, sagte aber noch zu meinem Mann, indem er sich aufs Pferd schwang: „Wenn wir schon jetzt diese Gegend verlassen müssen, so erhalten Sie die Fortsetzung meiner Geschichte schriftlich, so bald ich Zeit dazu finden werde.““

Der schnelle Abschied von Ernst D. that uns weh, denn wir hatten ihn sehr lieb gewonnen, und noch jetzt ist er oft der Gegenstand unserer Unterhaltung. Unsere Offiziere machten sich auch zum Aufbruch fertig und in einigen Tagen war die Umgegend befreit von den Gästen.

Es vergiengen keine vierzehn Tage, als Ernst D. meinem Mann einen sehr freundlichen Brief schrieb und mir die Fortsetzung seiner Geschichte beilegte, welche ich Ihnen das nächste Mal mittheilen werde.

Und nun leben Sie wohl, und erfreuen Sie auch wieder mit einigen Zeilen

Ihre

Sie innigst liebende B.

Ludovike an ihre Pflegtochter.

Meine Liebe!

Du machst mir mit Deinen schriftlichen Mittheilungen viel Freude, und die Geschichte des Ernst D. interessirt mich und meinen

lieben Mann sehr. Wie hast Du doch Alles so gut behalten können? Es ist um die Frische der Jugend gar etwas Schönes, da faßt man Alles leichter auf und gewinnt jedem Ding die schöne Seite ab. Es giebt Menschen, welche die Fähigkeit, dem gewöhnlichen Leben eine poetische Seite abzugewinnen, mit ins Alter herüber bringen, und dieß erhält sie heiter und angenehmer für Andere. Meine Christophine gehört unter diese kleine Zahl.

Ernst D. hat nach Allem, was er von sich erzählte, kein gewöhnliches Schicksal, und ist auch ganz und gar kein gewöhnlicher Mensch, und die Wiedererzählerin hat ihn gefühlt und verstanden.

Du solltest die Winterabende mit uns zubringen können, wie wollten wir da so fröhlich zusammenlesen und plaudern. Hätte Dein lieber Mann nicht Lust, Prediger hier zu werden? Ich und Voßler machten dießfalls schon schöne Plane.

Ich erhalte so eben Besuche. In Hoffnung, bald die Fortsetzung der Erzählung zu erhalten und zum Voraus dankend, voll Liebe

Deine treue Freundin

Ludovike S.

Die Pflegtochter an Ludoviken.

Verehrteste!

Ich schicke Ihnen hier die Fortsetzung der Lebensgeschichte von Ernst D. und erbitte sie mir gelegenheitlich wieder zurück. Wir können nicht ohne Rührung an ihn denken. Er gehört unter die seltenen Erscheinungen. Gewiß wird der Segen seiner frommen Eltern auf ihm ruhen, ob er gleich glaubt, er seye kein würdiger Sohn derselben.

Ich habe bereits den Siebenkäs gelesen und wurde von vielen Stellen tief ergriffen. Himmel und Erde berühren sich auf eine überraschende Weise in diesem Buch. So trefflich die Charaktere geschildert seyn mögen, so sind sie mir doch theils zu hoch, theils zu nieder gehalten, ob ich gleich glaube, daß die häuslichen Scenen ganz aus dem Leben genommen sind. Wie sich Jean Pauls Gefühlsleben in der freien Natur unter Sternen, Blumen und Blüthen ausspricht, darüber möchte ich nichts sagen, doch Sie wollen mein Urtheil durchaus, und da muß ich eben jenes verwässern.

Er versetzte mich mit einem Zauberschlag in die schöne Frühlingswelt, welche er gerade zeichnete, ich sah das Silbergewebe der Thautropfen im Sonnenschein so recht vor meinen leiblichen Augen ausgespannt, hörte den Lobgesang der Vögel, schwang mich mit

ihm über die rauchenden Thäler, an frischen Quellen und Bächen entlang bis auf die Berge, wo sich unten noch größere Schönheiten ausbreiteten, stieg wieder herab zu ländlichen Scenen, wo die Weiber ihr ausgelegtes Tuch in unbewußter Frühlingswonne begießen und die gelbwolligen Gänschen mit gehackten Eiern und Nesseln fütterten, kurz, lebte mit ihm in einer so ätherischen Frühlingslust, daß ich die Wahrheit seiner Poesie so recht an mir selbst erfahren habe.

Hier in Gottes schöner, freier Natur habe ich Jean Paul am liebsten, hier scheint seine Seele entfesselt und sein Gemüth in der schönern Heimath zu seyn. Sein Auge, nicht mehr an gröbere Stoffe gebunden, sieht Alles verklärt, wie es selbst ist. Nach seinen Charakterschilderungen, seinem Scharfblick, der jedes Winkelchen der Erde wie des niedern Häuschens durchspähte, muß ich ihn bewundern, aber in seinen Schilderungen über Naturschönheiten und Männerfreundschaft, muß ich ihn lieben. Welch tiefes, zartes, kräftiges Gemüth! Zart in der Liebe, stark in der Treue und unendlich beweglich in der Empfindung, ohne Weichlichkeit, spannt er die Fäden der Freundschaft zu einem Gewebe, das über die Wolken reicht, aus.

Jean Paul ist eine herrliche Erscheinung. Ach, wenn er doch Christ wäre! Ueber diesen Seufzer würden die meisten Männer lachen, mir geht er von Herzen. Wenn ein so großer Geist, ein so schönes Gemüth, das Höchste, was dem Menschen auf Erden gezeigt werden konnte, nicht sehen will, oder gar verkennt, ist dieß nicht zu beklagen?

Doch daß ich dem geliebten Jean Paul nicht Unrecht thue. Christus erscheint ihm als Mensch im höchsten Glanz, dieß zeigt er auch in der wunderschönen Fiktion: „Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab“; aber das fand ich denn doch, daß er nicht an seine Gottheit glaubt, und dieß that mir weh. Jean Paul würde mir sagen: Du verstehst mich eben nicht, mein Herz ist weiter als das Deinige. Dieß mag seyn, durchaus verstehe ich ihn natürlich nicht, aber dieß fand ich ganz gewiß heraus, daß er nicht den ganzen Christus hat, sondern nur den halben, und dieß ist jammerschade. Was könnte ein so reicher Geist, eine so schöne Seele, wie Jean Paul, fürs Reich Christi wirken, für ein Reich, das nicht untergehen kann, weil es nicht von dieser Welt ist, und ist dieß nicht das Höchste, Schönste, an diesem Reiche arbeiten zu dürfen? Sie denken vielleicht, Jean Paul wirkt doch fürs Reich Gottes, aber nur auf anderem Weg. Ich will nicht enge seyn, und fühlte

es selbst schon, daß mich alles Schöne aufwärts zieht, aber auf dem geraden Weg des Glaubens an Christus, der mit dem Vater uns inniger verbindet, zieht meine Anbetung empor. Ich meine, kein Anderer könne uns (großentheils nur „sogenannte") Christen selig machen, weil eben uns dieser Weg in Christus gegeben ist. Doch habe ich die Hoffnung, daß redliche Seelen, welchen Schicksal und Erziehung den Weg des Glaubens verdeckt haben, in jener Welt zur Erkenntniß der Wahrheit kommen werden. Jean Paul blickt in all seinen Schriften, welche mir bekannt sind, weit mehr über die Sterne, als Göthe, Schiller u. dgl. Sein Glauben an Gott und Unsterblichkeit scheint mir fest zu stehen, und schon darum haben seine Schriften eine Schönheit, welche namentlich Göthe's abgeht. Den Hesperus habe ich mit R. Voßler gelesen, was meinen Genuß verdoppelte. Es ist nicht nur ihr gesundes Urtheil, sondern ihre ganze Art und Weise, welche bei dem gemeinschaftlichen Lesen mit ihr so anziehend wirkt. Sie hat mir Stellen, welche mir dunkel waren, mit einem Scharfblick beleuchtet, den ich noch mehr bewundern mußte, als selbst das Gelesene, namentlich weil sie mich auf eine Art belehrte, die allen Schein des Belehrenwollens entfernte, auch fühlte sie trotz des Vorwurfs der Unweiblichkeit, welchen sie sich nur zu oft macht, das Feine, Zarte, Tiefe der weiblichen Geschöpfe Jean Pauls so warm und innig, daß ihre glänzenden Augen oft feucht wurden und sie in ein so sprechendes Schweigen versank, daß ich in ihrer Beschauung mehr fand, als die schönsten Worte hätten sagen können. Im Hesperus ist Klotilde, wohl eine ganz ätherische Erscheinung, so durchsichtig und vergeistigt, als man sich nur ein Geschöpf denken kann, ebenso Immanuel, der unter den Menschen gerade so duftet wie die Hyazinthe unter den Blumen.

Regine hat auch darüber gesprochen, und am Ende haben wir uns darin vereinigt, daß es uns gleichgültig seyn könne, ob Immanuel einen männlichen oder mehr weiblichen Charakter habe. Ist er doch fromm und schön und so ganz Seele, daß er die Auszeichnungen des Geschlechts, welchem er angehören soll, gar nicht braucht.

Daß sich Jean Paul gern in solchen überirdischen Gebilden ergeht, zeigt er ganz besonders in seinem Hesperus. Aber wie kann er dann wieder mit seinem sehr menschlichen Viktor unmittelbar nach einem rein himmlischen Spaziergang einen Schauplatz betreten, der gerade das Gegentheil zeigt? Schattenparthien sind zwar nothwendig, um das Licht zu heben, aber er weilt behaglich dabei,

und dieß ärgert mich an Jean Paul weit mehr, als an Göthe, der's freilich anders und weiter treibt.

Regine lächelte, als ich meinen Aerger ausließ, und sagte, ich solle mir den schönen Jean Paul durch den wüsten nicht verderben lassen. Es seye eben fatal, daß der Mensch zwei Naturen in sich trage, einmal diese, ein andermal jene, vorherrschend sey. Hier entspann sich wieder ein religiöser Streit, indem ich sagte, der Gottmensch von Nazareth habe uns den alten Menschen treffend bezeichnet, und den neuen erworben, nicht allein durch seine Lehre, sondern auch durch seine Versöhnung. Regine erwiederte: „Ja der Sokrates der Christen war voll Weisheit und Liebe, der größte Mensch." „Mehr noch als der größte Mensch," unterbrach ich sie empfindlich, und legte den Hesperus bei Seite. Regine schwieg, ich natürlich auch, aber es war mir ein trauriges Schweigen. Mein Mann beruhigte mich und in einigen Stunden holte ich den Hesperus wieder, und wir setzten unsere Lektüre ungestört fort.

Mein Geplauder hat Ihre Geduld sehr in Anspruch genommen. Leben Sie wohl!

Ihre

Sie tiefverehrende B.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung der Lebensgeschichte von Ernst.

Ich fühlte wohl, daß meine Eltern Karl gegenüber nur von christlicher Liebe geleitet wurden, und es war mir eine Angelegenheit vor Gott, sie auch hierin nachzuahmen zu können. Welch schöne Zeit war dieß, wo ich mich noch mit kindlichem Glauben an Gott hielt, wo ich all mein Denken, Fühlen und Wünschen an sein Herz legte, keinen Morgen begrüßte ohne Gebet, und keinen Tag beschloß ohne Selbstprüfung vor ihm. Dabei war ich ein fröhlicher Knabe, der, weit entfernt davon, den Kopf hängen zu wollen, zu springen, zu scherzen und zu lachen wußte wie die Andern, nur nie und nirgends gegen den Willen meiner Eltern. Meine geliebte Schwester nahm eine ernstere Richtung, welche die Bleichsucht, an der sie gelitten, wohl unterstützt haben mag. Frühe schon war sie unsern Spielen entwachsen, und gieng lieber mit Vater und Mutter spazieren, dennoch blieb unsere gegenseitige Liebe dieselbe, und Karl war froh, sie von unseren Spielen entfernt zu wissen, mir that dieß um so weher, ich fiel ihr um den Hals und fragte: „Ob sie mich denn auch noch so lieb habe, wie ich sie?" „Ja, Ernst," erwiederte sie, mit einem so liebevollen Lächeln, das mir heute noch wohlthut, „ich

bete täglich für Dich um Kraft, daß Du dem himmlischen Vater, der unsere Herzen allein zusammenhalten kann, treu bleibst, und wir uns in der Ewigkeit wiederfinden, da sich unsere Lebenswege bald ganz trennen werden. Damals waren wir dreizehn Jahre alt, sie aber stand als eine hohe Jungfrau und tief gebildete Christin mir zur Seite. Ihr junges Leben war ein Gott geweihtes. Sie unterstützte die Mutter in der Haushaltung mit ihren schwachen Körperkräften so thätig, daß man sie mit Mühe zurückhalten mußte. Alle Kranke und Arme im Ort besuchte sie und brachte ihnen Erquickungen aller Art, dieß war ihre Lust. Mit welcher Wonne Eltern an einem solchen Kinde hängen, brauche ich nicht zu sagen, aber auch die Sorge um ihr zartes Leben war groß und nicht ungegründet. Es wurde Alles gethan, um ihre schwache Gesundheit zu stärken, und sie schien auch nach ihrer Confirmation wieder etwas kräftiger zu werden. Die Vorbereitung auf dieselbe und der Akt selbst hatte sie tief ergriffen und somit auch körperlich angegriffen, daher machten meine Eltern eine Reise mit ihr, welche ihr sehr gut that. Meine Schwester hatte ein Verlangen, die Schweiz zu sehen, da ihr die Mutter viel von diesem schönen Land erzählte und so war der Rigi der Zielpunkt der Reise; von dort schrieb mir Ernestine mehrere Briefe, aus welchen ich Einiges mittheile, um zu zeigen, wie beinahe überreif nach Geist und Gemüth die Jungfrau in ihrem sechszehnten Jahre war.

Ich gebe Dir, mein geliebter Bruder, keine Reisebeschreibung, Du hast ja schon, ehe wir die Reise angetreten, die Karte vorgenommen, und mit dem Vater den Plan entworfen, welcher nun glücklich ausgeführt wurde,

Du weißt so gut, als mir nun der Augenschein giebt, daß der Rigi zwar keiner der höchsten, aber einer der schönsten Punkte der Schweiz im Canton Schwyz am Zuger See ist, daß seine höchste Spitze 5676 Fuß, also 2148 Fuß höher als der Brocken und über 9000 Fuß niedriger als der Montblanc über der Meeresfläche ist. Daß die Anhöhen gegen den Zuger See öde, steil und kalt und für mich daher nicht so lockend sind, wie die südlichen, will ich bemerken. Auf dieser südlichen Seite trifft man zahme Kastanien, sogar Mandel- und Feigenbäume. Auf den Höhen umher sind über hundertundfünfzig Sennenhütten zerstreut und die Einwohner der zehn bis eilf Dörfer am Fuße des Berges treiben ihre schönen Kühe zur Weide den Sennenhütten zu. Wenn ich den Kuhreigen höre, glaube ich eine Schweizerin zu seyn, so ein heimathliches Gefühl vermischt sich mit dem Gedanken: „hier ist gut seyn" in meinem wehmüthig fröhlichen Innern — wehmüthig, weil Du, mein geliebter Ernst, nicht bei mir bist. Auf Rigi Culm, wo, wie Du auch weißt, die herrlichste Aussicht ist, habe ich eben jedesmal einen langen, nicht auszuathmenden Seufzer des stillen Entzückens und es wird mir wieder leichter ums Herz, wenn die Mutter ihren Arm um mich schlingt und mit feuchten Augen sagt: „Gott ist unaussprechlich groß, mein Kind," und der Vater uns Beide wechselsweise mit der Aussicht betrachtet und hinzusetzt: „Ja, und unaussprechlich gut, daß Er einen so schönen Theil seiner Schöpfung unsern Augen zeigt und unsere Herzen zu ewiger Anbetung stimmt." Ach, Ernst, warum muß ich dieß Alles ohne Dich genießen? Gott wolle mir vergeben, wenn dieser Seufzer einer Klage ähnlich sieht. Diese soll mein Herz nicht beschleichen, ich

will nicht undankbar seyn. Der Vater sagte mir, Du dürfest später größere Reisen machen, jetzt hättest Du zu lernen und ich müsse genug daran haben, im Geist mit Dir verbunden zu seyn. Daß ich dieß bin, ist mein Trost, und wie gewiß ich es bin, wirst Du fühlen, und wo ich es am schönsten bin, weißt Du auch — im Gebet, das mich ans Vaterherz Gottes trägt, wo Du auch liegst. Ja, mein einzig geliebter Bruder, Du betest noch öfter, wenn ich nicht bei Dir bin, wenn die theuersten Eltern ferne sind, noch öfter, sage ich, als sonst — nicht öfter, inniger, meine ich, doch Du verstehst mich. Es kann uns Alles Gebet werden, jeder Hauch, jeder Blick, vor Allem innerlich jede Bewegung des Herzens. Aber hier, mein Bruder, fließt auch eine unreine Quelle neben der klaren, die sich aufwärts ergießt, wir wollen jene mit Gottes Hilfe verstopfen, austrocknen. Ein zu schweres Geschäft, das, wie die Eltern sagen, nie ganz gelingt! Da ist kein anderes Mittel als die erlösende Gnade unseres Heilandes. Ich fühle wohl, daß ich nicht fertig werde mit der Reinigung meines Herzens, ich klage es oft dem Vater und der Mutter, und ihre sanften Tröstungen beruhigen mich mit der Gnade, welche durch die Versöhnung allen Menschen geworden ist. Aber wir wollen das Geschäft der Reinigung dennoch unermüdet fortsetzen, vorzüglich durch Bitten um Kraft und durch Wachen, daß wir nicht in Versuchung fallen. Ach, mein Bruder, daß wir doch auch darinnen immer Eins bleiben!

Verzeihe, wenn ich zu ernst wurde, aber die Liebe treibt mich dazu, und wer sollte diese verargen?

Die Mutter kann Dir sagen, daß ich immer sehr fröhlich bin, es geht mit meiner Gesundheit besser und

ich lebe gern auf dieser schönen Erde im Kreise meiner Lieben. Welch Glück, mein Bruder, solche Eltern zu haben, wie wir sie besitzen! Danken wir doch Gott täglich, ja stündlich dafür! Du kannst nicht glauben, wie sehr der Vater von allen Fremden geachtet und geliebt wird. So sehr es mich einerseits freut, so leid thut es mir doch öfter, daß er besonders von den Engländern so in Anspruch genommen wird, weil er gut englisch spricht und ihnen durchaus zusagt. Auch die Mutter wird vorgezogen, ihre feine Bildung und ihre Sprachkenntnisse ziehen die Fremden an und da muß ich die theuern Eltern manche Stunde entbehren; in einer solchen schreibe ich dann meinem Ernst um so ungestörter. So hat doch Alles sein Gutes und die Entbehrungen gewiß in mehrfacher Beziehung. Und wenn meine Briefe fertig und die Eltern noch nicht da sind, so trete ich hinaus und singe:

„Hier wandl' ich, aber nicht allein
Auf dieser Gotteswelt,
Von Oben strahlt ein heller Schein,
Der in das Herz mir fällt.

Er zieht mich hin zu meinem Herrn,
Dort find' ich, was mir fehlt,
Sey alles Andre noch so fern,
Wenn Er zur Seit' mir steht.

In Ihm sind auch die Lieben nah,
In Ihm ist Freud' und Lust,
Die Blumen duften süßer da
Und weiter wird die Brust.

In Ihm nur kann ich fröhlich seyn,
Wie bin ich wohlgemuth,
Wie ist die schönste Welt dann mein,
Wenn Er, mein höchstes Gut,

Mir Alles ist, mir Alles giebt,
Was ewig glücklich macht,
Und so dem Herzen, das Ihn liebt,
Ein ew'ger Frühling lacht.

Sey mir gegrüßt du schöner Berg!
Auch du jauchz'st ja empor,
Und bist, wie ich, des Schöpfers Werk,
Doch thu' ich dir's noch vor

Mit meiner Freud', die ewig glüht,
Denn, ach! du mußt vergehn,
Doch wer so nach den Sternen sieht,
Darf wieder auferstehn.

Ich freue mich, wenn du verklärt
Auf neuer Erde prangst,
Dem Himmel ewig zugekehrt,
Bis in denselben langst."

So singe ich manches Lied nach eigener Melodie, ohne Talent zur Musik oder Dichtkunst zu besitzen. Braucht's dieß, wenn ich die Natur und in ihr meinen Herrn begrüße? Ach nein, das Lallen des Kindes ist auch eine Sprache, die der Herr versteht. Ich führe ein Tagbuch für mich und Dich. Es soll Dir keine Bewegung meines Innersten entgehen.

Dem Auszug fehlt zwar immer das Ganze, was zu einem richtigen Urtheil gehört, doch giebt dieser einen Blick in das Innere meiner Schwester, und dort ruhete ein seltener Reichthum alles Schönen und Guten. Sie gehörte ihrer ganzen Natur nach nicht der Erde an, und reifte zu schnell für den Himmel. Ihr Tagbuch ist das herrlichste Kleinod, welches sie mir hat geben können, eignet sich aber natürlich nicht für die Mittheilung.

Ob ich gleich mit Karl äußerlich gut stand, so war unser Inneres doch in keine Harmonie zu bringen, unsere Naturen waren zu verschieden. Er lernte fleißiger als

ich und der Vater war immer mit ihm zufrieden, ob er gleich das gnädige Herrchen spielen wollte. Der Vater meinte, diese eingefleischte Narrheit sey ihm nicht zu nehmen, wenn er nur sonst gut bliebe; ich gewöhnte mich allmählig daran, doch war es mir nicht lieb, daß wir Eine Universität beziehen sollten, ob gleich ich die Medicin und er das Recht studieren wollte. Die Zeit rückte heran und die Abschiedsstunde schlug. Mit unnennbaren Schmerzen entwand ich mich den Armen meiner Schwester, denn es ahnete mir, ich würde sie nicht mehr sehen. Karl fragte mich, ob ich mich der kindischen Thränen nicht schäme, und fand besonders die Liebe zu meiner Schwester sehr abenteuerlich. Ich mußte all' meine Empfindungen vor ihm verschließen, wenn ich mich seinem Spott nicht aussetzen wollte.

Das Universitätsleben behagte mir sehr. Nun war ich nicht mehr an Karls Umgang gebunden, konnte mir meine Freunde wählen und genoß eine Freiheit, welche ich im elterlichen Haus nicht kannte. Unerachtet ich mich keiner Art von Ausschweifung hingab, auch nicht mehr Geld verbrauchte, als mir der Vater erlaubte, entfernte ich mich doch nach und nach von Gott, in dessen Nähe ich im elterlichen Hause lebte. Die Mutter ahnete dieß mehr als der Vater und schrieb mir mehrere Briefe darüber, von welchen ich bereits einen mittheilte. Mit der Entfernung von Gott erkaltete auch die Liebe zu Eltern und Schwester etwas, ob mich gleich der Tod derselben, welcher bald nach meiner Abreise erfolgte, tief erschütterte. Als sich die Zeit der ersten Vakanz nahte, wurde mir bang, und die Furcht, die Erinnerung möchte mich zu schmerzlich bewegen, war größer, als die Freude, meine Eltern wieder sehen zu dürfen. Ich schrieb meinem Vater dar-

über und bemerkte noch besonders, daß der Schmerz meine Thätigkeit nach Innen und nach Außen hemme und es gerathener seyn möchte, zu arbeiten, als ein erschlaffendes Gefühl zu nähren, ich wünsche vor Jahr und Tag nicht heimzukommen. Dem Vater gefiel diese nüchterne Reflexion, aber das Gefühl wußte hier mehr, als der Verstand, meine Mutter sah tiefer, und schrieb mir, wie folgt:

„Nicht aus weichlicher Sehnsucht, nach der Trennung von der ewig theuren Tochter, das leider noch einzige Kind wiederzusehen, klage ich, daß Du nicht kommen willst, nein, geliebter Sohn! ich habe andere Gründe. Es ist eine gefährliche Sache, wenn die Liebe eines achtzehnjährigen Jünglings seinen Reflexionen erlaubt, die Aussicht in die Heimath, in welcher treue Elternherzen schlagen, zu verbauen, eine Aussicht, welche sonst zum Fleiß und Wohlverhalten anspornt. Wer weiß Dich besser zu ermuntern und anzufeuern, als Dein Vater, wer Dich liebender zu ermahnen, als Deine Mutter, was Dein Herz ergreifender an die Ewigkeit zu erinnern, als das Grab Deiner Schwester? Sollte dieß Nebensache, oder gar zu fürchten seyn? Es giebt auch erhebende Schmerzen, und wir selbst sind schuld, wenn sie uns erschlaffen. Jene sind uns von Gott auferlegt; würdig getragen, finden sie ihren Lohn in der christlichen Bildung, welche uns hier und dort nur beglücken kann. Ich möchte manche Frage an Dein Herz legen und von Deinem Gewissen beantwortet haben, aber nur Aug in Auge, denn so weit wird es mit meinem Ernst noch nicht gekommen seyn, daß er dieses vor dem meinigen niederschlagen muß.

„Deine Schwester ist innerlich so wenig von uns gewichen, daß wir beständig in ihrem Umgang leben. All' unsere Umgebungen erinnern uns an sie, Allem, was sie berührte, hat sie die Spur eines Engels aufgedrückt. Ich spreche freilich mit der Begeisterung einer liebenden Mutter, aber diese Begeisterung theilen viele Menschen mit mir. Wenn ich ein Buch aufschlage, finde ich schöne Stellen von ihr bezeichnet und wohl auch treffliche Bemerkungen beigelegt. Wenn ich die Kranken und Wiedergenesenen und die Armen, welche sie erquickte, besuche, so erfahre ich Züge einer liebenden Aufopferung, deren ich selbst nicht fähig wäre. Die Leute weinen tief bekümmert um sie und senden ihr ihren Dank in den Himmel nach.

„Ich will Dir Erneſtinens letzte Stunden nicht wieder ſchildern, weil ich es ſchon gethan habe, nur das muß ich wiederholen, daß ſie in der letzten Nacht, da ſie noch etwas ſchlummerte, ſchwer von Dir geträumt haben muß, indem ſie mit ſchauerlicher Anſtrengung rief: „„Herr laß ihn nicht fallen, meinen Ernſt!““ Als ſie die matten Augen wieder aufſchlug, fragte ſie mich ſanft: „„Meinſt Du nicht, ich dürfe Ernſt's Schutzgeiſt werden, wenn er in Gefahr ſteht?““ „„Du biſt es ſchon jetzt, mein Kind!““ ſagte ich mit Zuverſicht. Möchteſt Du mich nicht Lügen ſtrafen und das Bild Deiner Schweſter nie aus Deiner Seele weichen machen.“

Der Vater gab ſeine Einwilligung, bis zur nächſten Vakanz mit meinem Beſuch warten zu dürfen, aber der Brief meiner Mutter hatte mich ſo gerührt, daß ich den Ranzen ſchnürte und der Heimath zueilte. Schon unterwegs zogen die Bilder der Kindheit ſonnig durch meine Seele und ihr reiner Morgenhimmel umgab mich ſo freundlich, daß ich an das Jetzt nicht denken mochte und ſo ſelig fortträumte, bis die Thurmſpitze von N. aus dem Thal, wo meine Lieben wohnten, auftauchte. Mein Herz jubelte, daß ich an Ort und Stelle auch die verlornen Gefühle wieder gefunden hatte.

Ich verließ den Wagen, um die letzte Strecke des Weges ungeſtörter machen zu können. Der Fußpfad führte am Gottesacker vorbei. Der Mond war ſchon aufgegangen und ein eiſernes Kreuz mit goldner Spitze glänzte in ſeinem Schein auf dem Grab meiner Schweſter, ich betrat den Gottesacker, knieete auf das geliebte Grab und gelobte Gott neue Treue. In dieſer Stimmung langte ich im Elternhauſe an und wurde aufs Liebevollſte empfangen. Dieſe Vakanz war eine ſchöne, herrliche Zeit. Der Vater war mit meinen Kenntniſſen zufrieden, und die Mutter mit meiner Gemüthsſtimmung. Alle Sorgen, die ich ihr machte, waren vergeſſen und die Freude glänzte

durch Thränen in ihren Augen. Es sollte nicht möglich seyn, ein so zärtliches, treues Mutterauge vergessen zu können! Ach, wie umschwebten mich nun hier in der lieben Heimath wieder so lebhaft die vergangenen Stunden, die harmlosen Spiele mit der theuren Schwester! Mit jedem Schritt begegnete mir ihr holdes Bild, wie sie an ihren Blumenbeeten stand, über das Werden und Vergehen ihrer Blumen Betrachtungen anstellte, wie ein Erwachsener es kaum thut, und dann wieder kindlich sie abzählte, mit ihnen sprach, wie wenn sie Menschen wären, und sie in eine gewisse Ordnung brachte durch Verpflanzen, wie sie mich bat, sie nicht ohne Zweck zu pflücken, sie haben ja auch ein Leben, das man nicht unnöthig zerstören soll. Ach, sie führte selbst ein so zartes Blumenleben, das nun für diese Welt zerstört ist!

Ich erinnerte mich voll wehmüthiger Freude, wie sie manchmal mein Pferd war und sich ganz geduldig von mir herumtreiben ließ und sagte: „Bruder, wenn Du einmal ein wirkliches Pferd hast, so frage es auch immer, wie jetzt mich: Bist Du noch nicht müde?"

Ich lernte in ihrem Zimmer, wo noch Alles so geordnet war, wie sie es verlassen hatte, wieder zu meinem himmlischen Vater beten, wie früher, und ich fühlte mich besser werden. Ich dachte mit Schrecken an den Schauplatz der Welt, welchen ich nun wieder betreten sollte, und sprach mit meinem Vater darüber, der mir mit großem Ernst sagte, daß es ohne Versuchung keine Tugend gebe, und man in der Welt die Sammlung des Gemüthes erwerben und bewahren müsse, welche sich in der Einsamkeit von selbst darbiete. Gott seye überall und nur der elende Schwächling habe unter fremden Elementen keinen Muth,

sich an ihn zu halten, und lasse sich fortreißen von dem Strome einer betäubten und betäubenden Welt. Ich fühlte die Wahrheit seiner Worte und meine eigene Schwäche, hatte aber dabei die besten Vorsätze. Der Vater gab mir wahrscheinlich aus Grundsatz keine weitere Warnung mit, auch die Mutter sagte kein Wort, ihre Thränen bei meinem Abschied redeten lauter, als Worte es hätten thun können.

Ich arbeitete mit verstärktem Fleiß und größerer Liebe in diesem Halbjahr als im ersten meines Universitätslebens, schrieb auch öfter nach Haus, aber zum Beten fand ich wieder weniger Lust und Zeit; ich meine hier natürlich weniger das wörtliche Gebet, als die Richtung des Herzens zu Gott, welche ich Gebet heiße, diese war eben doch der Welt mehr zugekehrt als dem Himmel. Indessen erfüllte ich meine Pflichten genau und war sehr mit mir zufrieden. Meine Tugenden waren auf mein Ehrgefühl gegründet, unerachtet mir Vater und Mutter öfters sagten, so nothwendig dieses seyn möge, so wenig könne es der Tugend als haltbarer Grund dienen, da beide nicht selten mit einander untergehen, wenn sie nicht auf einem Felsen stehen, dessen Grundfeste eine ewige sey. So wie erst die eigenen Lebenserfahrungen den wohlgemeinten Rath der Eltern dem Gemüthe des Kindes wieder zurückrufen, so wurden mir auch später die Worte meiner Eltern verständlicher. Fromme Eltern wirken jedenfalls segensreich auf ihre Kinder. Wenn auch dem guten Samen, welchen sie aussäeten, manche Verwüstung droht, selten geht er ganz unter, und öfter trägt er spät noch Früchte.

Ich hatte einen Freund, welcher Theologie studierte und das Licht seiner eigenen Vernunft höher stellte, als

das des Glaubens, welches ihm natürlich nicht leuchten konnte, weil er es, wie die meisten Studierenden, nicht hatte. Das System, welchem er huldigte, sagte auch meinem Verstand sehr zu, und ich forschte gerne mit ihm nach Licht und Wahrheit, war aber so ehrlich, mit meinem Vater darüber zu correspondieren, welcher auf die besonnendste Weise uns ganz ruhig und sachte zu widerlegen suchte. Dein Vater ist ein scharfsinniger Orthodoxer! rief mein Freund oft verwundert aus, dennoch schien er uns im Irrthum zu seyn und der Federnkrieg endete mit der nächsten Vakanz, in der mich mein Freund nach Haus begleitete, auch Karl brachte sie dießmal bei uns zu; in der ersten hatte er eine weitere Reise mit einem seiner Freunde gemacht. Er nahm an unserem theologischen Streit Theil und war stets auf meines Vaters Seite.

Meine Eltern schienen weniger ängstlich bei meinen Glaubensansichten, als ich fürchtete. Meine Mutter sagte zwar, dieß habe ihrer Sorge noch gefehlt, daß ich rationalistische Hiebe (wie sie sich ausdrückte), bekomme, denn weiter sey es zum Glück doch nicht, aber im Ganzen hoffe sie, Gott werde mich in eine Schule nehmen, wo mir dasjenige, an was ich mich allein halten könne, näher gelegt werde, als durch ihre Erziehung habe geschehen können.

Daß ich nicht mehr im täglichen Umgang mit Karl leben mußte, diente mir und ihm dazu, daß wir einander erträglicher wurden, lieben konnten wir uns nie, desto bereitwilliger waren wir einander Opfer zu bringen, welche übrigens Keiner von uns annahm. Das Universitätsleben begünstigt bekanntlich den Standesunterschied nicht, hier haben Geist, Genie und Talent die ersten Rechte auf Auszeichnung vor andern. Karl wurde deßhalb nicht

geschmeichelt, ob er gleich Kopf und Fleiß hatte, so zeichnete er sich dadurch doch unter Vielen nicht aus. So wenig es ihm behagte, keine große Rolle zu spielen, so mußte er sich doch fügen, nicht mehr zu seyn, als ein Student. Ich besuchte ihn manchmal, weil er der Neffe meiner Mutter war, und er gab mir aufs Regelmäßigste die Besuche wieder heim.

So gieng Alles seinen ordentlichen Gang bis in das letzte Jahr meiner Universitätszeit. Auch hatte ich mir einen Freund erworben, der besonders meinem späteren Leben sehr nützlich wurde. Wohl unserer zwanzig bis dreißig Studenten begleiteten einen Abgehenden, der Ausritt wurde aufs Flotteste begangen. Der Weg führte durch einen nicht unbedeutenden Wald, unsere Rückkehr fiel spät in die Nacht und die Köpfe waren mehr illuminirt als jene. Am Ende des Waldes fanden wir, daß uns ein Kamerad fehlte. Man setzte den Weg fort, aber mich, der ich bereits wieder nüchtern geworden war, trieb mein Gewissen, den Fremdling zu suchen. Er war nämlich ein Russe, welcher eine deutsche Mutter hatte, deren Familienverhältnisse ihn bestimmten, eine deutsche Universität zu beziehen. Ich ritt den ganzen Weg zurück und fand den Kameraden nicht, ich durchstreifte die Seitenwege und verirrte mich selbst. Endlich hörte ich ein leises Aechzen, das mir von einer nahen Schlucht zu kommen schien; ich band mein Pferd an einen Baum und kletterte hinab. Siehe, da hieng in einem Gesträuch der Arme, mit einer tüchtigen Kopfwunde; von seinem Pferd war nichts zu sehen. Er hatte stark geblutet und war besinnungslos. Was anfangen? Ich mußte ihn vor der Hand liegen lassen, denn meine Kraft reichte nicht, ihn herauf zu bringen,

da er selbst sich nicht die geringste Hilfe geben konnte. Auf der andern Seite der Schlucht war ein Wasserfall, ich eilte diesem zu, tauchte mein Sacktuch in das frische Wasser, zerriß es und legte die Hälfte davon dem Ohnmächtigen über die Wunde, brach ihm den Mund auf und drückte das Wasser, welches die andere Hälfte des Sacktuchs faßte, ihm in den Mund, auch machte ich ihm von meinem Rock ein Lager, so gut es sich thun ließ, denn ich hatte große Mühe, ihn auf eine Stelle zu bringen, wo es etwas ebener war. Eine volle Stunde machte ich mit meiner Wasserkur fort und es gelang meinen Bemühungen, ihn zum Leben und zum Bewußtseyn zu bringen. Es war ein schöner und unvergeßlicher Augenblick für mich, als er die Augen aufschlug und die Hand nach mir ausstreckte. Die Parabel von dem barmherzigen Samariter fiel mir ein, und gewiß war sie es, welche mein menschliches Gefühl unermüdet in Bewegung setzte. Die Schönheit derselben hatte mich als Knabe sehr angezogen und ich setzte mich in der schönen Traumzeit oft auf mein Thier nnd zog jene Straße hinab, um dem unter die Mörder Gefallenen Oel in die Wunde zu gießen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und mein Kranker lag noch auf demselben Fleck, denn erst jetzt stellte sichs heraus, daß der Arme auch ein Bein gebrochen hatte. Einer seiner Füße war schon stark angeschwollen. Ich rief ununterbrochen um Hilfe, und die Noth lehrte mich auch wieder eifriger beten. Endlich strömten Menschen herbei, die schon mehrere Stunden im Wald umherstreiften. Da das Pferd des Verunglückten allein nach Haus kam, wurden nicht nur Boten ausgesandt, sondern auch ein Theil des gestrigen Ausritts wollte den Fehler

der Gleichgültigkeit wieder gut machen und eilte dem Walde zu. Ein Wagen hielt an der Straße und der Kranke wurde nun nach demselben getragen. Seine Genesung gieng sehr langsam von Statten. Ich besuchte ihn täglich und fand in ihm einen trefflichen Menschen. Es war mir leid, daß er sich mir auf eine Art verpflichtet fühlte, die mich nicht mehr erkennen ließ, ob Liebe oder Dankbarkeit seine Anhänglichkeit an mich bildete. Ich lernte ihn so innig lieben, daß ich auch von seiner Seite eine unbestochene Liebe zu mir gewünscht hätte. Theobald, so ist sein Name, schrieb von seinem Unfall nach Haus, und rühmte mich als den Retter seines Lebens ungemein. Sein Vater war ein hochgestellter Mann in Petersburg, seine Mutter lebt noch dort, in sehr günstigen Verhältnissen, sein Oheim ist mein braver General, welcher die gute Frau Pfarrerin in so große Angst setzte. — Mir gieng ein neues Leben auf in meinem Theobald, der bis auf den heutigen Tag der einzige Trost meines verarmten Lebens ist. Auch habe ich ihm meine nun wiedergefundene christliche Richtung zu danken. Er war so glücklich, diese nie zu verlieren. Als ich ihn mit meinen Glaubensansichten bekannt machte, sagte er mir: „Bruder, diese hätten mich nicht gehalten, als meine Wunde in der Waldschlucht blutete und mein Fuß so sehr schmerzte und ich als ein so elender Mensch ohne alle Hilfe an jenen Gesträuchen hieng. Aber ein Schlag an mein Herz: „Gott sey mir Sünder gnädig" und der Glaube an Gott, der hilft und vom Tode errettet, hielt mich, ehe ich das Bewußtseyn verlor, in der Stimmung, welche den wahren Muth giebt, und als ich die Augen aufschlug und Du mich in den Armen hieltest, glaubte ich, Gott habe einen Engel ge-

sendet. O, der Glaube an den himmlischen Vater und seinen Sohn, der uns den nächsten, sichersten Weg zu ihm zeigt, ist zu schön, als daß ich ihn für das mangelhafte und unhaltbare Ergebniß menschlicher Forschungen dahin geben möchte. Ich habe aber hier noch mit keinem Menschen darüber gesprochen, als mit Dir, ich trage mein Kleinod im Herzen und laß es nicht herum werfen in unnützem Streit." Ich blickte meinen Freund beschämt an und sagte kein Wort, aber mein Herz fühlte die Wahrheit seiner Rede. Eine Sprache, oder besser eine Wahrheit, die wir da hören, wo wir sie nicht erwarten, macht einen viel größern Eindruck auf uns, als wenn sie aus längst bekanntem Mund vorgetragen wird. Von den Unsrigen Gutes zu hören, ist uns leider zur Gewohnheit geworden, und wir achten weniger auf das, was sie sagen. Wenn dieselbe Wahrheit von einem Fremden ausgesprochen wird, erscheint sie kräftiger und verfehlt daher weniger ihre Wirkung auf uns. Mich betrübte diese Bemerkung schon oft in der Seele, besonders im Rückblick auf meine trefflichen Eltern. Jetzt, wo ihre Stimme nicht mehr zu meinen Ohren dringen kann, tönt sie aufs Neue in meinem Innern und ist mir heilig geworden. Warum erst durch die schmerzlichste Trennung? O, der Mensch ist ein Räthsel so lange er in den Banden seines Körpers liegt, welcher die Seele zur Theilnahme an mancher Eigenschaft erniedrigt, die nur ihm angehört. Die Gewohnheit ist auch eine derselben, welche ihre Fäden so enge um uns herum zieht, daß wir als die Gefangenen dieser Verächtlichen sie sogar lieben müssen und nicht von ihr lassen können.

Theobalds Frömmigkeit zieht mich so an, weil sie

als frische Kraft in seinem Innern lebt, ohne Farbe sich nur handelnd nach Außen bewegt und dennoch nicht einmal das scheint, was sie ist, noch weniger etwas seyn will. Theobald steht sehr im Gefühl seiner Fehler und Schwachheiten, die er wie jeder Mensch auch hat, nur sucht er sie genau zu erkennen, und bedient sich der rechten Waffen gegen sie. So macht er sich noch heute Vorwürfe und demüthigt sich sehr dabei, daß er bei jenem Unglück bringenden Ausritt etwas zu viel getrunken hatte, und daher im Wald verirrte. Er war aber der Mäßigste von uns Allen, und wurde gezwungen illuminirt. Er führte, wie er sich noch recht gut bewußt war, sein Pferd einen Berg hinauf und blieb daher zurück, oben waren mehrere Wege und er schlug den falschen ein und verirrte. Da er mit dem Pferd nicht mehr fortkommen konnte, band er es leicht an einen Baum und suchte den Weg zu Fuß, und da es sehr finster war, sah er die Schlucht nicht, in welche er stürzte. Das Pferd machte sich los, und fand wunderbarerweise den Weg nach Haus. Nach der Schilderung, die ich bis jetzt von Theobald gab, könnte er unmännlich erscheinen, aber seine Willenskraft, seine Selbstständigkeit, sein Muth, seine Ausdauer, kurz all die schönen Eigenschaften, welche namentlich der Mann haben soll, zeigen, was er ist. Auch seine hohe, kräftige Gestalt imponirt sehr, und sein seelenvolles Auge gewinnt das Herz schon, ehe man ihn näher kennt. Es wird die theuren Pfarrleutchen in H. freuen, wenn sie erfahren, daß er in ihrem Hause und unter jener barbarischen Schaar war, welche die zarte Frau Pfarrerin so sehr ängstigten. Er stellte sich aber wie überall in den Hintergrund. Ich wollte ihn bei meinem letzten Besuch im

Pfarrhaus in H. einführen, aber er wollte lieber seinem Oheim Gesellschaft leisten, daß ich einige Stunden länger dort verweilen konnte.

Meine Eltern waren sehr erfreut, daß ich diesen Freund gefunden hatte, was ihm meine Mutter mehrere Mal schriftlich auszudrücken suchte, und auch er konnte es kaum erwarten, bis er mich in der letzten Vakanz zu meinen Eltern begleiten und diese persönlich kennen lernen würde. Wir waren beinahe unzertrennlich, und so konnte mich Karl selten allein sprechen; einmal gelang es ihm doch, und er schien sehr erfreut, den Russen nicht bei mir zu treffen. Ich will ihn selbst sprechen lassen. Karl: „Ist Deinem Russen der Bart wieder gewachsen, welchen er sich bei der Waldparthie in der Verzweiflung ausgerissen?" Ich: „Weißt Du keinen andern Spott, als einen, der gar nicht trifft? Wähle einen bessern Zielpunkt." Karl: „Sage mir doch, was hast Du an dem dummen Kerl für einen Affen gefressen?" Ich: „Sein Verstand giebt bessere Zeugnisse als der Deinige und der meinige." Karl: „Dieß möchte ich sehen." Ich: „Deine eigene Person steht Dir immer im Weg, wenn Du eine fremde betrachten willst, und daher auch Deine lieblosen Urtheile, Stolz und Egoismus lassen Dich nichts Besseres erkennen, als Dein adeliches Selbst." Karl: „Wenn Du nicht feig wärest, hättest Du mich gefordert, statt Dein Gift auf diese Weise auszulassen." Ich: „Ein Duell mit Dir wäre eine schlechte Satisfaktion für meinen Freund." Karl: „Aber eine gute für mich. Morgen früh um fünf Uhr finden wir uns mit Pistolen in dem Walde bei W. u. s. w." Ich: „Du sollst den ersten Schuß haben, die Secundanten mögen die Entfernung bestimmen." Karl

hatte schon seine Mütze in der Hand, um zu gehen, als Theobald eintrat. Er hatte kaum einen Blick auf mich geworfen und sogleich errathen, was vorgefallen war. Karl erzählte ihm mit einer Ruhe und Unverschämtheit unser Gespräch, welche meine Empörung aufs Höchste trieb. Theobald hörte ihn ganz gelassen an, trat dann mit einer unvergleichlichen Würde vor ihn hin, nachdem er erst die Thüre verschlossen hatte, und sagte: „Wenn Sie an Ihre eigene Vernunft glauben, so machen Sie die Ehre nicht von einer Aufwallung erhitzter Gemüther abhängig, und wenn Sie je Kindesliebe und Dankbarkeit gefühlt haben, so denken Sie jetzt an Ihre und Ernsts Eltern. Auf den christlichen Standpunkt wollen wir uns hier nicht stellen, diesen betritt kein Mensch, welcher im falschen Ehrgefühl duelliren will." Karl: „Halten Sie diese kluge Rede an mich, oder an Ernst?" Theobald: „An Beide, nur weiß ich von Ernst, daß er dem Freundeswort Gehör schenken wird, Sie aber scheinen meine Warnung zu verachten." „Gewiß," sagte Karl, faßte Theobald an der Brust, und sagte: „Feigling, schließ auf!" Theobald schloß auf, und erwiederte: „Ich stehe Gottlob über dieser Beschimpfung und werde nur für Gott und Vaterland Blut vergießen, nie aber für eine falsche Ehrensache. Wie könnte mir ein so elendes Geschwätz eines jungen Laffen meine Ehre nehmen, und wie sie das Duell mit ihm wieder geben? Ist dieß Muth, wenn man sich gegenseitig meistens durch elenden Wortwechsel in eine Hitze, in einen Haß hineintreibt, welche auf den unwürdigsten Kampfplatz führen, um Rache zu nehmen. Feig ist es, sich der Hitze der Leidenschaft hinzugeben, und Muth ist es, Herr über jene so wie über

schlechte Gebräuche und falsche Begriffe zu werden. Das Duell gehört einer barbarischen Zeit, nicht einer cultivirten an, wie die unserige seyn sollte. Ernst, Ernst! glaubst Du an Gott? liebst Du jenen Unvergleichlichen so gar nicht mehr, daß Du sein Gebot, die Feinde zu lieben, auf eine so schlechte Art übertreten kannst? Du begehst eine große Sünde; Eltern, Freunde, Du selbst, Dein armer Vater, wir Alle werden sehr darunter leiden. Laß Dich beschimpfen, ich gehe noch diese Nacht mit Dir fort und sage Dir erst unterwegs wohin, ich werde für Alles sorgen." — Ernst: „Durchgehen wie ein Schurke? das geht über meine Kräfte, selbst Deiner Verachtung, die ich verdiene, setze ich mich lieber aus." Theobald drückte mich schmerzlich an sein Herz, und wir schieden. Ich wählte meine Secundanten, und verschloß mein Inneres jedem Gedanken an Gott, an meine Eltern und Theobald. Ich konnte natürlich nicht schlafen. Wir waren Morgens vor fünf Uhr auf dem Kampfplatz. Karl nahm ruhig und fest seinen Posten ein. Ich mochte mir vorschwatzen, was ich wollte, ich zitterte innerlich sehr. Karl schoß und fehlte. Ich wollte mit Fleiß fehlen, aber Karl machte eine ungeschickte Bewegung, und die Kugel fuhr ihm mitten ins Herz, er war plötzlich todt. Mich trug man ohnmächtig in einen Wagen, und als ich nach mehreren Stunden wieder zum Bewußtseyn kam, befand ich mich in Theobalds Armen auf unbekanntem Weg. Er war noch der einzige Engel, welcher mich hielt, sonst hätten sich die Geister der Hölle ganz meiner bemächtigt, denn ich war nahe an der Verzweiflung, welche durch Selbstmord der Pein des Gewissens ein Ende machen will. Die milde Behandlung Theobalds drückte mich ent-

setzlich, denn ich erschien mir als der verächtlichste Mensch von der Welt, Theobald mochte mir sagen, was er wollte. Auch das Bewußtseyn, daß ich Karl nicht tödten wollte, daß ich nicht auf ihn zielte und nur seine unglückliche Bewegung ihm den Tod brachte, beschwichtigte mein aufgeregtes Gewissen nicht im Geringsten. Dieß war noch die größte Wohlthat für mich, wenn Theobald mein Unrecht mit dem ihm möglichen Ernst erkannte, und mich über meine Gottvergessenheit und die laxen Glaubensansichten strafte.

Theobald übernahm es, meinen Eltern zu schreiben, und die unglücklichste Begebenheit meines Lebens nach der Wahrheit zu schildern, was er auch mit ebenso viel Klugheit als Gewissenhaftigkeit that. Der Stachel des Schmerzens, welchen die Elternherzen empfinden mußten, hatte durch diese Schilderung gewiß etwas von seiner Schärfe verloren.

Als ich den ersten Seufzer wieder zu Gott senden konnte, fühlte ich mich etwas erleichtert, und endlich konnte ich mich auch Gott mit bußfertigem Herzen nahen, was eine bedeutende Veränderung in meinem Innern hervorbrachte. Mein alter kindlicher Glaube wurde mir wieder geschenkt und Gottlob bis auf diesen Tag erhalten, er soll mir nimmer geraubt werden, wenn selbst die Hölle sich gegen mich verbinden sollte. Indessen lasten die Folgen meiner Jugendsünden doch immer noch auf mir. Die erste war das Weichen von Gott, die zweite das Nichtachten auf die Mahnungen meiner Eltern, und die dritte das falsche Ehrgefühl, welches dem Rath meines Freundes den Zugang versagte.

Theobald sagte mir öfter, ob ihn eine Schaar un-

vernünftiger junger Leute für ehrenhaft oder ehrlos erkläre, dieß sey ihm ganz gleichgültig, er suche die Ehre vor Gott, nicht die vor Menschen, und jene schließe auch diese nothwendig in sich, wo keine falschen Begriffe von Ehre stattfinden, und auf diese habe er nicht zu achten. Ich wußte, wie sehr Theobald geachtet war, ob er gleich seine Ansicht da, wo er aufgefordert wurde, freimüthig bekannte, und doch glaubte ich, er gehe hier zu weit und man dürfe sich von einmal üblichen Gebräuchen nicht lossagen, namentlich der Student müsse mit dem Strome schwimmen.

Das Festhalten meiner frühern christlichen Ueberzeugung hätte mich vor dem Unglück, einen unfreiwilligen Mord zu begehen, zuverlässig geschützt. Theobald hielt diese heilig, und ist daher nie in eine Sünde gefallen, die sein Leben vergiften könnte. Dabei machte er nie den Kopfhänger, lebte als Student fröhlich mit den Studenten, wenn er auch bei den Trinkgelagen u. dgl., wilden Belustigungen keine Rolle spielte, liebten sie ihn doch, und kleine Neckereien konnten ihn nie zum Zorn reizen, er erwiederte sie immer auf eine so feine und witzige Art, daß er meistens gewonnen Spiel hatte. Dieses kluge, christliche Benehmen bewunderte ich stets, ohne es nachzuahmen. Ich weiß außer dem unglücklichen Karl keinen unserer Kameraden, der Theobald nicht geliebt und geachtet hätte.

Als wir über die Grenze meines Vaterlandes gekommen waren, wählten wir ein von den Hauptstraßen entlegenes Dorf zu unserem Aufenthalt, bis wir Nachricht von Theobalds Mutter erhalten hatten, ob wir nach Petersburg kommen dürfen. Indessen hätten wir da ein

sehr gemüthliches Leben führen können, wenn mich der Gedanke, wie und ob meine Eltern das Unglück, welches ich ihnen zufügte, ertragen werden, nicht zu sehr gequält hätte. Der Wirth, bei welchem wir wohnten, war ein braver Mann, der uns von seinem Pfarrer viel Gutes sagte. Theobald wünschte seine Bekanntschaft zu machen, was mir nicht recht war, entweder mußten wir ihm die wahre Ursache unseres hiesigen Aufenthalts oder eine erdichtete sagen; empfehlenswerth war keine von beiden. Theobald sagte: „Der Geistliche wird unsern ehrlichen Gesichtern die Wahrheit, welche wir ihm nicht verschweigen wollen, glauben, und gewiß auch etwas zu Deiner Beruhigung beitragen. Wäre er ein junger Mann, ich würde ihn nicht aufsuchen, da es mir nicht um Gesellschaft zu thun ist, aber so ein alter frommer Geistlicher, wie ihn der Wirth schilderte, ist mir gerade jetzt eine willkommene Erscheinung, an welcher ich unmöglich vorübergehen kann."

Theobald fragte den Wirth, ob dem Herrn Pfarrer ein Besuch von uns nicht ungelegen kommen würde? „O, nein," erwiederte dieser, „er ist sehr gastfreundlich und der liebevollste Mann, der kein Huhn beleidigen kann." Ich machte Theobald den Vorschlag, ob er nicht vorerst den Besuch allein machen möchte, und dann, wenn er zu einem zweiten Lust hätte, würde ich ihn gerne begleiten. Theobald ließ sich's gefallen, ohne mich zu gehen, und kam nach einigen Stunden sehr befriedigt zurück, indem er in dem Geistlichen einen höchst würdigen, verständigen Mann gefunden, welcher, nachdem er ihm die Ursache unserer Reise erzählt, Alles mit viel Theilnahme angehört und gesagt habe, daß es ihm selbst in seinem Alter

nicht schwer werde, sich in die Jugendjahre zurückzudenken, in welcher das Ehrgefühl eine so bedeutende Rolle spiele, daß nicht selten jedes andere zurückstehen müsse. Das von Natur selbstsüchtige trotzige Menschenherz halte sich gewöhnlich nicht an Gottes Wort, nicht an die Ermahnungen frommer Eltern, bis die Schule des Lebens durch manche Demüthigung seinen Stolz gebrochen habe, dann erst können die Funken früherer Erziehung wieder angefacht und dem erloschenen Licht des Glaubens Oel gegeben werden. Aber nur kein Verzagen an Gottes Gnade, setzte er hinzu, muß man bei reumüthigen Verirrten aufkommen lassen, dieses beschleicht das kranke Herz nicht selten so lange, bis es sich in eine Schwindsucht des innern Lebens, welches all seine Kraft nur aus dem reichen Born der Gnade Gottes schöpfen kann, auflöst. Haben wir den Glauben an diese verloren, so haben wir Alles verloren.

Das Wenige, was Theobald von dem Greis erzählte, gefiel mir sehr gut und ich freute mich auf den folgenden Tag, auf welchen wir zu Tisch von ihm eingeladen waren. Schon die äußere Erscheinung des Geistlichen war eine ganz ungewöhnliche. Ich habe weder im Leben, noch in einer Bildergallerie, deren ich nicht wenige sah, einen so schönen Kopf gesehen, wie der des Geistlichen war. Die Zeit hatte in sein Gesicht ihre Furchen gegraben; aber auf der Stirne glänzte ein schöner Lichtpunkt, welchen die schneeweißen Haare nicht beschatteten und die Falten nicht berührten; das tiefliegende Auge sprühte noch in fast jugendlichem Feuer Funken eines reichen innern Lebens. Die Nase regelmäßig, sanft gebogen, der Mund fein und nicht sehr eingefallen, weil

noch mehrere Zähne erhalten waren, die Wangen bleich und eingesunken; der Ausdruck des ganzen Gesichts war der eines durchgebildeten Christen, welcher über dem irdischen Leben steht, aber nicht hochmüthig, sondern demüthig, nicht lieblos, sondern liebevoll auf dasselbe herabsieht. Ich weiß die Empfindungen, welche ich beim Anblick dieses Mannes hatte, nicht auszusprechen, ich glaubte auch in seiner äußern Erscheinung ein fleckenloses Leben, so weit es der Mensch haben kann, zu erkennen, und dachte, so würde später mein Vater aussehen, wenn ihm der Gram über seinen unwürdigen Sohn den Sonnenschein eines heitern Gemüths nicht geraubt hätte. Ich dachte und fühlte noch Vieles, was mich zur Wehmuth stimmte, und war sehr stille. Der fromme Greis war ungemein freundlich gegen mich, nahm mich bei der Hand und sagte: „Haben Sie Muth und Gottvertrauen, es wird Alles noch gut gehen. Ich will die Sünde, in welche Sie gefallen sind, nicht entschuldigen oder vielmehr die allmählige Vorbereitung zu derselben, denn der Mord selbst ist für Sie in so fern nicht das Schlimmste, weil Sie ihn nicht begehen wollten, und Sie wirklich, wie vier Secundanten bezeugten, stark seitwärts geschossen haben, und der Unglückliche wahrscheinlich seinen Tod suchte, indem er den Schuß auffieng. Aber das Herabsteigen von dem christlichen Standpunkt, auf welchen Sie die Erziehung frommer Eltern gestellt, in das weite Gebiet menschlicher Verirrungen war die Gefahr, welche bittere Folgen brachte. Hätten Sie Ihre Anschauungsweise der christlichen Lehre, welche Ihnen von Ihrem Vater und Ihrer noch nicht irre geleiteten Vernunft gegeben wurde, nicht mit einer leichtern, dem menschlichen Stolz schmeichelnden vertauscht, die

unglückliche Stunde, welche Ihr Leben zu vergiften droht, würde Ihnen nie geschlagen haben. Wenn Sie die Augen immer noch vor dem Erbarmen Gottes niederschlagen und nicht glauben, daß der Herr ein guter Hirte ist, welcher dem verlorenen Schaf nachgeht und es sucht, bis er es findet, und es auf seine Achsel legt und heim trägt, dann erst sind Sie recht unglücklich. Legen Sie sich wieder mit kindlichem Glauben an das Herz Ihres Erlösers, denn bei Ihm ist viel Vergebung, seine Gnade wird Ihnen zuströmen und sein Friede wird mit Ihnen seyn."

Diese Anrede des Greises, welche noch die Frische der Jugend und die Erfahrung des Alters hatte, fiel so erquickend auf mein Herz, wie ein milder Regen auf die dürre Erde. Sein Amtsgehilfe trat nun auch ein, und wir setzten uns zu Tisch, wo theils fröhliche, theils ernste Gespräche geführt wurden; zu den letztern gehört folgendes:

Theobald: „Darf ich wohl fragen, ob dieß schöne Bild mir gegenüber ein Portrait ist?" „Ach ja, das Bild meiner geliebten Tochter macht einen wohlthuenden Eindruck. Sie war dem Ende ihrer irdischen Laufbahn schon nahe, als meine Frau mich bat, sie malen zu lassen, und dieß ist wahrscheinlich die Ursache einer gewissen Verklärung, welche besonders auf der Stirne ruht und aus den Augen spricht." Ich: „Man weiß nicht, ob das liebevolle Lächeln des Mundes, das Auge, oder die Stirne seelenvoller ist." Theobald: „Keines mehr als das Andere. In der Uebereinstimmung einzelner Glieder liegt die Schönheit des Ganzen." Greis: „Wir wollen durch das Lob der irdischen Hülle, den, wie ich hoffen darf, seligen Geist nicht beleidigen." Theobald: „Sollte die

Anerkennung der Schönheit, welche in einem Werk des Schöpfers liegt, dessen Nachahmung dem Künstler, welcher sein Talent auch Gott zu danken hat, wenigstens dürftig, wie alles menschliche Machwerk, gelungen ist, nicht erlaubt seyn?" Greis: „Für so enge werden Sie mich nicht halten, daß ich darüber streiten wollte. Wir dürfen weder unser äußeres noch inneres Auge der Schönheit verschließen, aber sie soll uns zu ihrem Ursprung zurückführen und zur Anbetung Gottes erheben. Auch sind wir Menschen so schwach, daß wir der Anerkennung des Fleißes, mit dem uns verliehenen Pfund gewuchert zu haben, bedürfen. Der Künstler würde ohne Anerkennung seiner Talente nie ein Kunstwerk glücklich vollenden. Aber die Bewunderung ertragen wenige Menschen auf eine würdige Art, sie ist ein gefährlicher Sporn, der wohl äußerlich stark antreibt, aber innerlich verwundet. Ich spreche natürlich von Christen, nicht von Heiden, nach welchen sich freilich, ich muß leider sagen, die meisten ausgezeichneten Menschen bilden. Die Demuth ist eine schöne Perle, welche aber der Bewunderung nicht an den Hals gehängt werden darf, wenn sie nicht beschmutzt werden, wo nicht gar verloren gehen soll. Warum ich aber die Schönheit meiner seligen Tochter nicht gern loben lasse, ist eine Pietät gegen ihre eigenen Worte. Sie wurde von einer Künstlerin mit viel Liebe gemalt, einer Künstlerin, die, selbst auf einer hohen Stufe innerer Bildung stehend, das seelenvolle Leben fühlte, an welches das Bild wenigstens mahnen sollte. Als es fertig war, sagte meine Tochter: „„Diese Larve will mir selbst gefallen, und daher sollte sie lieber verbrannt werden. Ich hatte so viele Kämpfe, bis meine Eitelkeit mit Gottes

Hilfe besiegt wurde, und nun spuckt sie selbst in der Zeit, wo ich bald der Verwesung verfallen seyn werde, wieder aufs Neue. O, Gott, schließe doch mein leibliches Auge, ehe es mich wieder ärgern kann! Auch soll die Mutter nicht an diesem Bilde hängen, thue es lieber fort"" u. s. w. Kurz, das schon von der Sünde erlöste Kind wollte sich an keinem Gedanken mehr verunreinigen, welcher nicht seinem Herrn geweiht war. Diese Tochter, welche mir nur Freude machte, starb in ihrem achtzehnten Jahre, und sechs Wochen nach ihr meine tief geliebte Frau; drei ältere Kinder, die unseres Lebens Freude waren, wurden schon früher in die Ewigkeit gerufen. Viele Freuden und Schmerzen sind über mein Leben gegangen, und wurden mir immer so zugetheilt, daß sie nur meine christliche Bildung fördern konnten; wenn dieß nicht geschah, ist es rein meine Schuld. Sie sind vorübergezogen und die Liebe ist geblieben. Viele Kinder trage ich noch auf dem Herzen, für welche ich zu beten habe, worin eigentlich mein Wirken besteht; denn was will ich alter, schwacher Mann sonst machen?" Gehilfe: „Sie machen noch viel, sehr viel, was uns junge Leute beschämen muß. Sind Sie nicht rastlos thätig in Kranken- und Schulbesuchen, betreten Sie nicht so oft als möglich Ihre Kanzel? Daß Sie die Bücher nicht mehr führen ist Alles, was Sie unterlassen, und dieß ist gerade etwas, was jeder Schreiber thun kann. Hätte ich mir nicht das Lernen von und an Ihnen zur Aufgabe gemacht, ich müßte mir als ein Taugenichts erscheinen, da Sie mir so wenig Amtsgeschäfte überlassen." Greis: „Die Zeit wird bald kommen, wo der Rest meiner Kräfte

vollends erschöpft ist. Wachsen Sie, mein lieber Sohn, nur wacker fort, indem ich abnehme."

Nach Tisch machte der Gehilfe einen Spaziergang mit uns, und der ehrwürdige Greis setzte sich in seinen Armstuhl, um eine Viertelstunde zu ruhen. Der Gehilfe erzählte uns noch Manches aus dem Leben des Geistlichen, was unsere Hochachtung für ihn wo möglich noch erhöhete, und wir sprachen viel über die Würde und Schönheit eines Standes, in welchem auch ich geboren und erzogen wurde, und der meinem Herzen so theuer war, und Theobald fragte mich das erstemal, warum ich nicht auch den geistlichen Stand gewählt habe. „Du kennst ja meine Vorliebe für Alles, was in mein Fach einschlägt," erwiederte ich, „und der Geistliche muß seinem Beruf ganz leben, dieß hätte ich wahrscheinlich nicht gethan, und sage daher Gottlob, daß ich wenigstens diese Sünde nicht auf mich geladen habe, Andern zu predigen, während ich selbst verwerflich bin" u. s. w. Die Wehmuth wollte sich meiner wieder bemächtigen, und ich sehnte mich, dem Greis in das fromme Angesicht zu schauen, was mich in die rechte Stimmung versetzen konnte, aber es war anders mit ihm geworden. Als wir zurückkamen, saß er bewegungslos in seinem Stuhl, und das Lächeln der Seligen schwebte auf dem blassen Angesicht. Er hatte den Kopf seitwärts gelegt, die Hände gefaltet, die Augen geschlossen.

Die Haushälterin sagte, sie sey einigemal leise durchs Zimmer gegangen, und er habe gerade so sanft geschlafen wie jetzt. Ehe der Arzt, welcher nun gerufen wurde, kam, kniete ich noch vor dem Entschlafenen nieder und weinte meine Thränen in seinen Schoos. Jener erklärte ihn für entschieden todt, und es wurden keine Versuche

gemacht, ihn ins Leben zu rufen, was uns sehr lieb war, denn diesen seligen Schlaf stören zu wollen, wäre grausam gewesen.

„Hier ruht das Ideal eines Landgeistlichen, welches wirklich auf Erden lebte und wirkte," sagte der Gehilfe, „ich hätte mir es nicht schöner träumen können." „Bete Du für uns, Du Seliger, wir wollen Dich nicht weiter loben," erwiederte Theobald, „die Gnade Christi ist über Dich gekommen und hat Dich so rein gemacht!"

Es wurde Lärm im Dorf, die Gemeinde strömte herbei, es war nicht mehr Raum im Zimmer, und das Weinen und Klagen war mir fast ärgerlich, ich wich nicht von dem Entschlafenen, daß ihn keine Hand berühren konnte, da theilte sich auf einmal das Volk und machte einem Eintretenden Platz; es war ein General, welcher in der Nähe des Dorfes Besitzungen hatte, seine Brust glänzte von Orden aller Art, er nahm den Rock, an welchem sie befestigt waren ab, legte ihn zu des Entschlafenen Füßen und sagte: „Ich kann Dir nichts mehr geben, dieß nimm zum Dank." Er küßte die Hände des Seelsorgers und entfernte sich schnell wieder. Als der Gehilfe den Rock in die Höhe hob, fühlte er, daß er sehr schwer und die Taschen mit Geld angefüllt waren, es fiel ihm ein Zettel mit den Worten in die Hände: „Das Geld denjenigen Armen, welche als würdige im Register des Seelsorgers stehen, die Orden als Zeichen meines eitlen Verdienstes ins Grab!" — Wir waren sehr bestürzt über diese sonderbare Erscheinung und die auffallende Art der Verehrung für den Entschlafenen wollte mir nicht recht zusagen, sie machte aber doch einen guten Eindruck aufs Volk, und dem Soldaten, dem Neubekehrten

und Begeisterten konnte man diesen Akt verzeihen. Einen ganz andern Eindruck machten auf uns zwei Kinder, welche die Mutter, eines auf dem Arme, das andere an der Hand, hereinbrachte, beide hielten Blumen in den Händchen. Das kleine Kind streckte das Aermchen nach dem Entschlafenen aus, und das siebenjährige Mädchen legte ihre Blumen in den Schoos des Entschlafenen und sagte, während ihr Thränen über die Wangen liefen, leise: „Schlafe wohl!“ Die Mutter sagte schluchzend: „Mein Christinchen durfte öfter zu dem Herrn Pfarrer kommen, und da hat er sie schöne Sprüchlein gelehrt, und hier mein Kleines hat auch manches Zuckerbrödchen von ihm bekommen, o, wenn er mein Christinchen doch nur zuvor eingesegnet hätte“ u. s. w.

Der Abend dämmerte, als wir in unserer Wohnung anlangten. „Dieß war ein schöner, schwerer Tag!“ rief ich aus. „Ein Tag, der doch wohl auch für uns,“ setzte Theobald hinzu, „eine Himmelsfrucht tragen wird.“ „Gott gebe es,“ seufzte ich, und Theobald schickte sich an, den heutigen Tag meiner und seiner Mutter zu schildern. Ich konnte immer noch nicht an meine Eltern schreiben, die Kluft, welche mein böses Gewissen zwischen mich und sie setzte, war noch nicht ausgefüllt. Die Bestattung der irdischen Hülle des frommen Pfarrers drückte all den Eindrücken, welche die Gemeinde, der wir uns nun auch anreihten, von seinem Leben und Wirken hatte, vollends das Siegel auf. Das Himmelsblau glänzte über der schwarzen, weinenden Schaar, welche den Sarg umgab. Ein sanfter Gesang von vier schönen Männerstimmen ertönte am Grabe, ein ehrwürdiger Amtsbruder des Verstorbenen betete kurz, aber innig und gläubig, Kinder warfen Blumen

und Kränze ins Grab, jeder Einzelne aus der Gemeinde sprach noch ein Wort des Danks hinab, die Kinder sangen mit ihren Lehrern das Lied: „Auferstehen, ja Auferstehen," und dann erfolgte ein leises Gebet von Allen, und der Zug bewegte sich zurück in die Kirche, wo der Dekan eine große lobende, und daher nicht im Sinne des Verstorbenen eine ermahnende, erbauliche Predigt hielt.

Wir machten Abends noch einen Spaziergang in ein einsames Thal, Jeder fühlte es dem Andern an, daß er gerne allein seyn möchte und daher sprachen wir wenig. Als wir nach Haus kamen, gesellte sich unser Wirth zu uns, welcher uns über den General nähere Auskunft ertheilte. Er sagte, daß dieser ein böser, stolzer Herr gewesen sey, aber der selige Herr Pfarrer habe ihn so zu fassen gewußt, daß er sich ganz geändert habe und nun der Wohlthäter der Umgegend geworden sey. Ein Theil seiner Familie lebe Winters in der Residenz, er aber bleibe mit einer alten Schwester, die auch seines Sinnes seye, auf dem Schloß, und diese Leute führen ein sehr gottseliges Leben; den Herrn Pfarrer werden sie aber schmerzlich vermissen, der alte Kammerdiener sey gestern da gewesen und habe gesagt, das gnädige Fräulein seye aus Alteration über den Tod des Herrn Pfarrers erkrankt. Auch beklagte dieser, daß die schönen Orden seines gnädigen Herrn in die Erde verscharrt werden sollen, einige davon habe er jedoch aufbewahren dürfen, weil diese nach dem Tod des Generals wieder dahin abgegeben werden müssen, woher sie gekommen seyen. Der gnädige Herr habe Alles auf seine Orden gehalten und sie oft mit dem größten Wohlgefallen betrachtet und erzählt, bei welchen Veranlassungen er sie bekommen, und jetzt gebe er sie so dahin, daran

sey gewiß auch der Herr Pfarrer schuld u. s. w. Es lüstete uns, den General und seine Schwester besser kennen zu lernen; ich fragte nach dem Namen des Generals und er führte zu meinem großen Schrecken den Familiennamen meiner Mutter. „Ach, wenn ich meines Großvaters Bruder, der mit meiner Großmutter und Mutter sehr zerfallen ist, weil meine Mutter einen bürgerlichen Mann heirathete, hier fände! Wenn ich ihm den unwürdigen Sohn seiner trefflichen Nichte in mir selbst vorstellen müßte! Nein, dieß darf, dieß kann nicht seyn," sagte ich zu Theobald, der mir zu beweisen suchte, daß nun der alte hochmüthige General nicht mehr in seinem Ahnensaal sitze, daß er jenen mit seinen Orden ausgezogen habe, und nun als Christ mitten in der Gemeinde des seligen Pfarrers stehe. Wer könnte Theobalds liebevoller Rede widerstehen? wir überlegten nur noch, ob es rathsam sey, mich zu erkennen zu geben und mein Unglück zu erzählen, und dießmal machte Theobald den Vorschlag, er wolle vorerst den General allein besuchen. Des folgenden Tags begleitete ich ihn bis an den Fuß des Berges, auf welchem das Schloß steht. Ich machte mich schnell aus dem Staub, da ich den General auf einem Balkon bemerkte, und schlich, von wehmüthigen Erinnerungen begleitet, ins Dorf zurück.

Theobald blieb ungewöhnlich lange aus, ich gieng ihm zwei, dreimal entgegen und er kam immer noch nicht. Endlich brachte ein Diener folgende Zeilen: „Der General ist wirklich der Bruder Deines verstorbenen Großvaters, aber nicht der alte, sondern der neue Mensch. Er kann es kaum erwarten, bis er Dich sieht. Wir müssen, so lang wir noch in der Gegend seyn werden, bei ihm wohnen. Gieb dem Ueberbringer unsere Effekten mit,

belohne den Wirth und glaube an die Führung Gottes im Großen wie im Kleinen. Theobald."

Ich that, wie Theobald wollte, und nahm mit klopfendem Herzen den Weg unter die Füße. Der Oheim meiner Mutter empfieng mich mit offenen Armen, so wie auch die alte Tante, welche sich von der Alteration wieder etwas erholt hatte. „Fasse Muth, lieber Neffe!" sagte der Oheim, „Dein Freund hat mir Dein Schicksal erzählt, Deine zarte Mutter dauert mich sehr, aber der Christ überwindet Alles. Du kannst nun freilich so bald nicht in Dein Vaterland zurück. Diene nur dem Herrn mit rechtschaffenem Herzen, dann wird es Dir wohl gehen. Der selige Pfarrer hat mir noch von Deinem wackern Freund gesagt, daher war mir dieser auch so willkommen, und daß Du zu mir kommst ist kein Zufall, sondern Gottes Schickung, ich habe Dir zu vergelten, was ich an Deiner frommen Mutter verschuldete." — Ich war tief gerührt und werde die Tage, welche ich auf dem Schlosse des Oheims zubrachte, nie vergessen. Es war dem alten Soldaten mit seinem Christenthum ein rechter Ernst. Da seine zweite Frau und seine Kinder sehr weltlich gesinnt waren, hatte er viel Kummer, der ihn vielleicht unter jenes Kreuz führte, das Heil und Frieden bringt.

Auch die alte Tante war eine liebevolle Seele. Ich mußte ihr viel von meinen Eltern, meiner Schwester und meinen ganzen Lebenslauf erzählen. Auf dem Schloß schrieb ich das erstemal nach meinem Unglück meinen Eltern und bat um eine Antwort, welche ich aber nicht erhielt, und den Grund des Schweigens konnte ich auch nie erfahren, vielleicht sie haben den Brief nicht erhalten, denn daß sie mir verziehen haben, glaube ich ganz gewiß. Wir

waren sechs Wochen bei dem Oheim, als endlich Briefe aus Petersburg von Theobalds Mutter und seinem Oheim ankamen, welche mir eine Heimath dort zusicherten.

Wir hatten uns auf dem Schloß nützlich beschäftigt und unsere Studien fortgesetzt. Der Oheim war sehr wohl mit uns zufrieden und gab uns seinen Segen. Die Tante stattete mich wie einen Prinzen aus und der Oheim gab mir bedeutende Wechsel mit. Der Abschied fiel mir sehr schwer. Das theure Bild meiner Mutter schwebte mir in den letzten Tagen beständig vor und wären mir ihre Verwandten nicht als fromme Menschen lieb geworden, so hätten mich die Bande des Blutes doch nicht kalt gelassen; so aber waren sie mir doppelt lieb und die Trennung von ihnen schmerzte mich tief. Wir reisten so schnell als möglich, weil sich Theobald nach der Heimath sehnte und mir ja ohnehin schon zu viel Zeit und noch mehr als diese geopfert hatte. Auf der Reise beschäftigte ich mich noch angestrengter als zuvor damit, die russische Sprache zu lernen, es war mir eine große Angelegenheit, in meinen neuen Verhältnissen Niemand lästig zu werden und meinen Theobald nicht immer in Anspruch nehmen zu müssen, was, wenn ich mich nicht selbst verständlich machen konnte, nöthig gewesen wäre.

Die Reise wurde glücklich vollendet, und wir dankten Gott, daß uns kein Unfall begegnete. Daß ich mich, wo mir Alles neu und fremd war, nicht bald heimisch fühlen konnte, ist natürlich, ob mich gleich die Mutter Theobalds wie einen Sohn aufnahm und behandelte. Schon ihr erster Gruß in meiner Muttersprache that mir innig wohl. Indessen war im Hause ein hoher Ton und die feinen Formen genierten mich etwas, bis ich mich daran gewöhnt

hatte. Erst jetzt war es mir ein Wunder Gottes, daß mein Theobald sich den christlichen Sinn so bewahrt hatte, denn seine Mutter war zwar eine tugendhafte, aber doch keine fromme Frau und die große Welt galt ihr viel. Ich fragte ihn deßhalb und er sagte mir, sein Hofmeister, von welchem er immer mit großer Liebe und Achtung sprach, habe den guten Samen in ihn gelegt und gepflanzt und Gott habe das Gedeihen gegeben, daß ihn kein Feind mehr ausrotten könne. Dieser Hofmeister sey von seinem sechsten bis in sein siebenzehntes Jahr nicht von seiner Seite gekommen und nur der Tod habe ihn von ihm trennen können, und er glaube, daß er ihn noch immer als Schutzgeist begleite.

So ist es denn der Segen der Erziehung, welcher auf Theobald ruht! Hatte ich diesen nicht auch in vollem Maße gefühlt? und dennoch von mir gewiesen? Ach Gott, dieß verlorene Gut kannst selbst Du nicht mehr zurückgeben! Die Zeit der Aussaat kehrt nie wieder! Der Boden ist alt und dürre geworden. Diejenigen, welche mit Liebe und Sorgfalt gesät und gepflanzt haben, sind für mich todt. Ich selbst habe sie gemordet. Händeringend wollte ich dem Kampf des Herzens Luft machen und gieng rasch in meinem Zimmer auf und ab, als ich an einen Tisch taumelte, auf welchem die Bibel aufgeschlagen lag. Mein Auge fiel auf die Worte: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen."

Solltest nicht auch du, fragte ich mich, wieder ein Kind werden können? Ich wurde ruhiger und nahm die Bibel, um weiter zu lesen. Christus erschien mir, wie noch nie, im Glanze der vollkommensten Liebe. Ich las unter Anderem die Parabel vom verlorenen Sohne mit

verstärkter Aufmerksamkeit und schlug inniger, als je, an meine Brust mit dem festen Entschluß, umzukehren. Ich schrieb abermals an meine Eltern einen völligen Buß=psalm, schloß aber meinen Brief dem Beamten des Ortes, der ein rechtschaffener, theilnehmender Mann war, ein und bat diesen dringend um Antwort, da mir meine Eltern dieß bis jetzt versagt hätten.

Von Stund an war ich ein anderer Mensch. Die Bibel war der Engel, welcher das heilende Oel in meine Wunde goß, ich las sie mit andern Augen als zuvor, es war mir, als hätte ich sie nie gelesen, so wunderschön fand ich die meisten Stellen. Und Christus, der Heil= und Friedenbringende, gab mir von dem lebendigen Wasser zu trinken, das ins ewige Leben quillt. Ich durfte auch die Wahrheit der Worte: „Es wird mehr Freude im Himmel seyn über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte," fühlen, denn ich war bereits selig im Glauben, Lieben und Hoffen.

Ich war nun wirklich ein Neugeborner und die ersten Stunden, Tage, Monate, waren die glücklichsten meines Lebens. Jetzt erst wußte ich das verlorene und wieder=gefundene Gut recht zu schätzen. Diese Seligkeit dauerte indessen nicht sehr lange, ich wurde, wie es leider unsre Natur mit sich bringt, wieder lauer, nachlässiger in mei=nem Christenthum, und bekam nach und nach wieder ein schuldbeladenes Herz, aber den Christenglauben hat mir Gott bis jetzt erhalten, und diesen lasse ich mir auch nicht wieder nehmen, denn es ist ein jämmerlicher Zustand, wenn das sündenbefleckte Herz keine Heilquelle weiß, oder den Glauben daran verloren hat. Mein Theobald lobte Gott mit mir, und unser Herr, welchem wir gemeinschaftlich

dienen wollten, schlang das Band der Freundschaft immer fester um unsere Herzen.

Wir machten es uns zur Aufgabe, unser Christenthum in keine Form zu pressen, und ihm keine Farbe aufzutragen, wir mußten sehr klug seyn, um in der großen Welt leben und unserem Herrn dabei gewissenhaft dienen zu können. Wir trugen das Heilige nicht da hinein, wo es keine Stätte finden konnte, wir behielten die Perle im stillen Herzen und ließen sie nach Innen glänzen. Aufgefordert, schämten wir uns des Bekenntnisses Jesu Christi nicht, und Theobald wirkte durch seine christlichen Handlungen jedenfalls auf seine Umgebungen sicherer ein, als durch Worte und äußere Dinge hätte geschehen können.

Ich studierte fleißig und gab dem alten Oheim Nachricht von all meinem Treiben. Er unterstützte mich väterlich, und meine äußere Lage war eine fast glänzende. Endlich kam die lang ersehnte Nachricht aus der Heimath, aber ich erschrack, als ich eine fremde Handschrift und fremdes Siegel sah, es war die des Beamten und ein Brief von ihm ohne Inlage. Die erste Seite desselben enthielt die Versicherung der Theilnahme an meinem Schicksal, nicht ohne Hinweisung auf die Noth, welche ich mir selbst zugezogen, sodann sicherte er mir im Auftrag meiner Eltern ihre Verzeihung zu. Ich warf schluchzend den Brief bei Seite und fragte: „Warum denn kein Wort von den Theuren selbst? Ist diese Strafe nicht zu hart? Gott hat mir ja auch vergeben und läßt mich seine Gnade fühlen.“ Theobald nahm den Brief zur Hand, als er weiter gelesen hatte, sagte er: „Deine Eltern haben Dir von Herzen vergeben, aber sie sind nicht in der Lage,

schreiben zu können, sie sind Beide krank." „Gott, krank, so krank, daß sie nicht schreiben können? O wenn sie im Himmel wären, dort könnten sie bessere Nachrichten von mir erhalten!" „Lies selbst," sagte Theobald indem er mir den Brief unter die Augen hielt.

Der Beamte erzählte, daß meine Mutter gleich von der ersten Nachricht an, welche sie von meinem Unglück erhalten, gekränkelt habe und nach einem halben Jahr, jedoch ausgesöhnt mit mir, gestorben, ein Vierteljahr später auch der Vater nach mehreren Schlaganfällen ihr nachgefolgt sey. Er schilderte die ächt christliche Fassung Beider, und sagte, daß ihm mein Vater noch in den letzten Tagen seines Lebens den Auftrag gegeben habe, mir zu schreiben, daß die Mutter zwei beruhigende Briefe von Theobald erhalten, der meinige sie aber nicht mehr am Leben gefunden habe. Sie sey auch rücksichtlich meiner ganz im Frieden entschlafen. Den Schluß seines Briefes will ich wörtlich geben: „Ihre theuren Eltern ruhen neben Ihrer seligen Schwester. Das Andenken derselben wird im Segen bleiben und dieser gewiß auch auf Sie übergehen. Der Verlust dieses treuen Seelsorgers und seiner frommen Gattin ist für die Gemeinde ein unersetzlicher. Aber was wollen wir machen? Gottes Wege sind wunderbar, wir müssen stille halten und hoffen. Noch ist das ganze Dorf in tiefer Trauer, denn das Pfarrhaus, in welchem alle Leidende Trost, alle Bedürftigen Hülfe, alle Kranken Erquickung fanden, steht einsam und verödet, die Liebe, welche dort ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, ist in ihr Vaterland gezogen, aber freilich nicht ohne ihre Denkmale in die Herzen aller Bewohner des Dorfes gegraben zu haben. Es wohnt nun

ein Amtsverweser im stillen Haus, dieser hat eine schwere Aufgabe, die heilige Stätte zu betreten, welche ein so reichbegabter Gottesmann auf eine eigenthümliche Weise geweiht hat, ein Haus zu bewohnen, aus welchem nur Segen strömte. Es ist viel, wenn er nicht entmuthigt wird, eine Stelle zu behaupten, welche er nach Ihrem seligen Vater unmöglich ausfüllen kann."

Wie tief ich durch die Nachricht von dem Tod meiner Eltern bewegt wurde, vermag ich nicht zu schildern, doch war ich nicht so unglücklich, als in jener Zeit, wo ich nicht beten konnte und mich auch von Gott verlassen glaubte. Diese Erfahrung habe ich nun gemacht, daß die Entfernung von Gott nur unglückbringende Folgen haben kann und ohne Ihn kein wahres Heil, kein ächter Frieden zu finden ist.

Ich war zu einer Zeit in Petersburg, wo die politischen Ereignisse Aufsehen erregten. Napoleon schien sich nach und nach zum Welteroberer anschicken zu wollen, was übrigens dem russischen Reich nicht bange machte. Doch rüstet sich der Kluge gegen jeden Feind, sey er klein oder groß. Theobald's Oheim forderte uns auf, die Kriegskunst zu studieren, im Fall es nöthig werden sollte, das Vaterland zu vertheidigen, müßten auch wir zur Fahne schwören. Wir lebten seinem Willen. Im Jahr 1812 hatte, wie bekannt, der Löwe von Frankreich die Frechheit, bis Moskau vorzudringen. Wir müßten keine Männer gewesen seyn, wenn wir nicht mit Lust zu den Waffen gegriffen hätten, und wir haben bis auf diese Stunde unsere Lust noch nicht gebüßt. Für Gott und Vaterland streitet auch Theobald gerne. Ich aber hatte einen innern Kampf zu bestehen, der viel schwerer war,

als jeder äußere mir seyn wird. Der Feldzug führte mich wieder in mein Vaterland. Ich muß gestehen, daß ich hoffte, nicht gerade in diese Gegend zu kommen, welche die schmerzlichsten Erinnerungen in mir hervorrufen würde. Theobald's Oheim wußte meine ganze Geschichte und sagte uns, er vermuthe, daß wir wenigstens in die Nähe der Besitzungen meines Oheims, des alten Generals, kommen würden, und dann dürfen wir wo möglich diesen besuchen, was ein Lichtpunkt für uns Beide war.

Ich hatte in Petersburg viel Liebe empfangen und der Abschied konnte mir daher nicht leicht werden, doch von der Begeisterung getragen, wurde es auch Theobald's Mutter weniger schwer, uns aus einem genußreichen Leben zu entlassen, um ein sturm- und kampfbewegtes, in welchem wir nicht nur die gewohnten Bequemlichkeiten entbehren, sondern auch Noth und Tod ausgesetzt sind, zu betreten.

Theobald's Mutter war, wie schon gesagt, eine Deutsche, und es freute sie sehr, daß sich Rußland mit Deutschland gegen Frankreich alliirte. Sie haßte die Franzosen. Als wir uns ihr in unserer Uniform zeigten, sagte sie mit funkelnden Augen: „Ich bin stolz auf euch, meine Söhne — ihr vertheidigt mein und euer Vaterland! Nie hatte der Name Vaterland so süßen Klang für mich, wie gegenwärtig. Es ist eine Schmach, daß die Franzosen, dieses unbeständige Völklein, sich ehrenfester Völker bemächtigen wollen. Helfet dazu mit all euren Kräften, daß sein Stolz gebrochen und es auf lange gedemüthigt werde." Diese Sprache führten in Petersburg alle Frauen von Geist, und sie haben zu der Begeisterung der Krieger nicht wenig beigetragen. Das darf ich nun

doch mit Freude sagen, daß unsere Begeisterung eine andere, eine bessere war. Wir nährten sie im Aufblick zu dem gerechten Richter, aber auch zu dem barmherzigen Vater, unter dessen Schutz wir fechten wollten und noch fechten wollen — denn die heißen Kämpfe erwarten uns erst. Wenn Gott mit unserer Fahne ist, fürchten wir keine Gefahr.

Wir machten uns marschfertig und Theobald's begeisterte Mutter vergoß keine Thräne. Auch im Hause des Oheims, unseres Generals, der Frau und Kinder hat, war es eher ein froher, als ein schmerzlicher Abschied.

Der Generalstab, welchem wir zugetheilt waren, hatte schöne Musik; der Oheim, welcher bei seinen nicht christlichen Ansichten, dennoch viel Liebe für uns hat, erfreute uns mehr als gewöhnlich mit Musik, welche wirklich zu unserer täglichen Erheiterung viel beigetragen hat und noch immer dasselbe thut. Bei diesem Manne unterscheiden sich die beiden Naturen, welche der Mensch in sich trägt, auffallender, als ich begreifen kann. Die Gegensätze, welche sich in ihm berühren, fand ich noch in keinem Menschen aufgestellt, ob ich gleich meine eigenen mit sich streitenden Naturen schmerzlich fühle; so etwas, wie bei meinem General, war mir doch fremd. Dennoch müssen wir ihn lieben, und er verdient es auch. Nur christliche Grundsätze könnten diesen harten Edelstein schleifen, aber diese stehen ihm leider ferne. Wir waren sehr begierig, welchen Eindruck meiner Mutter Oheim, zu dem wir zu kommen hofften, auf ihn machen würde.

Bis auf sechs Stunden kamen wir in die Nähe von der Besitzung meines alten Oheims und des Dorfes, wo wir jenen frommen Geistlichen fanden, der unserem

Andenken ewig theuer bleiben wird. Diese Entfernung war für uns Russen, die wir ausgezeichnet gute Pferde haben, eine kleine. Aber die beiden Oheime hätten wir ebenso gerne mit einander bekannt gemacht und der General wollte seinen Posten nicht verlassen, an Ort und Stelle aber gewahrten wir zu unserem Vergnügen, daß in der nächsten Gegend für den Generalstab kein taugliches Quartier zu finden war, und nun konnten wir mit gutem Gewissen diese Détour machen. Wir machten uns den Spaß, dem Oheim das Quartier für den General und seine zwei Adjudanten ansagen zu lassen, was er, wie wir voraussehen konnten, verweigerte. Die Zugbrücke am Schloß war aufgezogen und die eisernen Gitterthore fest verschlossen, als wir uns der lieben zweiten Heimath näherten, wir mußten daher ins Dorf zurückkehren, wo ein Theil unserer Mannschaft bereits untergebracht war. Unser Wirth erkannte uns nicht mehr. Es ist um die Freude des Wiedersehens ein ganz eigenes Gefühl. Auch unbedeutende Menschen, welche wir zu einer schönen oder ernsten Zeit unseres Lebens kennen lernten, werden uns durch die Trennung von ihnen werther, und wenn wir sie wieder finden, geht uns das Herz auf, und auch des Kriegers Auge schämt sich nicht, wenn es die Rührung befeuchtet. Der General beobachtete uns in einiger Entfernung, als Theobald den geschäftigen Wirth in eine Ecke des Zimmers rief, ihm die Hand reichte und sagte: „Sehen Sie mich einmal recht an, ob ich ein böser Russe oder ein alter Bekannter bin.“ „Katharine, um Gottes Willen! der Herr Theobald, der liebe Herr Theobald ist da!“ rief der Wirth seiner Frau zu. Dann stellte auch ich meinen Mann. „Auch der Herr Ernst!“ ertönte das

Freudengeschrei, und Kinder und Dienerschaft eilten herbei und hatten ihre Herzensfreude. „Gelobt sey Gott, dem ganzen Dorf ist geholfen, durch diese Herrn Russen!" sagte der Bürgermeister, welcher mit dem General sprechen wollte und einen ungemeinen Respekt vor den Russen hatte, und fast, wie jene zarte Frau Pfarrerin, in Ohnmacht gesunken wäre, beim Glanze der russischen Sterne.

„Aber nur stille," sagte ich, „daß mein Oheim nichts von mir erfährt, bis ich selbst zu ihm komme, ich will auch dort die Freude der Ueberraschung haben." Und gewiß, ich bedurfte dieser Freude als Stärkung für die ernste Scene, welche in meinem Geburtsort auf mich wartete, denn es ahnete mir, daß wir gerade dorthin ziehen würden.

Der General schrieb meinem alten Oheim in französischer Sprache, trotz des Hasses, welche er auch auf diese geworfen hatte, ein sehr artiges Billet, und bat, einen kurzen Besuch von ihm und seinen zwei Adjutanten annehmen zu wollen. Es erfolgte bald eine sehr freundliche Antwort und wir machten uns auf den Weg. Die Zugbrücke war herabgelassen, die Pforten geöffnet und Alles in den alten Friedensstand versetzt. Auch mein Oheim erkannte uns nicht mehr, und die Tante war nicht sichtbar. Der General entschuldigte sich auf eine feine Art, ihn durch die voreilige Ankündigung des Quartiers in Schrecken gesetzt zu haben, und beide Männer unterhielten sich trefflich. Indessen sagte ich zum Kammerdiener, der ein alter Franzose war, ich hätte eine kleine Bitte an die Dame des Hauses; ob sie nicht einen Augenblick zu sprechen wäre? Der Kammerdiener fragte den Oheim, ob er diesen Herrn in das Besuchzimmer des

gnädigen Fräuleins führen dürfe? „Nein, nein," erwiederte der Oheim, „meine Schwester soll sogleich ohne Furcht kommen." Mein Blick war an die Thüre geheftet, durch welche die Tante mit zurückgehaltenem Zittern und gezwungener Würde eintrat. Ich sagte ihr in französischer Sprache, ich setzte bei den Damen so viel Herzensgüte voraus, daß sie große Bitten, nicht nur kleine, gerne gewähren, ich aber hätte nur eine kleine. Ich bedürfe zu einer zwar unbedeutenden Wunde für einen meiner Leute etwas feine Leinwand, wie sie im Dorf nicht zu bekommen sey, sie möchte mir ein Stückchen schenken. Meine Tante blickte mich freundlich an, trat mir etwas näher, maß mich von Kopf bis zu Füßen, und ich konnte nicht mehr stille halten, ich drückte sie an mein Herz und sagte: „Ich heiße Ernst D." Mein Oheim riß mich aus ihren Armen und drückte mich in die seinigen. Ach, und wer könnte hier Worte finden?! Die alten Leute weinten wie die Kinder und sogar mein General wurde weich. Theobald wurde, wie ich, geküßt und geherzt, und die Freude des Wiedersehens wollte kein Ende nehmen. Unser Gepäck wurde wie vor mehreren Jahren, da ich in das stille Dorf verschlagen wurde und dort meinen Friedensengel, den frommen Geistlichen, fand, sogleich abgeholt. Die Tante war mit der ganzen Dienerschaft beschäftigt, uns die besten Zimmer aufs Angenehmste einzurichten. Es herrschte eine ungewöhnlich liebliche Fröhlichkeit in unserem kleinen Kreis. Der General hatte sich über mein Wohlverhalten, meinen Muth und die strenge Pflichterfüllung gegen den alten Oheim und die Tante sehr günstig ausgesprochen, was Beiden große Freude machte. Bei dieser Gelegenheit fand sich der alte Oheim veranlaßt,

über die Wirkungen des Christenglaubens zu sprechen. „Wenn dieser im Herzen lebendig ist," sagte er begeistert, „giebt sich die Tugend von selbst. Der Christ ist der glücklichste Mensch von der Welt, weil er keine Ansprüche an diese macht, und alle seine Renten vom Himmel bezieht." „Dabei mag aber manchem Christen der Magen zu enge werden," sagte der General. „Wenn auch," erwiederte der Oheim, „das Herz kann doch selig seyn (aber es ist nicht); wer im Glauben lebt, hat auch keinen leiblichen Mangel. Wo kein Brod ist, fehlt gewöhnlich der ächte Glaube." Theobald suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken, denn er fürchtete seines Oheims Spott. — Dieser erklärte ihm aber noch zu seiner großen Freude, daß er unter dem friedlichen Dach des sehr verständigen, muthvollen, alten Kriegers beinahe Lust bekommen hätte, ein Christ zu werden. Der Alte war bei seiner Frömmigkeit so heitern Gemüths und stimmte selbst junge Leute zur Fröhlichkeit. Seine zweite Frau starb vor Jahr und Tag als eine zum Christenthum Bekehrte, und seine verheiratheten Kinder, — ledige hatte er keine mehr, — neigten sich auch zum Bessern. So hatte Gott seinen einzigen Kummer in Freude verwandelt, und er lebt nun in einer beständigen Lobpreisung Gottes, denn auch seine Heiterkeit ist von der Art, daß sie nur aus jener hervorgehen kann.

Die einzige Störung der glücklichen Stunden war der Gedanke an die baldige Trennung, denn wir hatten eben zwei Rasttage, der General hatte zuvor größere Märsche machen lassen, um einen Ruhetag weiter herauszuschlagen, sonst wäre uns nur ein einziger geworden.

Wir verabschiedeten uns des Nachts vor Schlafengehen, denn Morgens fünf Uhr sollten wir aufbrechen.

Die Abschiedsmusik ertönte, und es war ein Choral; ob gleich die russischen Choräle nicht wie die unserigen tönen, so erkannte man denn doch den Kirchenstyl, und ich wußte gar nicht, daß unsere Leute diesen eingeübt hatten. Diese Aufmerksamkeit des Generals für meinen alten Oheim rührte mich tief. Als wir auf die Hausflur kamen, standen Oheim und Tante an der Treppe und segneten noch einmal unsern Abschied. Ich fühlte mich wahrhaft gestärkt, die Gräber der Meinigen besuchen zu können. Ob ich gleich meine Jugendsünden nicht vergessen konnte, und sie nie vergessen werde, so hatte ich doch das Bewußtseyn, daß Gott wieder mit mir sey.

Ich fand nun auf der Karte, daß wir der Gegend meiner Kindheit unvermeidlich nahe kommen müssen. Nicht zögernd, wie ich dachte, gieng ich über die Grenze, und setzte den Fuß auf die mir heilige Erde des Vaterlandes.

Ein Blick aus der Tiefe nach Oben machte immer Alles wieder gut, wenn mich die alte Wehmuth übermannen wollte. Noch ein Tag und wir waren in der Nähe meines Geburtsortes, wo der General sein Quartier aufschlagen wollte. Wir langten in der Nacht dort an. Der General wurde in den Gasthof einquartiert, ich blieb in der ersten Nacht mit Theobald auch in demselben. Alles, was ich bis jetzt gewahrte, war verändert, wie ich selbst. Auch meine Altersgenossen konnten mich unmöglich erkennen, meine Sprache, meine Gestalt waren der Heimath entfremdet, und ich war fest entschlossen, mich nicht erkennen zu lassen, was mir nicht schwer wurde. Aber dem Pfarrer ließ ich mich ins Quartier ansagen, da Theobald bei dem General blieb, und der Wirth an diesen Beiden genug hatte. Ich wollte meine Wiege, wenn

auch mit tiefem Schmerz, wieder sehen und den Pfarrer kennen lernen.

Nahe am Dorfe befindet sich auf einem Berge eine Ruine, welche ich als Knabe öfters besuchte, dorthin gieng ich nun mit Tagesanbruch, als der General und Theobald noch schliefen, meine Gefühle die ich dort empfand, schrieb ich nieder, wie folgt:

„Wie fremd in euch, ihr stummen Räume,
Wo einst der Knabe froh geschweift,
Geträumt der Jüngling seine Träume,
Wie fremd im Schatten dieser Bäume
Tret ich herein, zum Mann gereift.

Da ragt die Burg, auf deren Zinnen
Ich oft im Schau'n versunken stand;
In deren mächt'gem Dunkel innen
Mein Geist, erregt zu kühnem Sinnen,
In ritterliche Zeit entschwand.

Noch blicken aus des Epheu's Schlingen
Am Thurm die alten Bilder für;
Doch, die getönt mit leisem Klingen,
Wenn sie geregt der Lüfte Schwingen,
Die Harfen stehen nicht mehr hier.

Dort unten trägt im alten Kleide
Die Insel noch ihr einsam Dach;
Gegürtet mit der Trauerweide
Beut sie dem Ernst, beut sie dem Leide
Ihr abgeschiedenes Gemach.

Wie einst dort trauren die Ruinen,
Umgeben von dem frischen Grün;
Der Rosenhügel über ihnen
Erglüht vom Abendstrahl beschienen,
Doch keine Rosen seh ich blühn.

Ach sieh! Was schimmert dort im Weiten
Aus vielen mir bekannt heraus?
Du klopfend Herz, eilst, es zu deuten;
O ihr entschwund'nen schönen Zeiten!
O meiner Kindheit fröhlich Haus!

Die Fensterflügel sind gespalten,
Die Räume sind's, der alte Ort;
Doch nicht, die ihn beseelt, die alten,
Ehrwürdig leuchtenden Gestalten
Begegnen meinem Auge dort.

Ein andres Haus mit lichten Hallen
Hat ihnen aufgethan die Thür.
Dahin wird auch das Loos mir fallen;
Darfst du zu jener Pforte wallen,
Sey immer, Herz! ein Fremdling hier!"

Als ich zurückgekehrt war, wanderte ich ins Pfarrhaus, und wurde dort sehr artig aufgenommen. Ich verläugnete meine Muttersprache und redete den Pfarrer französisch an, und so konnte die Unterhaltung nothdürftig geführt werden. Man hatte dem neuen Pfarrer das Haus beinahe ganz neu erbaut, und die Spuren meiner Kinderzeit waren nicht mehr aufzufinden. Aber gerade das Aufsuchen derselben hätte mich beinahe verrathen. Der Pfarrer fragte mich öfter, ob mir etwas fehle? ob ich etwas wünsche? u. s. w. Im nahen Garten suchte ich das Plätzchen, wo einst meiner unvergeßlichen Schwester Blumenbeetchen war. Kurz, ich fühlte, daß ich hier nicht bleiben konnte, ich sagte dieß dem General, und er nahm mich noch zu derselben Stunde zu sich, unter dem Vorwand gegenüber dem Pfarrer, daß ich ihm unentbehrlich sey. Wir hatten aber nur einen Rasttag und setzten den Marsch fort, bis ich nach wenigen Tagen mit meinem General, Theobald und noch mehreren Offizieren im Pfarrhaus in H. ankam.

Neuntes Kapitel.

Simanowiz Tod. Marie, der Lohn der Unschuld.

Ludovike freute sich über die Mittheilung der Erzählung von ihrer Pflegtochter, und schrieb ihr mehrere Briefe darüber, welche leider verloren gegangen sind.

Wir wissen nun aus ihren spätern Jahren bis zu dem Tode ihres Mannes keine besondern Ereignisse zu berichten. Sie pflegte diesen mit unbeschreiblicher Aufopferung bis zum letzten Hauch, und seine Augen ruhten voll dankbarer Liebe auf ihr, bis sie gebrochen waren. Als der geliebte Todte zur Ruhe gebracht war, gieng sie mit ihrer Schwester, welche ihr an dem Sterbebette ihres Mannes zur Seite stand, nach Erdmannhausen, um sich bei den Geschwistern im heimlichen Pfarrhaus, wo sie früher ihre schönsten Stunden fand, zu erholen. Aber gerade hier stimmte sie die Erinnerung noch wehmüthiger. Sie schildert ihre Stimmung in einem Brief an Regine Boßler, welchen wir im Anhang mittheilen werden.

Bei dem Verlust eines geliebten Angehörigen, in welchem wir gelebt und gewurzelt haben, wurde ja doch ein Theil unseres Selbst mit zu Grabe getragen. Auch der Christ, welcher die haltbarsten Trostgründe hat, braucht eine gewisse Zeit, bis die Wunde heilt. Alles, was uns zuvor so freundlich angesprochen hat, scheint mit einem

Trauerflor behangen zu seyn. Des Himmels Blau, der Glanz der Sonne, die Pracht der Sterne, welche uns mit Begeisterung erfüllten und aufwärts zogen, stimmen uns jetzt nur noch wehmüthiger. Wir gehen an Blumen und Blüthen gleichgültig vorüber, oder wenn wir sie auch betrachten, erinnern sie uns nur an die Vergänglichkeit irdischer Schönheit und unsere Thränen fließen häufiger, kurz wir sind in der ersten Schmerzenszeit undankbare Geschöpfe. Statt daß wir die freundlichen Sonnenstrahlen als Blicke aus der Ewigkeit begrüßen, und in der Sterne Glanz und der Blumen Pracht die ewige Liebe erkennen, beachten wir die herrlichen Gottesgaben nicht einmal und hängen unserem Schmerz nicht selten auf eine Weise nach, die uns mehr niederzieht, als erhebt. Leiden, welche Gott auflegt, sind gewiß der Weg zu einer Seligkeit, die wir ohne sie nicht erreichen könnten, und daher sollten wir diesen auch dankbar betreten. Aber wir treffen in Freude und Schmerz so selten das Rechte, wir verlieren Zweck und Ziel so leicht aus den Augen; würden wir an diesen fest halten, so könnten wir unter allen Umständen unsern Pilgerlauf getrost fortsetzen.

Ludovikens Geschwister und Freunde freuten sich innig, ihren Umgang nun ungestört genießen zu können, und bei ihrer guten Gesundheit hoffte man, sie werde ein sehr hohes Alter erreichen, besonders da sie nun auch an ihre eigene Pflege denken konnte, was sie jedoch gänzlich vergessen zu haben schien. Regine Voßler, welche ihr Inneres durchschaute, wußte wohl, daß sie die Gewohnheit, sich selbst zu vergessen, nicht ablegen würde, und bat sie daher, eine kurze Bittschrift um eine Pension an den König zu verfassen, und diese ihr zur Besorgung zuzu-

schicken. Ludovike wollte es nicht thun, weil sie wenig Bedürfnisse hatte, und mit ihrem Einkommen zu reichen glaubte; Regine bestand aber auf ihrer Bitte, und es wurde gewährt, was sie wünschte, und Ludovike war sehr gerührt von Reginens Sorge und Treue. Regine hatte auch den Wunsch, mit Ludoviken zusammen zu leben, aber Ludovike schien doch, bei aller Liebe zu ihr, die Ueberzeugung zu haben, daß Reginen gerade diejenigen Tugenden fehlten, welche Bedingungen eines friedlichen Zusammenwohnens sind. Ludovike war und blieb ein Kind des Friedens. Sie klagte darüber, daß Christophine nicht mehr im Vaterland wohne, mit dieser hätte sie wohl gerne die letzten Stunden ihres Lebens getheilt. In Ludwigsburg aber wollte sie sterben, sonst hätte sie gewiß ihr Leben bei den Geschwistern im freundlichen Pfarrhaus beschlossen. Sie führte nun vollends ein ausgebildetes Stillleben. Eine Offizierswittwe, welche es als eine große Ehre schätzte, manchmal in Ludovikens Umgang leben zu dürfen, begleitete sie auf ihren Spaziergängen. Von dieser Frau sagte sie: „Die Majorin ist eine gute, kindliche Seele, die mich nie stört in meinen Gefühlen, sie schwatzt mir nichts vor, sie läßt mich ganz gehen, und wenn ich sprechen will, finde ich immer freundliches Gehör. Mehr wünsche ich nicht. Eine geistreiche Unterhaltung würde mich zu sehr in Anspruch nehmen, und ich hänge so gern meinen Empfindungen nach, und denke so gern an Jenseits. Ich bin der Vergänglichkeit alles Irdischen so nahe gerückt, ich will mich ganz an dasjenige halten, was bleibt."

Unter geistreichen Unterhaltungen verstand hier Ludovike wahrscheinlich eine solche, wie sie in der großen Welt

manche pflegen müßte. Diese bestehen gewöhnlich aus scharfsinniger Kritik über ausgezeichnete Menschen, ihre Kenntnisse und Verhältnisse, über Lektüre, Kunst im Einzelnen und Allgemeinen u. s. w., auch muß dem Witz Zutritt gestattet werden. Der Geschmack wird in solchen Gesellschaften gebildet, und es ist keiner Seele zu verargen, wenn sie solche gerne besucht. Aber dennoch kommt eine Zeit, wo uns auch diese geistigen Genüsse nicht mehr genügen, wo wir alles Dasjenige nicht mehr lieben, was uns nicht Gelegenheit verschafft, Ausbeute für die Ewigkeit zu machen, ob es gleich auch in weltlichen Gesellschaften möglich ist, veredelnd einzuwirken und Gewinn fürs eigene Herz daraus zu ziehen, nur geschieht dieß eben selten, und wir dürfen nicht darauf rechnen, weltliche Gesellschaften sind nicht der Weg dazu, und so ist es ganz natürlich, daß wir sie in spätern Jahren nicht mehr suchen, nicht weil wir altersschwach oder stumpf geworden sind, sondern weil uns die Glanzseite davon verschwunden ist, und wir erkannt haben, was bleibt. Auch sagen sich die Menschen in jenem gesellschaftlichen Verkehr, welchen wir bezeichneten, gar viel Schmeichelhaftes, zu welchem man in reifern Jahren nicht mehr aufgelegt ist. Auf das Feld der sogenannten Complimenten dürfen wir uns nicht begeben, dieß würde zu weit führen, es ist angenommen, daß die Unwahrheit hier zu Haus ist. Doch möchten wir unseren Leserinnen rathen, auch in Artigkeitsformen die Wahrheit nicht zu verletzen. Es giebt eine liebliche einfache Höflichkeit, welche dem menschenliebenden Herzen Bedürfniß ist, und den wohlthuenden Eindruck um so weniger verfehlt, weil sie wahr ist.

Manchen Menschen sind leere Höflichkeitsbezeugungen

und Schmeicheleien so zur Gewohnheit geworden, daß sie nicht mehr wissen, was sie sprechen. So erzählte uns erst vor wenigen Tagen eine junge Dame, daß ihr Vater einen Herrn NN. in das Kinderzimmer geführt habe, um ihm sein jüngstes Kind zu zeigen, Herr NN. habe sich der kleinen Bettstelle genähert, sich zu derselben niedergebückt und ausgerufen: Welch wunderschönes Kind, ganz das Ebenbild seiner Mutter! als der Vater näher getreten seye, habe er kein Kind sehen können, weil es die Mutter im Nebenzimmer in ihr Bett genommen, wovon Herr NN. nichts gewußt habe. Die Verlegenheit des Bewunderers der kleinen unsichtbaren Schönheit war eine gerechte Strafe für ihn, welche wir allen Schmeichlern wünschen. Wenn sie auch nicht gleich erfolgt — so bleibt sie doch selten ganz aus.

Die Wahrhaftigkeit ist eine so einflußreiche, durchgreifende Tugend, daß man nicht ernstlich genug nach ihr streben kann, auch kleine Abweichungen von ihr, die für sich unschuldig scheinen, sind gefährlich. Gewöhnlich wird mit den Selbsttäuschungen, von welchen wohl kein Mensch freizusprechen ist, angefangen, und wer sich hier nicht ernstlich überwacht, besonders mit Gebet, verwickelt nicht nur sich selbst, sondern nach und nach auch Andere in ein Netz der Täuschungen, welches er nicht leicht wieder abzuwerfen vermag. Auch die Nothlüge ist ein elendes, unsicheres Rettungsmittel. Die Wahrheit bleibt die schönste, kräftigste Waffe, welche in jedem Kampf am Ende doch siegen muß, und die gewiß in der Ewigkeit als eine der schönsten Perlen in der Krone der Ueberwinder glänzen wird. Aber auch noch in diesem Leben findet sie nicht selten ihren Lohn. Eine kleine Erzählung, welche wir

hier mittheilen wollen, dürfte vielleicht Zeugniß davon geben. Zwei Freundinnen hatten zwei Schwestern, Töchter einer armen Schullehrers Wittwe, in ihrem Dienst. Eine diente als Köchin, die andere als Kindermädchen. Beide Frauen machten es ihren Dienstmädchen zur Gewissens=aufgabe, nicht nur im Kleinen wie im Großen treu, son=dern hauptsächlich auch offen und wahr zu seyn. Ferner wurde ihnen gesagt, wenn sie etwas Ungeschicktes machen oder etwas zerbrechen u. s. w., sollen sie es nur sogleich freiwillig eingestehen, sie können dadurch allein den Fehler wieder gut machen, und sollen milder behandelt werden, als wenn sie etwas zu verheimlichen suchen. Beide Frauen lebten in eben so häufigem Verkehr mit einander wie ihre Dienstmädchen, und jenen war es Gewissenssache, diese nicht nur für ihre Dienste, sondern fürs Reich Christi heran zu bilden.

Die Köchin zerbrach einmal einen Porzellanteller mit vergoldetem Rand, und weil sie im Sinn hatte, ihn zu ersetzen, verbarg sie die Scherben sorgfältig. Sie blieb nun, wenn sie Einkäufe zu machen hatte, ungewöhnlich lange aus, weil sie einen ähnlichen Teller zu bekommen suchte. Als sie ihre Frau darüber fragte, sagte sie, sie habe sich jedesmal bei ihrer Schwester verspätet, indem sie dieser habe eine Nachricht von Haus bringen müssen und ein andermal Geld für sie auf die Sparkasse be=sorgt habe. Die Lüge war fertig und die Frau schien zufrieden, unterließ aber nicht, der Schwester ihrer Köchin einen Vorwurf darüber zu geben, daß sie diese für An=gelegenheiten, welche sie selbst besorgen könnte, in Anspruch genommen. Die Lüge war nun entdeckt, da das Mäd=chen ihre Schwester seit längerer Zeit nicht gesehen hatte,

und weder von Nachrichten aus der Heimath, noch von Geld, welches sie auf die Sparkasse gegeben haben solle, etwas wußte. Die Frau schärfte zwar ihrer Köchin das Gewissen, so gut sie konnte, und diese versprach auch, den Fehler abzulegen, hatte aber eben doch das Vertrauen, welches ihr früher geschenkt wurde, verloren und die Neigung zum Unwahrseyn zeigte sich auch immer wieder, und war nicht auszurotten, um so weniger, da das arme Mädchen immer gute Gründe für ihre Fehler anzugeben wußte. Einmal wollte sie ihrer Frau den Verdruß ersparen, und dann entwendete sie auch manchmal Kleinigkeiten, um armen Leuten damit wohl zu thun. Sie glaubte das Mehl, Brod, Schmalz u. s. w. sonst erspart zu haben, und daher keine Rechenschaft davon geben zu müssen. Ihre rechtschaffene Frau wollte sie aber eben doch trotz ihren sonstigen guten Eigenschaften: als Geschicklichkeit, Fleiß, Zurückgezogenheit und Reinlichkeit, nicht länger im Dienst behalten, und sie fand in der Folge keine so gute Stelle mehr, verheirathete sich endlich an einen Handwerksmann und hatte mit Nahrungssorgen, Krankheiten und vielen Uebeln zu kämpfen. Dennoch hielt es sehr schwer, bis sie zur Erkenntniß ihrer Fehler kam. Ihre Schwester Marie hatte sich längere Zeit von ihr zurückgezogen, als aber immer mehr Leiden auf sie einstürmten, näherte sie sich ihr wieder und wirkte auch wohlthätig auf ihr inneres Leben ein. Ganz anders verhielt es sich nach Innen und Außen mit Marie, welche wissentlich den Weg der Wahrheit nie verlassen hatte. Schon durch den ersten Beweis ihrer Wahrheitsliebe hatte sie das Herz ihrer Frau ganz gewonnen. Als diese eines Abends ausgegangen war und Marie ein

etwa dreivierteljähriges Kind auf den Tisch setzte, um mit ihm zu spielen, fiel dieses auf den Boden, in dem Augenblick, wo Marie ein Spielzeug, welches das Kind weggeworfen hatte, aufheben wollte. Das Kind fiel auf einen Teppich und wurde daher nicht verletzt, hatte sich auch von dem Schrecken so bald erholt, daß es, als die Mutter nach Haus kam, munter und wohl war. Nicht also aber Marie, diese zitterte immer noch und erzählte ihrer Frau den Vorfall mit einer Selbstanklage, die sie ganz und gar nicht verdiente. Die Frau suchte sie nicht nur zu beruhigen, sondern sagte ihr auch, ihre Aengstlichkeit gehe hier zu weit, sie habe immer nur Beweise von Liebe und Sorgfalt für das Kind gegeben, wenn ihr nun auch einmal etwas Ungeschicktes begegnet sey, so dürfe sie sich deßwegen noch keiner Nachlässigkeit anklagen, der Mensch könne sich und Andere mit dem besten Willen nicht beschützen, und müsse im Gefühl der Abhängigkeit von dem höchsten Schutz bleiben. Ein andermal wurde Marie in den Keller geschickt, um Wein zu holen, sie überfüllte den Krug etwas, und es gieng vielleicht ein Viertelsschoppen verloren, sie sagte auch dieses kleine Versehen sogleich ihrer Herrschaft und bat um Verzeihung. So gab sie hundert Beweise ihrer Treue im Kleinen und doch kam sie einmal in den Fall, von allen Hausgenossen, ihrer Frau ausgenommen, der Untreue beschuldigt zu werden. Sie hatte im Zimmer ihres Herrn einige Geräthschaften zu reinigen, während der Herr auf seinem Schreibtisch Geld zählte; er hatte eben einige Goldstücke ausgesondert, als ein Diener ins Zimmer trat und den Besuch eines hochgestellten Mannes meldete. Der Herr des Hauses schob das herausgezogene Pult schnell zurück

und eilte, ohne es abzuschließen, ins Besuchzimmer. Marie wußte nicht, was ihr Herr auf seinem Pult liegen hatte, sie arbeitete ruhig fort. Als der Herr wieder in sein Zimmer zurückgekommen und das Pult herausgezogen hatte, fehlten die Goldstücke. Der Herr durchsuchte Alles und fand sie nicht. Er fragte Marie: „Ob außer ihr Niemand im Zimmer gewesen sey?" „Kein Mensch," sagte sie unbefangen. „Räthselhaft!" murmelte der Herr, eilte zu seiner Frau und erzählte ihr, was vorgefallen war. „Die Goldstücke haben sich eben irgendwo verschoben," sagte die Frau, gieng in das Zimmer ihres Mannes und durchsuchte alle Papiere, welche auf dem Pult gelegen, fand aber keine Goldstücke. Marie dachte nicht daran, daß man sie einer solchen Untreue beschuldigen könne, und konnte nicht begreifen, warum ihr Herr sie schärfer ins Auge faßte. Die Frau bat ihren Mann um Schonung für Marie, indem sie von ihrer Unschuld überzeugt war, — dennoch wußte die übrige Dienerschaft des Hauses von dem Vorfall und der Neid, welcher gegen den Lieb=ling der Frau schon lange her gern zu Feld gezogen wäre, hatte freies Spiel. Nun mußte die falsche Beschul=digung Marie wehe thun und auch ihrem Ruf schaden, wenn sie auf ihr liegen blieb. Es war ihr längst zum Bedürfniß geworden, sich in all ihren Angelegenheiten an Gott zu wenden, und so that sie es auch hier. Bald durfte sie den Segen des Gebetes in reicher Fülle erfah=ren, denn sie wurde gestärkt im Glauben, Lieben und Hoffen, und konnte ruhig warten, bis es Gott gefiel, ihre Unschuld ans Licht zu bringen, daß dieß geschehen würde, war ihr zu innerer Gewißheit geworden; daher drückte sie das Elend ihrer Schwester weit mehr, als ihr eigenes

Leiden. Schon bei den ersten Fehlern, welche jene beging, versuchte sie alles Mögliche, sie auf den rechten Weg zu bringen, und eiferte bald mit Ernst, bald mit Liebe besonders gegen die eigene Gerechtigkeit, welche keine Selbstkenntniß zuläßt. Aber die Schwester spottete über Mariens Frömmigkeit, und wies damit ihre Ermahnungen auf die wehthuendste Art zurück. Beide Schwestern sahen sich mehrere Jahre nicht, als aber Marie von den manchfachen häuslichen Leiden hörte, besuchte sie sie und unterstützte sie, so viel sie konnte, und fand nun auch das sonst harte Herz etwas weicher und empfänglicher für den guten Samen. Ihr Schwager war ein böser roher Mann, der besonders, wenn er vom Wirthshaus heimkam, gewaltig tobte, und wohl auch Frau und Kinder zuweilen körperlich mißhandelte. Besonders unwillig war er darüber, daß seine Frau, weil sie kränklich war, nicht mehr so viel leisten konnte, wie früher. Diese Rohheit konnte die zartfühlende Marie kaum begreifen, und sie kam oft tief betrübt nach Haus und klagte den Schmerz, welchen sie nicht allein tragen konnte, ihrer guten theilnehmenden Frau, welche ihr auch hier mit Rath und That zur Seite stand.

Sechs Monate waren vorüber und der Verdacht lastete immer noch auf Marien, wäre sie nicht ein so pflichttreues, liebevolles Geschöpf gewesen, so hätte sie unter der Dienerschaft des Hauses nicht mehr leben können; so aber wagte doch Keines derselben, ihr unartig zu begegnen, obgleich sie in der Stille für die Diebin der Goldstücke gehalten wurde. Eines Morgens sagte die Frau zu ihrem Mann: „Mir träumte in der vergangenen Nacht, ich soll die Rückwand deines Pultes wegnehmen

lassen, und kein Mensch kann mich abhalten, dieß sogleich zu thun." Der Herr lachte, und die Frau schickte zum Schreiner. Als die Rückwand weggenommen wurde, fielen die vermißten Goldstücke heraus. Wer war glücklicher als die Frau? In Mariens Augen glänzten Thränen des Dankes, daß die Schuld von ihr genommen wurde. Die Goldstücke waren durch das schnelle Zurückschieben des Pultes zwischen diesen und die Rückwand desselben gefallen. Daß Marie nicht nur von ihrer Herrschaft, sondern auch von Allen, welche sie und die Beschuldigung kannten, nun noch mehr geliebt und geachtet wurde, ist natürlich. Erstere suchte auf alle Art, ihr das Unrecht, welches sie im Hause zu erdulden hatte, zu vergüten. Sie wurde nach und nach zur Erzieherin der Kinder und Freundin der Frau erhoben, letzteres war sie zwar schon länger, doch aus Furcht vor dem Herrn nur in der Stille. Sie wirkte durch ihr Beispiel auf die Kinder bedeutender, als durch die beste wissenschaftliche Bildung hätte geschehen können. Uebrigens blieb sie auch hier nicht zurück. Da sie durch die Außenwelt nie oder selten zerstreut wurde, und Kopf und Herz nicht mit eiteln Dingen angefüllt hatte, war sie immer aufgelegt zum Lernen und Arbeiten, und wußte aus Allem, was sie sah und hörte, Nutzen für Geist und Herz zu ziehen, und machte unglaublich schnelle Fortschritte in den Fächern, welche sie sich als Erzieherin zur Aufgabe machen mußte. Ihr Talent, den Kindern anziehend zu erzählen, war von jeher so groß, daß sich nicht selten das ganze Haus versammelte, um ihr zuzuhören.

Eduard, der einzige Bruder von Mariens Frau, ein unverheiratheter Mann, welcher als Diplomat im

Ausland lebte und gerade seine Schwester besuchte, war zufällig mit seinem Schwager in einem an die Kinderstube anstoßenden Zimmer, als Marie eben erzählte. Eduard hatte ganz und gar nicht im Sinn, sich unter die Zuhörer zu stellen, auch war ihm bis jetzt Marie, ob sie gleich von seiner Schwester mit aller Aufmerksamkeit behandelt wurde, eine gleichgültige Person, besonders, da er sich um die Frauenwelt wenig bekümmerte und vielleicht das weibliche Geschlecht etwas zu nieder stellte. Mariens Stimme tönte wie eine liebliche Melodie herüber, und die Worte mußten um so eher gehört werden, da es so still wie in einer Kirche war. „Sonderbar!" sagte Eduard, „wo und warum sind wir denn in unserem Gespräch stehen geblieben?" „Weil wir zuhören wollten," antwortete der Schwager leise, während Eduard das Ohr schon wieder der Thüre zugewendet hatte. Die Erzählung währte noch lange, Eduard hatte sich ihr immer mehr hingegeben, und wagte kaum noch, zu athmen, als er am Ende derselben wie aus einem Traum auffuhr und sagte: „Ich habe mich als Knabe geschämt, Kindermährchen zu hören, und nun stehe ich als Mann wie eingewurzelt, und höre der Erzählung einer ehmaligen Kindsmagd zu." „Halt," sagte der Schwager, „was Marie war, geht uns nichts an, was sie aber jetzt ist, haben wir so eben theilweise gehört." Hier trat Adelheid, so heißt die Frau des Hauses, welche die Männer beobachtet hatte, näher, und sagte: „Marie muß immer dieselbe edle Perle gewesen seyn, welche sie jetzt ist, nur wurde sie eben, in ihrer Muschel verborgen, nicht erkannt. Die Bildung, welche sie sich selbst zu verschaffen wußte, giebt ihr freilich noch einen höhern Werth. Sie selbst ist sich

ihres wunderbaren Glanzes am wenigsten bewußt. Die meisten Erzählungen, welche ich von ihr hörte, sind von ihr verfaßt, ganz auf die Fassungsgabe ihrer Zöglinge berechnet, aufmunternd für die Uebung jeder kindlichen Tugend, und mit Rücksicht auf die Aufgaben, welche ihnen gerade gegeben wurden. Biblische Geschichte und Lehre treibt sie ihrem Herzen nach am liebsten mit ihnen, aber sie folgt dem Zug desselben nicht blind, dieß Himmelsbrod mußte den Kleinen selbst die liebste Nahrung werden. Nirgends vermeidet sie den Zwang so sorgfältig, als wenn es sich um etwas handelt, das ihr heilig ist, denn noch wußte sie ein religiöses Bedürfniß in den Herzen der Kinder zu wecken, welches ich nicht in ihnen gesucht hätte. Wenn Du, lieber Eduard, Dich herablassen könntest, Marie näher zu beobachten, sie würde Dich vielleicht mit ihrem Geschlecht aussöhnen, wenigstens mit ihrer ganzen Erscheinung beweisen, daß der Schöpfer das Weib eben so wenig vernachlässigte, als den Mann." „Davon," erwiederte Eduard, „hat mich meine Schwester im Einzelnen schon längst überzeugt, aber ich suchte bis jetzt in der weiten Welt vergebens eine Frau, wie sie ist." „Ach, mein Bruder, mache mich doch nicht so entsetzlich schamroth," sagte die bescheidene Schwester. „Die große Welt, in welcher Du lebtest, zeigte Dir freilich auch rücksichtlich der Frauen nur ihre Erzeugnisse. Am häuslichen Heerde, wo die Frauen nicht für die Außenwelt, sondern für ihren eigentlichen Beruf gebildet werden, sind sie zu suchen und zu finden, nicht in glänzenden Gesellschaften."

„Wie ist mir die Kinderstube, in welcher meine Marie mit mir waltet, und auf die Du bis jetzt etwas vornehm herabgesehen hast, so lieb, ich möchte sagen, so heilig

geworden! Mariens frommer Sinn, verbunden mit ihrer Klugheit, haben sie zu einer Werkstätte gemacht, aus welcher mit Gottes Hilfe nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft und taugliche Himmelsbürger hervorgehen sollen, und meine ehemalige Kindsmagd, wie Du Marien zu nennen beliebtest, hat mir ohne ihr Wissen und Wollen Lebensansichten beigebracht, welche mich unabhängig von der Außenwelt machten." „Es ist wahr," sagte Gustav, der Hausherr, der sich an der Bescheidenheit seiner trefflichen Frau ergötzte, „man kann an einer so einfachen Feldblume, welcher Marie gleicht, viel lernen, wenn man ihre stillen Vorzüge so aufzufinden weiß, wie meine Frau. Wer lieber dem süßen Duft des Veilchens und Maiglöckchens als der Farbenpracht üppiger Gartenblumen nachgeht, giebt schon dadurch von seinem eigenen Gemüthsleben und seinem geistigen Bedürfniß Zeugniß. Die Feldblume ist noch ein reines Kind der Natur, erstarkt unter Gottes freiem Himmel und stets der Sonne zugekehrt. Wenn sich das Menschenherz den höhern Einflüssen so öffnete, wie sich die Feldblume der Sonne erschließt, so würde es mehr gesunden und erstarken, als es da der Fall ist, wo man eben für die äußere Welt leben lehrt und leben lernt."

Eduard blieb Abends beim Thee und Marie war auch zugegen, er führte mit ihr über Erziehung folgendes Gespräch:

Eduard: „Ich hörte Ihre Erzählung, welcher Sie eine religiöse Richtung gegeben und bei aller Herablassung zu den Kindern doch von Dingen gesprochen haben, welche jene nicht verstehen können, zufällig mit an, und möchte Sie nun fragen: warum führen Sie die Kinder so bald

auf das Gebiet des Unbegreiflichen und Uebersinnlichen?" Marie: „Was das Uebersinnliche und Unbegreifliche betrifft, so werden wir später mit dem reifsten Verstand um kein Haar fähiger, es zu fassen, und am Ende, wenn wir auf den Höhen alles menschlichen Wissens angelangt sind, können wir trotz diesem das Uebersinnliche so wenig, ja sogar weniger begreifeu, als zuvor, und wir müssen herabsteigen zu dem kindlichen Glauben, welcher uns die Fähigkeit einer innern Anschauung verleiht, was unserem kalten Erdenleben Wärme und Ruhe giebt. Wohl uns, wenn uns der sogenannte gebildete Verstand und das vielseitige Wissen den Rückweg zu dem kindlichen Glauben nicht verbauten. Denken Sie jedoch nicht, daß ich die Wissenschaften gering schätze, nein, ich ehre sie sehr, besonders, wenn sie dasjenige, was das Menschenherz in Noth und Tod halten, ja sogar selig machen kann, nicht rauben, sondern den Verstand so aufhellen und stärken, daß er sich selbst das Gebiet seines Wissens anweisen und begreifen kann, daß es eben nur ein menschlicher Verstand ist, welchem Vieles zu hoch steht." Hier trat das Kindermädchen ins Zimmer und sagte: „Die Kinder wollen nicht schlafen, ehe Fräulein Marie mit ihnen gebetet hat." Marie entfernte sich sogleich, und Eduard fragte seine Schwester etwas spöttisch: ob denn dieß wirklich die stille bescheidene Marie sey, das Veilchen oder Maiglöckchen, das im Verborgenen dufte? „O, diese hat schon mehr gesprochen und gelesen, als Du, und macht gerne den Redner," bemerkte er ferner, „doch fehlt ihr, wie allen Frauen, die Logik. Sie hat meine Frage eigentlich nicht beantwortet, sondern kam sogleich ins Weite und varirte über ihr Thema, jedoch mit einer so frommen

Begeisterung, daß man ihr Aufmerksamkeit schenken mußte, dieß ist nicht zu läugnen." „Ach, mein Bruder," erwiederte die Schwester, ziemlich niedergeschlagen, „Du verkennst Marie ganz. Du hast sie ja zum Sprechen aufgefordert und Deine Frage so gestellt, daß sie weit ausholen mußte. Wäre sie nicht abgerufen worden, sie würde Dir bestimmter geantwortet haben und wird es noch thun. So gern wir Marie auch sprechen hören, da ihre Rede immer nur Ausfluß ihres reichen Geistes und frommen Herzens ist, so spricht sie doch unaufgefordert nie, besonders ist sie in Gesellschaft von Männern ganz stille, und ich muß mich daher selbst wundern, daß sie sich vor Dir sogleich aufgeschlossen hat, was Du schlecht zu schätzen weißt. Marie ist es gerade, durch welche ich Dir beweisen möchte, was das Weib in der Zurückgezogenheit, durch das Christenthum gebildet, vermag. Marie ist freilich von ihrem Schöpfer ganz besonders begünstigt, sie hat die trefflichsten Geistes- und Gemüthsanlagen, welche in seltenem Einklang zu einander stehen. Auch muß ihr Vater als Mensch und als Schullehrer vorzüglich gewesen seyn und frühe wohlthätig auf sie eingewirkt haben. Marie liest natürlich nun auch manches Buch, das nicht gerade eine christliche Richtung hat. Sie las mit uns die deutschen Classiker sehr gerne, doch hält sie nicht Alles, was diese bieten, für gesunde Nahrung, und wird daher, wenn ihre Zöglinge lesefähig geworden sind, eine strenge Auswahl treffen." „Dabei wirst Du doch auch noch eine Stimme haben, Du scheinst Dich ja ganz in Deiner Marie aufzulösen, ich muß Dich bei Deinem Mann verklagen," sagte der Bruder. „Thue das nicht, lieber Bruder," erwiederte die Schwester, „mein Mann glaubt

ohnehin, ich treibe etwas Abgötterei mit Marie; dieß ist aber gewiß nicht also, ich weiß sie nur zu schätzen, weil ich sie genau kenne."

Indessen kam Marie wieder zurück, sie näherte sich Eduard schüchtern und sagte: „Ich bin Ihnen die eigentliche Antwort auf Ihre Frage noch schuldig. Verzeihen Sie, wenn ich auch hier wieder weitläufiger werde, als nöthig wäre. Ich liebe die christliche Religion so sehr, und mein Herz ist so voll davon, daß es nur zu oft überfließen will. Ich fühle wohl, es ist schöner, wenn man sein Heiligthum verschließen kann und das höchste Interesse nicht durch viele Worte verflacht. Aber so wie ich eben nur einige äußere Anregung bekomme, kann ich mich der Mittheilung nicht enthalten."

Eduard: „Wenn es möglich wäre, daß Sie meine Schwester in dieser Stunde, da sie zufällig nicht von meiner Seite gekommen ist, hätte sprechen können, würde ich glauben, sie habe Ihnen gesagt, daß ich Ihre Redekunst bewunderte." Marie: „Redekunst? Wenn es diese wäre, die ich hätte und die ich zeigen wollte, dann verdiente ich die Liebe Ihrer edlen Schwester so wenig, daß ich ihr heute noch aus den Augen gehen würde. Aber auch auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, muß ich wieder auf die Beantwortung Ihrer Frage kommen. Mich dünkt, es handelt sich bei den Kindern, wie bei den Alten in religiöser Hinsicht weniger ums Begreifen, als ums Glauben. Die Liebe zu Gott und die Furcht vor Gott sind auch im zarten Kindesherzen die wirksamsten Triebfedern zum Guten. Die Kinder sind von Natur so liebende Wesen, daß sie wohl mehr lieben können als nur Menschen, besonders wenn ihnen das höchste Wesen als

die schönste Liebe gezeigt wird, was durch die Person Christi am besten geschehen kann. So wie das Kind an ein Auge glaubt, das Alles sieht, an ein Ohr, das Alles hört, erlaubt es sich gewiß weniger verborgene Fehler. Auch ist bei den Kindern, und besonders bei den Mädchen, natürlich das Gefühlsleben vorherrschend; diesem gesunde Nahrung zu geben, halte ich für eine Hauptpflicht. Wo ist eine reinere Quelle zu finden, als in der christlichen Lehre? wo ein herrlicheres Bild für die kindliche Anschauung, als Christus selbst? Unsere Kleinen haben den Herrn so lieb, daß sie ihm noch gerner folgen als mir und ihren Eltern. Dieß scheint Ihnen wohl unnatürlich, aber es ist doch so. Ach, wie glücklich sind diese Kleinen, sie fühlen die göttliche Wahrheit in ihren Herzen und haben genug daran, sie wollen sie nicht begreifen. Und warum sollten denn die Kinder nicht zu ihrem himmlischen Vater und zu seinem Sohne, welche sie so lieb haben, beten dürfen? Ihr Gebet soll freilich kein auswendig gelerntes Geplapper seyn, wenige Worte der Liebe, des Danks und der Bitte um Schutz und Kraft sind genug, und auch das Lallen des Kindes ist gewiß Gott angenehm und ein Anfang dessen, was uns immer inniger mit Gott verbindet. Das Gebet soll nicht Gewohnheit, aber Bedürfniß des Herzens werden. Die Wonne, beten zu dürfen, möchte ich dem kleinsten Kind nicht vorenthalten. Wohl sind die Blicke nach dem blauen Himmel, das holde Lächeln und so manche Bewegung der Unschuld schon Gebete, aber freilich unbewußte. Doch wie früh erkennen die Kinder ihre leiblichen Wohlthäter, sollten ihnen die himmlischen unbekannt bleiben? Könnten Sie unsere Kinder einmal beten sehen und hören, Sie

würden vielleicht selbst die Nähe Gottes fühlen." Eduard: „Glauben Sie, daß ich die Möglichkeit derselben in Zweifel ziehe?" Marie: „Ach nein, ich vertheidigte nur meine Ansicht, die Kinder mit göttlichen Dingen, die sie nicht begreifen können, dennoch bekannt zu machen. Wenn das Herz schon frühe für den göttlichen Samen zubereitet wurde, ist gewiß viel gewonnen." Eduard: „Doch muß die Zeit erst da seyn, in welcher man pflanzen kann, wer zu früh säet, verderbt den Boden damit." Marie: „Ich sprach ja nur zunächst von der Zubereitung desselben, welche nicht früh genug vorgenommen werden kann, aber ich darf auch weiter gehen. Der Samen keimt im zarten Boden leichter, als in starkem, auch können die Sonnenstrahlen hier viel besser eindringen. Pflanzen und Boden erstarken zusammen, schöner als wenn Eines auf das Andere warten muß. Wenn der Boden nicht frühe bebaut und angepflanzt wird, ist er schwerer zu bearbeiten, und nicht selten erstickt unter der harten Scholle das beste Samenkorn. Auch ist später dem Verstand eine unendliche Mühe erspart, wenn schon frühe alles Dasjenige ins Herz gepflanzt wurde und darin wurzelte, was allein Heil und Frieden bringt. Ich meine hier natürlich jenen gesunden Verstand, welcher anerkennen muß, daß der lebendige Glaube der Christen es ist, welcher uns in allen Verhältnissen des Lebens Glück und Segen bringt." Eduard: „Glauben Sie nicht, daß alle Völker ihre Religion für die beste halten und jeder Mensch seines Glaubens leben muß?" Marie: „Ich ehre Alle, die dieß thun, besonders wenn sie keine Gelegenheit hatten, die ächte christliche Religion in ihren Wirkungen kennen zu lernen. Es ist ja doch entschieden, daß die christliche Religion die reinste

Moral lehrt, die menschlichen Bedürfnisse berücksichtigt, die gesellschaftlichen Verhältnisse ehrt und schützt, und da, wo sie treu geübt wird, am meisten Liebe und Frieden bringt. Daher glaube ich auch um so fester an die Weissagung, daß ein Hirte und eine Heerde seyn wird und daß sich alle, alle Wesen unter das sanfte Scepter des Gottes der Christen begeben und sich zu seinem Namen bekennen, und ihn als ihren Erlöser anbeten werden in ewiger Wonne und Seligkeit." Eduard: „Dieß hoffen auch die Türken unter ihrem Propheten zu thun und die Heiden träumen in ihrer Art ebenso herrlich von dem Elysium und bringen ihren Göttern bedeutendere Opfer als die Christen Christus." Marie: „Vergleichen Sie doch die muhamedanische Lehre mit der christlichen, wenn sie irgend einen Vergleich zuläßt. Wie Vieles treibt der Cultus der Türken gegen den gesunden Menschenverstand? Ach, wenn wir nur einen Theil ihrer Mißbräuche ins Auge fassen, wie entwürdigend, wie schauerlich wird das weibliche Geschlecht behandelt? Wie können da Kinder und Nationen menschlich erzogen werden, wo man kein häusliches Glück auch nur von ferne kennt? Wie oft hörte ich schon zu meinem Entsetzen sagen: dieß ist eben Sitte des Orients. Eben im Orient ist ja Christus aufgetreten! Die Sittenreinheit muß überall möglich seyn. Der Mensch kann mit Gottes Hilfe auch Herr des Klima's und uralter Gebräuche werden. Ueber die unglückselige Existenz der Heiden sind Nachrichten genug zu finden, welche das menschliche Gefühl empören und den Hilferuf derselben in jedem bessern Herzen wiedertönen machen. Wer das Glück des Heidenthums preist, kann unmöglich mit seinen Verirrungen bekannt seyn. Ich freue mich unaussprechlich auf jene Zeit, die ich,

wenn auch nicht hier, doch in der Ewigkeit erleben werde, wo erscheinen wird, was noch nicht erschienen ist, die Hütte Gottes unter den Menschen. Die Einheit des Glaubens, das Reich Christi, welches das All umfaßt."

Eduard war in stilles Nachdenken versunken und bemerkte nicht einmal, daß sich Marie entfernte. „Was hältst Du von Marie? lieber Bruder," sagte die Schwester. Eduard: „Daß sie ein wunderbares Mädchen ist, mich aber nicht bezaubern soll." Adelheid: „Von Bezaubern kann hier auch nicht die Rede seyn, es wäre mir sehr leid, wenn nur Mariens Persönlichkeit ihrer Sprache Eingang bei Dir verschaffte, es muß diese selbst seyn in ihrer Wahrhaftigkeit, welche auf das Gemüth wirkt." Eduard: „Es kommt aber doch sehr darauf an, von wem die Wahrheit vorgetragen wird, sie kann, je nachdem ihre Vertreter sind, leicht oder schwer eingehen. Auch wurde, so viel ich mich erinnere, nur von Glaubenssachen und Ansichten gesprochen, Du und Marie haltet die Eurigen für Wahrheit, ich die Meinigen. Weiter aber mag ich mich mit Frauen nicht mehr darüber einlassen. Ich bin kein Ungläubiger, dieß sage ich zu Deiner Beruhigung, aber das viele Sprechen über heilige Dinge liebe ich nicht." Adelheid: „Doch wohl die Einwürfe? Damit bist Du gleich fertig, lieber Bruder." Eduard: „Sonst wären eure Predigten auch gar zu langweilig." Adelheid: „Und doch hörtest Du Marien, zwar freilich zu Deinem Verdruß, mit einer Aufmerksamkeit zu, welche ich in diesem Grad noch nie an Dir bemerkte." Eduard: „Dieß geschah Dir zu lieb." Adelheid: „Plage mich nicht so grausam, wenn ich Deines Herzens Meinung hören will, so mache keinen Scherz daraus." Hier trat Gustav ins

Zimmer und sagte seiner Frau, daß er einen Fremden auf einige Tage eingeladen habe, er hoffe, sie nicht zu geniren, da ihre Küche ja stets gut bestellt sey. Und nun führte er die Hausfrau und Eduard ins Besuchzimmer und stellte ihnen den Fremden als den Hofrath N. vor. Man gieng bald zu Tisch und auch Marie erschien. Der Fremde war nicht nur ein wissenschaftlicher Mann, sondern verband auch mit seiner Gelehrsamkeit Eigenschaften, welche diese sonst nicht im Gefolge führt. Er konnte über das, was er wußte, anziehend sprechen, hatte viel gesellschaftliche Gewandtheit, sprach mit Rücksicht auf die Damen, welche zugegen waren, und suchte sie natürlich auch in das Gespräch zu ziehen, aber Marie blieb stumm wie eine Bildsäule und bat bald um Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Als sie fort war, fragte der Fremde: „Ob es hier nicht Sitte sey, daß die Erzieherin der Kinder an der gesellschaftlichen Unterhaltung Theil nehme.“ „Doch,“ erwiederte Adelheid, „und wenn dieß auch nicht so wäre, Marie ist nicht nur Erzieherin unserer Kinder, sondern auch meine liebste Freundin, aber sie kann eine angeborene Schüchternheit nicht leicht überwinden und macht es sich deßwegen nicht zur Pflicht, jene kräftiger zu bekämpfen, weil sie auf dasjenige, was sie der Unterhaltung zu geben weiß, ganz und gar keinen Werth legt.“ Hofrath: „Mich dünkt, eine Erzieherin sollte doch zu sprechen wissen und wenn sie aufgefordert wird, sprechen wollen. Einsylbige Antworten, Rückhalt u. dgl. sind Zeichen einer gewissen Leere oder des Gegentheils, übler Laune oder, wie Sie sagten, einer angeborenen Schüchternheit, welche aber namentlich eine Erzieherin besiegen muß.“ Gustav: „Marie hat viel Geist und ein

frommes, reiches Gemüth, aber gewiß auch ihre stillen Launen und ein ordentliches Maß Eigensinn, sie erfüllt übrigens ihre Pflichten bei unsern Kindern so treu, daß dießfalls nicht über sie zu klagen ist, nur sollte sie als Freundin meiner Frau sich lebendiger bewegen und wenn wir Fremde haben, nicht die Stumme machen, aber sie ist der Augapfel meiner Frau, und nur die leiseste Berührung ihrer Fehler verletzt jene." Hofrath: „Es ist mir sehr leid, wenn ich zu viel gesagt habe, aber es liegt etwas so Ungewöhnliches in der ganzen Erscheinung des Fräuleins, daß sie Theilnahme einflößen muß." Eduard: „Sie hat mir erst gestern ganze Vorlesungen gehalten, und ich, mein Herr, hätte Ihnen gerne die Ehre des Zuhörers abgetreten." Adelheid: „Es ist meinem Bruder nicht ernst, er hörte gerne zu, aber er hat die schlechte Gewohnheit, sich jeder Rührung zu schämen, besonders soll keine weibliche Macht sein Herz bewegen." Hofrath: „Es ist nicht selten, besonders bei Männern, die in der großen Welt gelebt haben, daß sie die Frauen im Allgemeinen verkennen, und ihre Verachtung alles Kleinlichten zuweilen auch jene trifft, aber sie sind wahrlich im Irrthum. Weiß ich doch keinen schöneren Spiegel, als ein tiefes, klares Frauengemüth, aber dieß ist ein Spiegel, der, wenn wir hineinschauen, nicht unser Bild zurückwerfen kann und zurückwerfen soll, sondern welcher uns Tugenden zeigt, die wahrhaft unserer Verehrung werth sind und unser Glück wo nicht begründen, doch sicherlich fördern. Besonders ist das religiöse Leben der Frauen ein tief und weithin wirkendes und eine große Hauptsache auch für den Mann. Dieß ist ein Punkt, auf welchen sich auch der Mann in gewissen Fällen stützen

darf und stützen kann." Eduard: „Schon der Gedanke empört mein ganzes Gefühl, wenn ich je in den Fall kommen könnte, mich auf eine Frau stützen zu müssen, ich will mich in allen Fällen auf Gründe stützen, nicht auf Gemüthsbewegungen." Hofrath: „Ich sagte ja nur von dem religiösen Leben (nicht Wissen), jenes ruht auf der innern Wahrheit und zieht aus den Erfahrungen des eigenen Herzens immer neue Nahrung, und baut daher nicht Systeme, aber christliche Tugenden, Friede und Ruhe, auf die unverwerflichen innern Gründe, und eben diese sind im Herzen der Frau häufiger zu finden, als im Kopf des Mannes. Warum soll er nun die Mittheilungen eines weiblichen Gemüths verachten? Können sie ihn nicht auch erheben und stärken, wenn er, des Kampfes müde, an dem häuslichen Heerde der Frau (ihrem Herzen) sich wärmen will? Aber daß Sie nicht gar so böse auf mich werden, will ich zugeben, daß die Frau dennoch das Epheu bleibt, welches sich an der Eiche hinaufrankt." Gustav: „Sie haben ganz recht, lieber Hofrath! Auch ich habe meiner Adelheid in religiöser Hinsicht viel zu danken." Eduard: „Und sonst in jeder Beziehung Adelheid Dir. Du schütztest sie vor Einseitigkeit und Frömmelei und hast somit auch ihr religöses Gefühl geleitet." Gustav: „Aber ich war ganz Weltmann und Adelheid hat mich durch ihre stillen Tugenden, die Früchte ihres Christenglaubens, zum Nachdenken gebracht, und ich bin nun viel glücklicher, als zuvor." Eduard: „Was sagst Du, Weltmann? diesen Titel hörte ich früher nie aus Deinem Mund, Du warst stets ein rechtschaffener Mann, und bist es noch, nun magst Du Welt- oder Himmelmann heißen." Gustav: „Ich lebte in der Welt

und für die Welt, ich war zwar dabei, wenn Du willst, äußerlich rechtschaffen. Ich gieng Adelheid zu lieb in die Kirche, und bekannte mich somit äußerlich zu der christlichen Religion, aber innerlich nicht. Ich glaubte an Gott, war aber ferne von Ihm, ich wußte nichts von der Liebe, dem Frieden und dem seligmachenden Glauben des Christenthums. Dieß muß erlebt und gefühlt werden. Wer aber diese köstliche Perle gefunden hat, giebt gerne alles Andere dahin, um sie zu besitzen." Adelheid: „Ach, warum ist meine Marie nicht zugegen? wie würde sie dieses Gespräch erquicken." Hofrath: „Morgen wo möglich die Fortsetzung. Es ist Mitternacht, und ich bitte um Entschuldigung, Sie so lange des Schlafes beraubt zu haben."

Adelheid dankte, ehe sie sich zur Ruhe legte, mit freudig bewegtem Herzen ihrem himmlischen Vater, daß er sie zum Werkzeug machte, ihren Gustav zur Erkenntniß christlicher Wahrheit bringen zu dürfen. Denn erst seit einigen Jahren war er auch im Glauben eins mit ihr. Sie selbst wurde, wie sie früher bemerkte, durch Marien im Christenthum noch mehr gefördert; ob sie gleich ihre trefflichen Geistes- und Herzensanlagen von jeher gewissenhaft ins Leben treten ließ, hatte sie vielleicht früher doch mehr nach Außen gestrebt, auch ihrem Gustav zu lieb. Nun aber giengen beide auf einem Weg dem einen großen Ziel entgegen und liebten sich dabei noch inniger als zuvor. Jetzt erst waren sie recht Eins, weil sie es in Gott waren und fanden darin die sicherste Bürgschaft für ihre Liebe, denn was sich an das Ewige bindet, kann keine Welt mehr lösen. Solche Liebe bedarf keiner weiteren Theilnahme, ein Dritter wirkt meistens störend

ein, aber Marie stand dem Ehepaar nur als ein guter Engel zur Seite. So lang Gustav bei aller Liebe zu seiner Frau, eben doch noch mehr der Welt angehörte, fühlte Adelheid eine Lücke, welche Marie ausfüllte, und nun, da Gustav und die Kinder Adelheid ganz beglückten, vollendete die Freundschaft und Dankbarkeit für und von Marie das schöne Familienverhältniß, sie wurde von Allen gleich geliebt, und so schlang sich das Band der Liebe immer fester um sie und die liebenswürdige Familie. — Als Adelheid die Augen geschlossen hatte, träumte ihr sehr lieblich von Gustav, Marie und ihren Kindern, aber ihr Bruder stand todtesblaß in einiger Entfernung von dem freundlichen Familienkreis und sie konnte ihn mit aller Macht nicht hereinziehen. Als Adelheid erwachte, bekümmerte sie der Traum; denn seit ihr Mariens Unschuld im Traum entdeckt wurde, hielt sie etwas auf Träume. Indessen suchte sie sich dadurch zu zerstreuen, daß sie das Frühstück in ihren nahe gelegenen Garten bringen lies und die kleine Gesellschaft dorthin zu kommen bat. Zuvor erzählte sie Marie den Traum, welche sie so gut als möglich zu beruhigen suchte und um Erlaubniß bat, die Kinder auch in den Garten bringen zu dürfen. Als Adelheid im Garten anlangte, saßen die drei Herren schon mit ihren Cigarren beschäftigt an einem Tisch. Gustav sagte: „Beinahe hätte ich den Caffee angegossen, nun aber wird er mir um so besser schmecken, wenn Adelheid ihn fertig macht."

Adelheid: „Dieß soll sogleich geschehen, es ist mir sehr leid, daß ich mich meiner üblen Gewohnheit nach bei Marien verplauderte." Hofrath: „Was bewegt sich dort auf dem nahen Hügel, gerade wie die leichten

Wölkchen am blauen Himmel, welche man Lämmer heißt?" Adelheid: „Es sind auch liebe Schäfchen, meine drei Kinder und Marie." Zwei weiß gekleidete Mädchen sprangen in des Vaters, und ein kleiner Knabe in der Mutter Schoos. Die Kinder, Louise, Ottilie und Emil, setzten sich nun an ein kleines Tischchen, ließen sich ihre Milch trefflich schmecken und führten folgendes Gespräch: Emil: „Wenn ich nur mein Pferd hier hätte, daß ich's auch füttern könnte!" Louise: „Ich will Dir's holen." Ottilie: „Ja, dann mußt Du aber einen Kreuzer haben für den armen Mann, der dort am Thor sitzt." Louise: „Lieber Vater, gieb mir einen Kreuzer für den armen Mann." Vater: „Du darfst nicht allein ins Haus zurückgehen, das Pferd verhungert nicht, bis ihr wieder heim kommet." Ottilie: „Meine Puppe hat auch nichts zu essen, sie muß eben schlafen, bis ich heim komme." Louise: „Aber der arme Mann? darf ich diesem nicht geschwind den Kreuzer bringen und ein Stückchen von meinem Brod?" Emil: „Marie hat ihm ja Geld gegeben, da wird er sich Brod kaufen." Hofrath: „Halten Sie es für gut, bestes Fräulein, die Bettler, welche so an der Straße sitzen, zu unterstützen, es sind doch gewöhnlich nur Müßiggänger." Marie: „Unterstützen darf ich nicht, ich habe eine kranke Schwester, welcher ich Alles schuldig bin, was ich entbehren kann. Was aber jenen armen Mann, von welchem unsere Kinder sagten, betrifft, so ist dieser ein so elender Mensch, daß mir, so oft ich ihn sehe, das Herz brechen möchte. Er ist blind und hat einen lahmen Arm, er wird nicht in das Spital aufgenommen, weil sich sein Bruder, welcher zu leben hat, dessen schämt, daran aber schämt er sich nicht, seinen elenden Bruder verhungern

zu lassen. Ich erkundigte mich genau nach seinen Verhältnissen, und war auch gestern bei einem hiesigen Geistlichen, seiner Sorge diesen Armen zu empfehlen, und gerade diesen Morgen wollte ich mit meiner mildthätigen Gebieterin darüber sprechen, nun sind mir diese kleinen Engel wie schon so oft zuvorgekommen." Adelheid: „Bin ich denn nicht mehr Deine Freundin, daß Du mich Gebieterin nennst? Schon so oft bat ich Dich, diese einzige Scheidewand vollends zwischen uns zu brechen, und mich mit Du als Schwester anzureden." Marie: „Ich liebe Sie unter jeder Form mit der ganzen Wärme meines Herzens, und eben meine Liebe ist es, welche auch das äußere Zeichen der Hochachtung nicht entbehren will. Man dient so gerne, wo man liebt." Hofrath zu Eduard: „Ist es nicht eine Lust, die beiden Frauen zu beobachten?" Eduard: „Eine schmerzliche." Hofrath: „Warum?" Eduard: „Weil ich nicht von meiner Meinung abgehen will und doch —!" Hofrath: „Fräulein, warum haben Sie uns gestern so bald verlassen?" Marie: „Ich wollte noch nach meiner kranken Schwester sehen und verweilte bis gegen Morgen bei ihr." Hofrath: „Also Pflichttreue hat Sie uns entzogen?" Marie: „Meine Liebe und Treue sind so mangelhaft, daß nicht davon zu sprechen ist. Was thut das Weib Sonderliches, wenn sie ihrem weichen Herzen, das ihr der Schöpfer gegeben hat, folgt?" Hofrath: „Sie wollen dem Ausdruck meiner Verehrung den Weg abschneiden." Marie: „Nein, dieß kann und will ich durchaus nicht voraussetzen. Ich hatte meine liebe Freundin im Auge, welche all meinem schwachen Thun zu viel Gutes beilegt." Hofrath: „Wir müssen freilich, wenn wir streng gewissenhaft seyn wollen, von

unsern besten Handlungen bedeutende Abzüge machen, denn selten finden wir die Beweggründe und Ausführungen jener so rein, als sie seyn sollten. Außen kann Alles recht schön und fleckenlos erscheinen, während es in unserem Innern nicht so ist und wir fühlen müssen, daß wir das Lob Anderer ganz und gar nicht verdienen. Wir bringen es auf Erden zu keiner vollkommenen Tugend, daher könnten wir auch, wenn wir zu der Erkenntniß unserer innern Unreinigkeit gekommen sind, die Augen nicht aufheben zu dem Heiligen und Allwissenden, wenn nicht ein ewiger Mittler die Scheidewand zwischen uns und Gott gebrochen hätte." Gustav: „Sie haben mir aus der Seele gesprochen." Adelheid: „Gewiß uns Allen." Eduard: „Ich hätte Vieles einzuwenden, will aber nur das sagen, daß der Mensch, wenn er recht daran ist, nichts Halbes, sondern etwas Ganzes erstreben will, und nichts so entmuthigend ist, als wenn der Glaube an die Tugend wankt. Oder wäre es am Ende gar nicht mehr nöthig, zu kämpfen, um tugendhaft zu werden?" Hofrath: „Dieß sagte ich nicht, aber nun erst behaupte ich, daß wir nur im Gefühl unserer Abhängigkeit von Gott, in der völligen Hingabe an ihn stark, — aber im Gefühl der eigenen Kraft schwach sind." Eduard: „Also sind wir nichts." Hofrath: „Allerdings, ohne Gott sind wir nichts." Eduard: „Dieß geht gegen die gesunde Vernunft. Wenn uns Gott als vernünftige Wesen geschaffen hat, müssen wir doch auch durch und von uns selbst etwas seyn können. Waren denn Sokrates u. dgl. tugendhafte Weise und die Helden der Vorzeit nichts?" Hofrath: „Jetzt, vor dem Throne Gottes werden sie ihre Glorie abgeworfen und bekannt haben: Wir waren nichts. Aber

auch ihnen wird das Werk des Erlösers gelten, sie sind unschuldig daran, daß sie es auf Erden nicht mehr erleben durften. Die christliche Religion nimmt es genauer mit der Tugend, als jede andere, und bei dem Scharfblick eines wahren Christen nach Innen hätte der Tugendbau auf eigenen Grund einen schwankenden, daher stellt ihn der Christ auf seinen Herrn und Meister und fährt gut dabei. Daß man aber nicht zu kämpfen brauche, weil man einen Mittler, einen Versöhner habe, wollen wir ja nicht glauben, denn es ist den Verehrern Christi nicht auf Rosen gebettet." Eduard: „Ich muß gestehen, daß ich mich mit der christlichen Lehre zu wenig bekannt gemacht habe, um über sie disputiren zu können, auch habe ich sie in ihren Wirkungen nie so gesehen, wie seit einiger Zeit hier in diesem Haus." Hofrath: „Wo sie ächt ins Leben tritt, macht sie dieses unstreitig zum Schönsten auf dieser Welt, an welches sich Himmel und Ewigkeit knüpfen, und daher Erdenelend und Sorgen unendlich erleichtert wird. Dennoch sind aber auch die Christen in einem unvollkommenen Zustand, bei dem besten Willen und Erkenntniß bleiben sie fehlerhafte Menschen, so lang sie mehr oder weniger an diese Scholle gebunden sind. Man verlangt, und das wohl mit Recht, in ihrer ganzen Handlungsweise mehr von ihnen, als von Nichtchristen, und sie geben daher nicht selten mehr Anstoß. Aber sagen Sie selbst, der Sie die Ihrigen gekannt haben, ehe sie sich auf den christlichen Standpunkt erhoben hatten, auf welchem sie nun stehen, war es damals auch so friedlich und lieblich in der kleinen Gesellschaft? leuchteten die Gesichter auch so helle im Sonnenschein der Liebe?" Eduard: „Nein,

wenigstens meine Schwester und Schwager liebten sich nicht so zart und innig wie jetzt, sonst aber mochte ich mich heimischer gefühlt haben, da ich die religiösen Ansichten der Meinigen noch nicht ganz theilen kann. Meine Schwester möchte mich immer bekehren und so mit an ihr Herz ziehen, dieß fühle ich nicht ohne Wehmuth, weil es ihre Liebe ist, die mich für ihre Anschauungsweise gewinnen möchte; aber dieß kommt mir auf der andern Seite wieder so eng und klein vor, daß ich mich auch manchmal darüber ärgern muß." Adelheid: „Lieber Bruder, ich gieng ja so leise zu Werk." Eduard: „Aber doch unklug, ich kann Dir jetzt nicht Alles auseinander setzen, nur bitte ich, wenn Dir je wieder ein Mensch begegnet, welchen Du bekehren möchtest, so laß es gar nicht merken. So bald ich sehe, daß man mir etwas lieb machen will, so gehe ich schon aus dem Weg. Es muß sich Alles von selbst geben, so wie jetzt. Alles Ungesuchte ist schöner — bis auf's Kleinste liebe ich nichts Gemachtes." Adelheid: „Dieser Widerspruch in Dir selbst wäre ein tüchtiger Streitpunkt, wenn ich Dir gewachsen wäre, aber ich will Alles gut seyn lassen, die Liebe zu Dir hat mich schon oft zu weit getrieben, doch wir verstehen uns im Ganzen zu gut, als daß uns verschiedene Ansichten bedeutend stören könnten." Eduard: „Recht so, Schwester." Hofrath: „Aber jetzt, meine Freunde, wollen wir für heute nicht mehr über unsere wichtigsten Angelegenheiten sprechen. Das, was uns heilig ist, darf nicht zu oft besprochen werden, wenn es uns heilig bleiben soll."

Marie bat Adelheid, da der Morgen so schön war, und die kleine Gesellschaft noch nicht nach Haus gehen

wollte, nur Einiges aus den Mittheilungen einer alten Bekannten, welche unter den Tartaren wohnte, zu erzählen, was sie that, wie folgt: Es wird Dir, lieber Eduard, von der Familie N.N. wieder etwas zu hören, besonders angenehm seyn, da Du ihre Verhältnisse genauer kennst und ihnen nicht unbedeutende Dienste gethan hast. Die Familie S. wurde durch eine Verkettung von Unglücksfällen nach Rußland verschlagen und kam unter die Tartaren zu wohnen, und hat sich nun wirklich durch rastlosen Fleiß und Pflichttreue, was auch die Tartaren zu schätzen wissen, wieder etwas gehoben. Die älteste Tochter brachte ihr einziges Kind hieher, um es in ihrem Vaterland erziehen zu lassen. Sie erzählte uns schon viel Interessantes, ich kann jedoch nur das Wenige, was Marie wünscht, mittheilen.

Die Tartaren verehren bekanntlich Muhamed als den höchsten Propheten und haben daher mit kleinem Unterschied den türkischen Cultus. Nur von wenigen Gebräuchen desselben will ich das Mitgetheilte wiedergeben. Wenn die Tartaren ihre Todten zur Erde bestatten, so wird der Todte ohne Sarg ins Grab gelegt, die Verwandten und Freunde stehen in weitem Kreis um dasselbe, der Geistliche allein darf sich dem Grabe nähern. Er beschwört mit großer Feierlichkeit den Geist des Todten, zurückzukehren und seine Fragen zu beantworten, diese lauten wie folgt: Hast Du nichts Böses gethan? Bist Du im Frieden geschieden und im Paradiese angelangt? Wenn der Todte nun mit dem Kopfe nickt, so giebt der Geistliche ein bejahendes Zeichen, und es entsteht allgemeiner Jubel, wenn er aber den Kopf schüttelt, so steigt der Geistliche ins Grab hinab, giebt dem Todten einen Tritt

und ein jämmerliches Klaggeschrei endet die Scene. Nun opfert die Familie des Verdammten jeden Tag, bis es dem Geistlichen gefällt, den Todten nun von seiner Qual befreit und selig zu erklären. Viele Familien verlieren durch solche Opfer ihr ganzes Vermögen.

Wenn der Tartare seinem Sohne eine oder mehrere Frauen giebt, so wird der Handel auf folgende Art geschlossen. Der begüterte Vater macht es bekannt, daß er für seinen Sohn eine Frau sucht, wenn ihm nun eine schöne Tochter empfohlen wird, so geht er zu dem Vater derselben und fragt, was er für sie verlange, wie viel Geld, wie viele Ochsen, Rinder und Schafe? Werden die Väter Handels eins, so wird die Tochter vorgeführt, der Schleier einen Augenblick zurückgeschlagen, und sie muß sich dreimal verneigen, darf aber kein Wort sprechen. Nun werden ihr drei kostbare Kleider angeschafft, sie darf aber ihr Gemach nicht verlassen, sondern muß drei Tage und drei Nächte hindurch weinen und klagen, wobei sie von ihren Freundinnen unterstützt wird. Manche Bräute haben sich durch diese strenge Pflichterfüllung bedeutende Brustschmerzen, Blutbrechen u. dgl. Uebel zugezogen. — Nun beginnt das Hochzeitsleben, bei welchem sich aber der Bräutigam ohne die Braut ergötzt, diese muß abermal drei Tage in ihrem Gemach harren und klagen, während der Bräutigam sich durch Spiel, Tanz, Essen und Trinken belustigt. Nun erst wird sie verschleiert in einen bekränzten Wagen gesetzt und dem Bräutigam zugeführt. In seinem Haus besitzt sie wohlvergitterte Gemächer, und ist die bedaurungswürdigste Sclavin ihres Mannes.

Adelheid hatte kaum die letzten Worte gesprochen,

als man ein Angstgeschrei der Kinder hörte, welche im nahen Gebüsch spielten, von wo Marie, die nach ihnen gesehen hatte, eben wohl zurückgekehrt war. Die ganze Gesellschaft eilte nach dem Gebüsch. Eduard war zuerst an dem Springbrunnen, welchen ein ziemlich großes Bassin umgab, in das Emil gefallen war. Wäre das Kind weniger bestürzt gewesen, so hätte es sich leicht ans Ufer retten können, so aber sank es unmächtig auf den Grund und Eduard sprang sogleich in das Bassin und trug den unmächtigen Knaben in der Mutter Schoos. Emil erholte sich bald wieder; nachdem man ihm die nassen Kleider ausgezogen und in der Mutter wollenen Shawl gewickelt hatte, trug ihn der Vater nach Haus, man legte ihn ins Bett und ein stärkender Schlaf war ein herrliches Mittel, alle üblen Folgen des Unfalls abzuwehren. Anders gieng es Eduard, nicht an sich selbst denkend, blieb er so lange in den nassen Kleidern, bis Marie Adelheid mahnte, für ihren Bruder zu sorgen. Diese schreckte auf wie aus einem Traum, und klagte sich der Undankbarkeit und Lieblosigkeit gegen Eduard an. „Das leidende Kind nimmt natürlich die Mutter immer zuerst und ganz in Anspruch," sagte Marie, „übrigens hat Eduard ein schauerlich blasses Gesicht, und seine Lippen sind so blau, ich meine, man sollte zum Arzt schicken." „Thue es sogleich," erwiederte Adelheid, und eilte zu ihrem Bruder. Der sonst so kräftige Mann zitterte wie ein Laub, und konnte sich nicht einmal auskleiden, sein Diener mußte ihn ins Bett bringen. Marie sorgte für Thee, Wärmflaschen und that in der Stille alles Mögliche zu seiner Erleichterung. Als der Arzt den Zustand des Kranken untersucht hatte, traf er in solcher Eile seine

Anordnungen, daß schon dadurch die Gefahr bemerkbar wurde. Gustav und Adelheid blieben die Nacht hindurch an Eduards Lager, er phantasirte gewaltig, und Adelheid rang mit sich selbst, bis sie beten konnte: „Herr, Dein Wille geschehe!“ denn der Gedanke an eine Trennung von dem geliebten Bruder schmerzte sie zu tief. Eduard war erhitzt, als er in das Bassin, dessen Wasser ungewöhnlich kalt war, sprang, auch hatte er einige Tage zuvor an Schnupfen und Husten gelitten. Sieben Tage dauerte die Krankheit, in welcher Eduard nicht mehr zum Bewußtseyn kam, doch wurde er in der letzten Stunde so ruhig, daß Adelheid etwas Hoffnung schöpfte. Er erhob sich von seinem Lager, als wenn er aufstehen wollte, legte seinen Kopf an Gustavs Brust, und verschied sanft. Ueber sein blaßes Gesicht verbreitete sich ein so freundliches Lächeln, wie er es im Leben nie hatte, und Adelheid sagte, während ihre Thränen auf seine Stirne fielen: „Was er hier nicht erringen konnte, ist ihm jetzt schon dort geworden, Licht und Frieden. War er doch eine so redliche Seele, welche Gott gewiß in Gnaden angenommen hat.“ Auch von Gustav schied mit Eduard etwas von seinem Selbst, denn er hatte ihn unaussprechlich lieb und war nun froh, die Tröstungen des Christenglaubens zu haben, ohne welche ihm der Schmerz unerträglich gewesen wäre.

Marie war die ganze Krankheit hindurch rastlos in der Pflege des geliebten Kranken, in welche sie sich, weil er immer geistesabwesend war, ohne Scheu mit der Schwester theilen konnte, sogar die hilfbedürftige Schwester setzte sie während dieser Zeit etwas zurück, und kniete nun, selbst einer Leiche ähnlich, an Eduards Todtenbette.

Da sie ein so durchaus menschenliebendes, wohlwollendes Wesen war, hatten Gustav und Adelheid nichts besonders an ihr bemerkt, nun erst ließ ihr großer Schmerz auf tiefere Gefühle, welche sie für Eduard hatte, schließen. Bei ihrer Offenheit gegen Adelheid war es dieser unerwartet, daß nie ein Laut über ihre Lippen kam, welcher ihre Neigung verrathen hätte. Jetzt aber wurde Adelheid Manches klar, sie blieb jedoch eben so still darüber, wie Marie, und ließ ihre Liebe, welche sie wie ein Heiligthum verschlossen hielt, unberührt. Noch Manches könnten wir über diesen Punkt berichten, aber wir lieben es nicht, unsern jungen Leserinnen derartige Gefühle in ihrer Entwickelung zu zeigen. Was einmal geschehen ist und immer noch geschieht, kann erzählt und vielleicht zum Nutzen und Frommen erzählt werden, aber in dieser Herzensangelegenheit mit der Jugend zu schwelgen, ist gegen unsere Ansicht. Marie bekämpfte ihre Neigung durch Beten und Arbeiten auf die würdigste Art. Es war ihr selbst ein nicht zu lösendes Räthsel, daß Eduard, dessen Gesinnungen sie besonders in religiöser Hinsicht nicht theilen konnte, sie fesselte, so bald sie sich aber dessen bewußt wurde, kämpfte sie auch mit den rechten Waffen dagegen, und solcher Kampf bleibt nie ohne Sieg. Ihre Liebe zu Eduard löste sich nun in lauter Gebete für ihn auf, und hatte somit die schönste Richtung genommen. Gustav und Adelheid beweinten den Bruder lange, und konnten und wollten ihn nie vergessen. Das blühende Leben des kleinen Emil mahnte immer an das schwere Opfer, welches diesem gebracht wurde.

Ehe Eduard beerdigt wurde, nahm der theilnehmende treffliche Hofrath Abschied, es war ein doppelt schmerz-

licher. Auch er trug eine Wunde in sich fort, über welche viel zu sagen wäre. Er liebte Marie und hatte fest im Sinn, ihr Herz und Hand anzubieten. Er war nicht nur ein Mann von seltenen inneren Vorzügen, sondern auch seine äußeren Verhältnisse waren glänzend, auf welches Marie freilich nach ihrer ganzen Natur kein Gewicht legen konnte, aber in der Hand edler Menschen ist der Reichthum eben doch eine schöne Gabe, und Marie hätte ihn auf die beste Art von sich geschafft. Da dem Hofrath Mariens Neigung für Eduard nicht entgieng, und es gegen sein Gefühl war, auf Eduards Grab sein Glück zu bauen, wollte er wenigstens den Versuch machen, Marie zu vergessen, und wählte eine große Reise über Länder und Meere als das wirksamste Mittel. Aber gerade seine Seele war weder an Zeit noch Raum gebunden, und was diese einmal erfaßte, hatte festen Sitz gewonnen. Nach dem Orient hatte der Hofrath seinen Anker ausgeworfen und in Gedanken schon den Tabor bestiegen, um unter den Palmen, welche vielleicht dem Himmel näher stehen, Frieden für sein Herz zu finden. Seine Reise gieng außer einem Seesturm, welchen er aber mit Gottes Hilfe glücklich bestanden hatte, gut von Statten. Die vielen fremdartigen Erscheinungen, Reiseabenteuer, neue Bekanntschaften u. dgl. waren wohl dazu geeignet, ihn auf manchfache Art zu zerstreuen, auch wollte er die Naturwissenschaft eifriger als bisher studieren, und seinem Herzen keine Zeit lassen, Empfindungen, welche er vor der Hand nicht nähren wollte, nachzuhängen. Es konnte ihm übrigens nicht zur Gewissenssache werden, Marie aus dem Herzen zu schaffen, so lange diese keinem andern Manne angehörte, auch war

ihm der Hoffnungsstern am westlichen Himmel noch nicht ganz untergegangen, obgleich er sich nun Jahre und Tage im Morgenland umgetrieben hatte. Er und Gustav gaben sich ihrem Versprechen gemäß zuweilen Nachricht, und es wurden einige Briefe gewechselt, während auch mehrere verloren giengen, was um so mehr zu beklagen ist, da des Hofraths Mittheilungen nicht nur sehr anziehend, sondern auch in jeder Hinsicht belehrend waren. Adelheid, deren Scharfblick seine stille Liebe nicht entgehen konnte, behauptete, die Briefe athmen eine gewisse Wehmuth, und sein sonst so heiteres Gemüth gleiche gegenwärtig der verhüllten, nicht der hellscheinenden Sonne. Gustav lächelte über diese Poesie, wie er Adelheids Bemerkung nannte, erfüllte aber doch ihren Wunsch, Oel in des Hofraths Wunde zu gießen, und ihm Mehreres über Mariens Leben und ihre zurückgekehrte Fröhlichkeit zu schreiben. Sie widmete sich seit Eduards Tod wo möglich noch ausschließlicher ihrem Beruf als Erzieherin, auch brachte sie jede Stunde, welche sonst der Erholung angehörte, bei ihrer unglücklichen Schwester zu, wo ihre Sorge für das geistige Wohl derselben Früchte des Glaubens und der Liebe für die Ewigkeit heranreifen sah. Was vermag die Ruhe des Herzens haltbar herzustellen und das Gemüth zu erheitern, wenn es nicht der Aufblick zu Gott, und die Pflichterfüllung, welche Geist und Herz beschäftigt, ist? — Das Band der Freundschaft schlang sich immer fester um Adelheid und Marie. Letztere machte nun auch kein Geheimniß mehr aus ihrer frühern Neigung zu Eduard. Beide Freundinnen hatten eines Abends in jenem Garten, wo Eduard seinen Tod fand, folgendes Gespräch. Adelheid: „Ich habe immer die

sonderbaren Gedanken, Eduard befinde sich wie früher, in fremden Ländern und kehre bald wieder zu uns zurück." Marie: „Ach, dieß wäre traurig. Wohl ihm, daß er überwunden hat und zum Licht gelangte! Ich habe die innere Gewißheit, daß er selig ist und will ihn gerne hier nicht wieder sehen, wenn ich ihn dort einst finden darf." Adelheid: „Du hast wohl recht, es geht mir eigentlich auch so, aber laß mich doch noch ein wenig träumen. Wenn jetzt Eduard zurückkommen würde, und er sich zu seinem Vortheil besonders in religiöser Hinsicht verändert hätte, seine äußere Gestalt wenig oder keine Aehnlichkeit mit der frühern hätte, kurz der alte Eduard verwandelt wäre, würdest Du den neuen ebenso lieben?" Marie: „Führe mich nicht mehr zurück in jene Zeit, wo mir der Verstand stille stand. Ich liebe ja jetzt den geistigen, den seligen Eduard. Sein Bild war jedoch so edel, Gott wird mir verzeihen, wenn ich es auch im Geist noch gerne sehe, es verbindet sich nun kein Gefühl, kein Gedanke, kein Wunsch mit dieser Beschauung mehr, der mich beunruhigte, und ich ergehe mich auch nicht in unnützen Träumereien. Es ist mir, wie wenn er meine Empfindungen mit sich in den Himmel genommen, und sie mir gereinigter wieder zurückgegeben hätte." Adelheid: „Sie würden Dich also nicht stören, einem würdigen Manne, der Dir Hand und Herz bieten möchte, das Deinige zu schenken?" Marie: „Sollte wohl der Hofrath der verwandelte Eduard seyn?" Adelheid: „Er hat mit mir keine Sylbe über seine Liebe zu Dir gesprochen, und doch hatte ich bei meinen Fragen keinen Andern als ihn im Sinn, und Du hast mich sogleich errathen." Marie: „Aber nicht mit Hilfe meines Scharfblicks, sondern ich fand

nach des Hofraths Abreise ein Blättchen mit Bleistift überschrieben im Garten. Abgerissene Sätze eines Selbstgesprächs, einige Verse eines Gedichts, das meine unbedeutende Erscheinung idealisirte. Fragen: Ob er seine Liebe zu mir Dir entdecken soll u. s. w. Ich steckte das Blättchen sogleich in ein Couvert und versiegelte es." Adelheid: „Warum hast Du es denn gelesen? Dieß hätte ich Dir nicht zugetraut." Marie: „Ich weiß auch keine Entschuldigung für diese strafbare Neugierde, das aber weiß ich leider, und fühle es immer schmerzlicher, daß Du mir stets alles Gute und nichts Böses zutraust. Hat er mit Dir gesprochen?" Adelheid: „Nie ein Wort über seine Liebe zu Dir, aber ich fühlte nur um so stärker, was ihn drückte, und der erste tiefe Eindruck, welchen Du auf ihn gemacht hast, entgieng mir nicht." Marie: „Nicht wahr, geliebte Adelheid, wir sprechen vor seiner Zurückkunft kein Wort mehr über seine Herzenssache? Uebrigens versichere ich Dich, daß ich, wo ich den Weg Gottes erkenne, ihn gerne auch gegen meine Neigung betrete, nur möchte ich mich nicht darüber täuschen, und je unbefangener mein Herz ist, desto untrüglicher werde ich prüfen können, was der Herr von mir fordert." Adelheid: „Hier kann ich nicht schweigen, es gilt das Glück eines Mannes, welchen ich so hochachte. Der Hofrath wird Dich nicht, ohne Dein ganzes Herz, Deine ganze Neigung zu besitzen, zur Lebensgefährtin machen wollen, und sollte er es wollen, so begeht er ein Unrecht gegen sich selbst. Er ist liebenswürdig genug, er braucht kein Opfer." Marie: „Wenn mich Gott zu des Hofraths Lebensgefährtin berufen hat, und ich den Willen, ihm zu folgen, habe, wird er mir alsdann nicht auch

dasjenige noch schenken, was mir fehlt und was ich mir selbst nicht geben kann? Meinst Du, ich werde den treff=lichen Mann täuschen? Nein, er soll Alles wissen, meine vorige und jetzige Liebe zu Eduard." Adelheid: „Ver=zeihe meine Heftigkeit." Marie: „Du meinst es ja immer nur zu gut mit mir, aber sage mir doch, warum willst Du mich denn nicht bei Dir behalten, warum mir meine kleinen Engel und ihre Mutter nehmen? Giebt es ein schöneres Verhältniß als das unsrige ist?" Adelheid: „Ja, wenn der Hofrath noch hinzugetreten ist. Er weiß zu ergänzen, was uns abgeht." Marie: „Stille, liebe Adelheid, laß Gott walten."

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Es vergieng nach diesem Gespräch noch ein ganzes Jahr, ehe der Hofrath zurückkehrte, und beide Frauen haben es mit einer im weiblichen Herzen ungewöhnlichen Festigkeit gehalten, kein Wort mehr über die Herzenssache zu sprechen. Noch mehrere Briefe vom Hofrath verschönerten die Abendstunden der kleinen Familie. Wir wollen einen Auszug von denselben mittheilen.

In den letzten sechs Wochen reifte der Entschluß, nun wieder in mein geliebtes Vaterland zurückzukehren, vollends ganz in mir. Ich habe meine Sehnsucht gestillt, unter dem schönsten Himmel den dem Christen heiligen Boden zu betreten. Unaussprechliche Gefühle bemächtigten sich meines bald zitternden bald hoch erhobenen Herzens, als ich die Orte durchwanderte, wo einst der Gottmensch wandelte. Ich möchte, wenn ich es auch könnte, die inneren Erscheinungen, welche durch äußere Mahnungen mir geworden sind, nicht durch meine Schilderung fliehen machen. Die schönsten Empfindungen werden durch Worte verflacht, es gibt ein Gefühlt- und Verstandenwerden ohne Hilfe der Zunge oder der Feder, welche dasjenige, was wir sagen möchten, nur andeuten können, so ist es mit all unsern Ahnungen von dem Ewigen, dem Heiligen,

sie verhalten sich zu unsern Mittheilungen wie ein tiefer an Gott gerichteter Seufzer zu einem geschriebenen Gebet. Dem ungeachtet dürfen wir die Nothbehilfe, welche unserem Bedürfnisse, uns mitzutheilen, gegeben sind, nicht verachten. Dieß war manchmal ein Streitpunkt zwischen mir und Ihrem lieben Bruder Eduard, theure Freundin! Er fühlte alles Erhabene in einer Größe, die keinen Ausdruck zulassen wollte. Es ist nun die Zeit gekommen, wo es Ihnen wohl thun wird, von ihm zu sprechen. Er schenkte mir sein Vertrauen, ich habe Ihnen manche schöne Mittheilung zu machen, was jedoch nur persönlich geschehen kann. Nehmen Sie mich als Ihren Bruder auf, ich heiße auch Eduard, so habe ich wenigstens doch irgend eine Aehnlichkeit mit ihm.

Während ich Gefahr lief, mein Leben zu verlieren, habe ich ein zweites gefunden, von welchem ich nur durch meinen Tod getrennt werden kann. Ich bringe einen Sohn mit, der Ihnen Freude machen wird.

Als ich auf meinem flüchtigen Pferd mit meinem Führer die arabischen Sandwüsten durchfliegen wollte, wurde ich gar bald gemahnt, daß ich hier kein Eingeborner bin. Die Hitze drückte mich zu Boden und mein Führer hatte große Mühe, mich unter Dach zu bringen. In einer ärmlichen Hütte lag ich nun so ziemlich hilflos, von der Cholera niedergeworfen und meinem Führer verlassen. Ein gutmüthiger Araber und seine Tochter pflegten mich, so gut sie konnten, reichten mir schlecht schmeckende Getränke und bereiteten allerlei mir fremdartige Mittel. Als ich eben vom Schmerz überwältigt zu Gott geschrieen hatte und um meine Auflösung bat, trat ein junger Muselmann ein, der die abgebrochenen Worte meines Gebets

verstanden hatte und mich auf Deutsch anredete. Schon die Töne der Muttersprache waren in dieser Wüste ein Labsal für mich, aber er reichte mir auch noch einen andern Trank, indem er ein Fläschchen aus der Tasche zog, dieses an meinen Mund setzte und mich einen Zug daraus thun hieß. Ich fühlte bald die krampfstillende Wirkung dieses Mittels. Er ließ mir sein Fläschchen zurück und versprach, mich morgen um diese Zeit wieder zu besuchen, für heute hätte er Eile. Ich hielt ihn für keinen Menschen, sondern für einen Engel, welchen mir Gott in meiner Noth gesendet, und konnte den morgenden Tag fast nicht erwarten. Ich bekam in der Nacht einen tüchtigen Schweiß und mein Zustand verbesserte sich unglaublich schnell. Ich dankte Gott mit einer Innigkeit, wie vielleicht noch nie. Meine Araber erfreute ich durch einige schöne Goldstücke, die ich für Nothfälle bei mir trug, was ihre Sorgfalt für mich verdoppelte. Der junge Muselmann kam zur bestimmten Stunde, und ich breitete die Arme nach ihm aus und drückte einen guten Menschen an mein Herz. Auf seinem edlen Gesicht lag ein tiefer Kummer und es drang mich gewaltig, die Pflicht der Dankbarkeit bald zu den Füßen meines Schutzengels niederlegen zu dürfen. „Sie sind ein Deutscher, edler Jüngling, Ihre Sprache verräth Sie.“ Er: „Schonung! Schonung, mein Herr! Ich bin des Todes, wenn ich über mein Schicksal spreche, es kann, es muß aber die Stunde meiner Erlösung schlagen, ob ich gleich ewige Pein verdiente; die Gebete meiner Eltern bleiben doch nicht unerhört. Wenn ich Sie in zwei Tagen noch hier finde und zu dieser Stunde wieder abkommen kann, so ist meine geistige Rettung möglich.“ Meine Neugierde stieg

aufs Höchste. Zweifel über die Aussage des Jünglings hatte ich keine, ob sie gleich nahe gelegt waren. Sein mitleidiges Auge, seine dienstwilligen Hände, das von meinem Hilferuf zu Gott ergriffene Herz konnten mich dennoch nicht täuschen. So weit war ich der Sprache meiner Araber mächtig, daß ich sie über den Jüngling ausfragen und aus ihren Antworten entnehmen konnte, daß ihm vor mehreren Jahren ähnliche Dienste wie mir von ihnen geleistet wurden, daß er sie aus Dankbarkeit öfters besucht und ihnen wohl thut, sie nannten ihn den Sohn eines sehr reichen türkischen Kaufmanns, welcher vier bis fünf Stunden entfernt von dieser Gegend bedeutende Besitzungen habe und einen Theil des Jahrs da zubringe. Die zwei Tage wurden mir entsetzlich lang, und der Gedanke, daß der junge Mann ausbleiben und ich ihn in meinem Leben nicht mehr sehen würde, quälte mich sehr, aber um so freudiger pochte mein Herz, als er auf seinem fliegenden Araber, welchem der meinige, den ich für den besten hielt, nachstehen mußte, anlangte. Er erklärte mir sogleich, daß er seinen Eid brechen und mir Alles anvertrauen würde, mit der Bemerkung, daß es ein Notheid gewesen und seine Gewissensangst Alles übersteige, wenn er ein verkappter Christ bleibe, die ächte Reue trage immer Frucht, er hätte nun die Feigheit überwunden und wolle sich seinen Peinigern hingeben. Der Hilferuf zum Gott der Christen hätte ihm auf dieser Stelle die Erhörung gezeigt und seinen Glauben gestärkt, und nun erzählte er: wie folgt: „Mein Vater, ein nicht durch eigene Schuld verunglückter Kaufmann, wanderte mit meiner Mutter, mir und meiner einzigen Schwester nach Siebenbürgen aus. Vater, Mutter und Schwester starben am

gelben Fieber. Ich hatte als dreizehnjähriger Knabe schöne Kenntnisse und gefiel den Leuten wohl. Ein Türke, mit welchem mein Vater verkehrte, wollte mich diesem immer abhandeln, und meine Mutter hatte große Angst, er könnte mich noch einmal entführen. Als ich meine letzte Stütze, die Schwester verlor, war der Türke, ein reicher Kaufmann, gerade zugegen, er versprach mir goldene Berge, wenn ich mit ihm gehe, ich bekam aber keine Lust und konnte an nichts denken als an meinen Schmerz. Kein Mensch nahm sich meiner an. Ich umklammerte die Kniee des Arztes und bat ihn um Gotteswillen, mich zu sich zu nehmen, aber er war von dem Muselmann bestochen und hatte kein Ohr für meine Bitte. Wollte ich nicht verhungern, so mußte ich noch froh seyn, bei dem Türken mein Unterkommen zu finden. Ich wurde, sobald ich mich ergeben hatte, wie ein Sohn von ihm behandelt, bekam prächtige Kleider, sah während der Reise viel Neues und Schönes und fieng an, mich sogar auf die große Welt zu freuen. Der Kaufmann erzählte mir viel von der Pracht in Konstantinopel, den türkischen Gebräuchen u. dgl. Auch sagte er mir, ich müßte nun als sein Sohn und Erbe auch seine Religion annehmen, ich erklärte mich bestimmt dagegen, der Türke blieb ruhig dabei. In Konstantinopel angelangt, hielt der Wagen vor einem schönen Gebäude, es wurden mir sogleich einige Sclaven zu meiner Bedienung und mehrere Gemächer angewiesen, kurz ich war das erste Mal in meinem Leben ein großer Herr und vergaß den armen Knaben nur zu bald. Ich bat, mich in wissenschaftlicher Hinsicht fortbilden zu dürfen, mein Pflegvater war erfreut über diese Bitte, sagte aber, ich müsse mich noch gedulden, bis er die besten Lehrer für

mich aufgefunden hätte. Indessen hatte ich genug zu thun, um Alles zu sehen, was sich meinen Augen zeigte. Mein Pflegvater war und ist noch ein kluger Mann. Er überwachte mich sorgfältig, daß ich an Körper und Geist gesund blieb, und wußte nach türkischen Begriffen die besten Mittel zu finden, meine Lebhaftigkeit zu zähmen und mich doch zugleich in frischer Bewegung zu erhalten. Es vergiengen mehrere Wochen, als er eines Morgens sehr ernst in mein Schlafgemach trat und mir die Nothwendigkeit, seine Religion anzunehmen, vorstellte; als ich nicht einwilligte, klingelte er und es traten zwei abscheuliche Menschen mit Stricken herein nnd wollten mich binden, ich erklärte meinem Vater auf den Knieen, ich wolle mich willig gefangen geben, er möchte mich nur nicht binden lassen. Ich wurde abgeführt, durch dunkle Gänge kam ich in ein unterirdisches Gewölbe, hier war ein großer Balken in die Höhe gerichtet, zwei Henker standen mit glänzenden zweischneidigen Messern zur Seite und erklärten, sie seyen da, um mir die Augen und die Zunge auszuschneiden und mich an den Füßen aufzuhängen, wenn ich nicht meinen Glauben sogleich abschwöre. Ich rang die Hände, ich schrie zu Gott, ich bat um Bedenkzeit. Die Messer zielten auf mich und meine Todesangst war größer, als mein Muth, und ich elender Mensch wurde mit dem Mund ein Türke. Mein Pflegvater umarmte mich und weinte, als ich halb ohnmächtig zurückgeschleppt wurde, heiße Thränen der Rührung, das gute Werk vollbracht und einen Muselmann gewonnen zu haben. Die schreckliche Scene, öffentlich meinen Glauben abzuschwören und mich zur muhamedanischen Lehre zu bekennen, wartete noch auf mich. Indessen beschwichtigte ich mein Gewissen

durch alle mögliche Sophistereien, namentlich damit, daß sich ja nur mit dem Munde bekennen werde und im Herzen ein Christ bleiben könne. Ich faßte die besten Vorsätze, meinen Gott als ein Christ und mit der That anzubeten und dachte nicht daran, daß ein Lügner, ein Meineidiger nicht vor Gott treten kann. Ach wie waren die Gebete meiner Kindheit so anders, als meine jetzigen! Ich konnte die Augen nicht zu Gott aufheben und mein Gewissen nicht zum Schweigen bringen. Der Akt gieng vorüber, auch mußte ich meinem Pflegvater noch den besondern Eid ablegen, nie etwas von meiner Herkunft zu sagen, er schwur, mich des martervollsten Todes sterben zu lassen, wenn ich dem Eid nicht treu bleibe. Es sind nun fünf Jahre, daß ich äußerlich ein Türke bin. Ich suchte mich immer durch angestrengtes Lernen zu zerstreuen und gab mich keiner Art türkischen Genusses hin, ich darf sagen, daß ich tugendhaft bin, und doch habe ich keine Ruhe, bis ich mich wieder öffentlich zum Christenthum bekannt habe. Meine Mutter erzählte mir in meiner Kindheit die Geschichten christlicher Märtyrer, diese Geschichten prägten sich meiner Seele tief ein und jene Glaubenshelden schweben mir immer vor und zeigen mir mein gräßliches Vergehen. Mein Entschluß ist gefaßt, seit ich Sie beten hörte, ich bekenne mich als Christ und unterwerfe mich der leiblichen Pein, um der geistigen los zu werden; seit meinem Entschluß kann ich wieder beten und habe Ruhe und Frieden. . . Ich wollte Sie nicht mehr sehen, sondern sogleich meinem Pflegvater den festen Entschluß sagen, fand aber doch eine längere Prüfung für gut und suche nun auch bei Ihnen noch Stärkung meines Glaubens durch Ihr Gebet." Hier umarmte ich meinen

jungen Freund und bat ihn, nicht rasch zu handeln. „Der Vorsatz ist eines Christen würdig," sagte ich, „aber er muß noch länger geprüft werden und überdieß sind die Wege des Herrn wunderbar, und wenn Gott unsern guten Willen sieht, so schenkt er uns auch zuweilen das Opfer." „Ach, dann bin ich nicht versöhnt," rief der Jüngling schmerzlich bewegt, „wenn ich mein Verbrechen durch meinen Tod nicht wieder gut machen darf!" Ich erwiederte: „Wenn dem Herrn Ihr Tod wohlgefällig ist, so wird es Ihnen gezeigt werden, wenn Sie anhalten im glaubigen Gebet, vielleicht Er hat es aber anders beschlossen und dann haben auch Sie einen Fürsprecher bei dem Vater, einen Versöhner, einen ewigen Hoheprieſter, der Mitleiden mit uns haben kann. Meine Erholung fordert, mich noch einige Tage hier aufzuhalten, besuchen Sie mich noch einmal." Jüngling: „Ja; aber denken Sie nicht auf Mittel, mich loszukaufen. Ich will sterben. Theodor, so nenne ich jetzt den Jüngling, kam in zwei Tagen wieder. Er war sehr angegriffen und erklärte fest, er habe keine Ruhe, wenn er daran denke, mit dem Leben davon zu kommen, nur sein Vorsatz zu sterben, könne ihm Frieden geben. Ich warf mich, was ich in meinem Leben nie mit einem Andern that, auf meine Kniee, zog ihn zu mir nieder, und mein Hilferuf zu dem Herrn war wo möglich noch ernstlicher, als bei meinem Choleraanfall. Das Gebet wirkte beruhigend auf Theodor und er versprach mir, geduldig zu warten. Ich fragte ihn noch, ob ich ihn nicht loskaufen dürfte, einem Kaufmann seye nicht selten Alles feil, ich würde die Hälfte meines nicht unbedeutenden Vermögens geben, ihn loszukaufen. „Um Gotteswillen nicht," rief Theodor, „viel lieber sterben!

auch würde mich mein Pflegvater nicht um Millionen verkaufen, so grausam er ist, so edel denkt er auch wieder, ob er mich gleich meinem Vater abhandeln wollte, nur einem Christen konnte er diese Zumuthung machen, sich selbst nie; doch ich merke, Sie wollten mich nur prüfen," sagte Theodor wehmüthig und nahm Abschied, nachdem wir uns noch unsere Addressen mitgetheilt hatten. Mehrere Wochen vergiengen und ich hörte Nichts von Theodor, ich entfernte mich auch, da ich nun wieder genesen war, weiter von ihm und der Gang der Posten war nicht der sicherste. Endlich erhielt ich folgende Zeilen:

„Mein Freund! mein Retter!

Ein wunderbares Ereigniß deutet die Erhörung Ihrer Gebete an. Als ich von meinem letzten Besuch bei Ihnen zurückkam, traf ich meinen Pflegvater bedeutend krank an, und nach acht Tagen starb er in meinen Armen. Ich beweine ihn von Herzen und bete täglich, ja stündlich für seine Seele. Der Irregeleitete hatte viel Gutes, Gott sey ihm gnädig! Ich bin der Erbe großer Reichthümer, aber es ziemt dem Christen nicht, von türkischem Gut zu leben, ich will Alles armen Türken überlassen und wohlthätige Stiftungen machen, wozu ich mir Ihren Rath erbitte. Alsdann werde ich mich auch mit weniger Gefahr als Christ zeigen und den türkischen Glauben ablegen dürfen. Und laufe ich auch Gefahr, ich will doch öffentlich meinen Herrn bekennen, dann wird mein Herz erst ruhig werden. Ich bin von der Behörde nach Konstantinopel berufen, Gott stehe mir bei! Ertheilen Sie mir in möglichster Bälde Ihren väterlichen Rath und sagen Sie mir, ob Sie mich zu Ihrem Diener machen wollen, denn ich will arm, ganz arm zu Ihnen kommen."

Ich war tief erschüttert von Theodors Brief, denn nun erst hatte er die Probe wahrhaftiger Reue bestanden. So bang mir sein öffentliches Bekenntniß machte, so konnte ich ihn doch nur in seinem Glauben bestärken. Ich sagte ihm rücksichtlich der Stiftungen

meine Ideen, und bat ihn, doch ja bei seinem Vorsatz zu bleiben, ganz arm zu mir zu kommen, ich gab ihm die feierlichste Versicherung, mein Vermögen mit ihm zu theilen und ihn als meinen Sohn aufzunehmen. Noch versprach ich ihm, nach Konstantinopel zu kommen, wenn er meiner bedürfen sollte. Ich machte kleine Ausflüge und studierte fleißig, um mich meinen ängstlichen Träumen zu entreißen, denn ich wartete von Woche zu Woche vergebens auf Nachricht von Theodor, meine Briefe blieben ohne Antwort, und meine Angst stieg aufs Höchste. Ich hatte unter tropischem Himmel noch keine Seele gefunden, welcher ich mich mittheilen konnte, bis mir Theodor wie ein guter Engel erschien, ach, und wenn ich ihn nun verloren hätte, ehe ich ihn ganz besitzen durfte! Ich schäme mich der Weichheit meines Liebe bedürftigen Herzens nicht, auch wenn ich unmännlich erscheinen sollte, gab es doch Fälle im Leben, mein lieber Gustav, wo ich Dir als Mann zur Seite stehen durfte! Das Rühmen ist mir nichts nütze, sagt Paulus, und ich elender Mensch wollte so eben meine Schwäche mit der frühern Kraft bedecken. Doch Du kennst mich ganz, Du kennst auch meine Fehler, und würdest mich vielleicht weniger lieben, wenn Du mir nichts zu verzeihen hättest. Ich höre Adelheid nach Theodors Schicksal fragen und eile daher zum Schluß meiner Erzählung.

Monate waren vergangen und ich harrte immer noch vergebens. Als ich nach einem heißen Tag mich in der Abendkühle erholen wollte und von einem kleinen Hügel auf die Straße sah, enthüllte eine Staubwolke Theodors Gestalt. Ob ich gleich zu träumen glaubte, bestieg ich doch meinen Araber, welchen ich an einen Baum gebunden hatte,

und flog den Hügel hinab, der Straße zu, noch einige Minuten und Theodor lag in meinen Armen. Wir konnten lange kein Wort sprechen, endlich fragte ich: „Darf ich Dich behalten, mein Sohn?“ Theodor: „Ich bin Ihr Leibeigener, machen Sie mit mir, was Sie wollen.“ Ich: „So wie ich der Deinige bin. Gott hat uns verbunden, keine Welt kann uns trennen, selbst der Tod soll unser geistiges Band nicht lösen.“

Obgleich Theodor in schöner unverbrauchter Jünglingskraft blühte, so hatten ihn die Anstrengungen der letzten Zeit doch in einen sehr angegriffenen Zustand versetzt, und ich wollte gar nichts von ihm hören, bis er sich erholt hatte, sein Herz war jedoch so voll, daß von den letzten Begebenheiten ein Bruchstück ums andere zum Vorschein kam. Das Testament seines Pflegvaters war mit so viel Vorsicht und Sachkenntniß verfaßt, daß Theodor gleich nach Eröffnung desselben als Erbe anerkannt wurde, was mit sonderbaren Ceremonien geschah: Theodor hatte seine Erklärung, das ererbte Gut armen Muhamedanern zu überlassen, nebst einer kurzen Lebensgeschichte, in welcher er sich als Christ bekannte, schriftlich übergeben, kam aber doch bei der Beantwortung einiger Fragen in Verlegenheit, da er bekennen mußte, daß er nur gezwungen ein Muselmann gewesen sey. Ohne ihn weiter anzuhören, wurde er ins Gefängniß geschleppt. Er warf sich aufs Angesicht und bat, seine Erklärung zu lesen, indessen wurde er eben eingekerkert, jedoch in einigen Wochen menschlicher behandelt, was ihm wieder einen Strahl der Hoffnung zeigte, welcher aber immer wieder verschwinden mußte, wenn er sich die Gesetze, den ganzen Charakter und namentlich den Fanatismus der Türken

vor die Seele hielt. Er machte sich auf seinen Tod gefaßt und hielt es noch für eine Vergünstigung, daß er nicht sogleich erdrosselt wurde. Alle seine Versuche, mir Nachricht von seinem Schicksal zu geben, waren vergebens. Er hatte zwei Gefangenwärter, einer davon war menschlich, der andere aber behandelte ihn schlecht. Ersterer hatte ihm Papier und Bleistift versprochen, erkrankte aber und Theodor sah ihn nie wieder. Als Theodor eben auch darüber schmerzlich klagte und sich um so gedrückter fühlte, da sich ungeduldige Stimmungen zeigten und er oft kleinglaubig wurde, klirrten die Schlösser des Gefängnisses zu ungewöhnlicher Stunde, und er erwartete sein Todesurtheil, aber es trat ein Unterbeamter ein, kündigte ihm seine Befreiung an und händigte ihm zugleich einen Paß ein. Er sagte ihm, er solle seinem Gott danken, denn diese Befreiung sey ein ganz unerhörter Fall. Und zu dieser Stunde, wo ich sie am wenigsten verdiente, rief Theodor und wollte den Beamten noch Einiges fragen, aber dieser führte ihn sogleich aus den finstern Mauern und sagte ihm, er solle sich vor keinem Türken mehr sehen lassen. Theodor verließ augenblicklich Konstantinopel, brauchte zwei Tage zu einer Tagereise, wo er unterwegs von milden Gaben leben mußte, bis er zu einer Christenfamilie kam, die ihm bekannt war. Von dieser konnte er Geld und ein Pferd borgen, welches ihn zu mir brachte.

Sechs Wochen leben wir jetzt mit einander und mein Theodor ist so ganz von Dank und Lob gegen Gott erfüllt, daß er mich täglich beschämt. Auch machen mir seine vielseitigen Kenntnisse große Freude. Es fehlt uns nichts mehr, als das Vaterland. Noch einige Ausflüge und

wir spannen unsere Segel aus und wenden den Blick nimmer von Westen ab, das Herz ist ihm schon lange zugekehrt. Ein heller Stern der Hoffnung leuchtet über meiner Zukunft und zeigt mir ein reiches Leben. Ich bin nicht mehr allein, Gott hat mir ein Wesen geschenkt, das mir ganz angehört. Wie glücklich fühle ich mich!

Adelheid und Marie hörten Gustav, welcher den Brief des Hofraths vorlas, mit tiefer Gemüthsbewegung zu. Als sich Marie entfernt hatte, sagte Gustav: „Glaubst Du immer noch, daß der Hofrath Marien liebt? Er hat jetzt seinen Theodor und sucht nicht weiter.“ Adelheid: „Es thut mir leid. Zwei so reichbegabte Menschen sollten sich nicht ferne bleiben.“ Gustav: „Ich halte es für besser, wenn ungleiche Charaktere sich verbinden, wie ich und Du. Wir bilden zusammen ein Ganzes, was dem Einen fehlt, ersetzt das Andere, und so wird man sich gegenseitig unentbehrlich.“ Adelheid: „Mit gleichgestimmten Saiten, was Du wohl meinen wirst, sind aber der Hofrath und Marie doch nicht zu vergleichen. Sie ist ja so sanft und schweigsam und er so lebendig, so begeistert für alles Schöne und Gute, spricht gern und über Alles.“ Gustav: „Ein bedeutender Unterschied ist jedenfalls zwischen Mann und Weib, wenn aber beide heftig, oder beide sanft sind, wenn sie gleiche Naturanlagen und Eigenschaften haben, ist es nicht so schön, als wenn sie gegenseitig abgeben und annehmen.“ Adelheid: „Wenn sie sich dieß zur Aufgabe machen, gleichen sie sich am Ende ja doch.“ Gustav: „Ja, aber nicht von Natur, und eben dieß Ausgleichungsgeschäft schützt vor Einförmigkeit, vor Gewohnheit und einem Liebe tödtenden Alltagsleben. Ich meine aber natürlich nicht, daß sich die

Gegensätze suchen sollen; nein, dieß wäre vermessen, besonders ist es für das häusliche Glück nothwendig, daß die Gesinnungen gleich sind und nach Einem Ziele gestrebt wird, die Art und Form kann zweierlei bleiben, bis das allmählige Ineinanderwurzeln beider Stämme gleiche Blätter und gleiche Blüthen treibt, was jedenfalls über jene Zeit hinausgeht, wo uns ein immer frisch bewegtes Leben gegen die schlimmen Folgen der Gewohnheit schützen muß." Adelheid: „Ich muß wieder auf meine Behauptung kommen: daß Marie und der Hofrath keine langweilige Aehnlichkeit mit einander haben." Gustav: „Du möchtest sie eben verbunden wissen, das merke ich wohl. Wenn es Gott gefällt, Deinen Wunsch zu erfüllen, so wird dieß ohne all unser Dazuthun geschehen."

Marie kam Morgens ungewöhnlich bleich zum Frühstück und sagte sogleich unaufgefordert, sie hätte nicht schlafen können, Theodors Geschichte habe sie unruhig gemacht, da das Schicksal unglücklicher Verwandter durch die Aehnlichkeit mit demjenigen seiner Eltern wehmüthig in ihrer Erinnerung aufgetaucht sey. Sie habe nicht davon sprechen wollen, weil sie immer zu großen Schmerz dabei fühle und ihr Beruf eine stets frische Heiterkeit fordere. Die einzige Schwester ihres Vaters seye mit ihrem Mann und zwei Kindern nach Siebenbürgen ausgewandert, nach den Nachrichten aber, welche ihr Vater erhalten, seyen Eltern und Kinder in kurzer Zeit am gelben Fieber gestorben. Ihr Vater habe namentlich die Schwester so innig geliebt, daß der Kummer über ihre unglücklichen Verhältnisse an seiner Gesundheit genagt und wahrscheinlich mitunter seinen frühen Tod herbeigeführt habe. „Vielleicht ist es abenteuerlich," sagte Marie,

„ferner an die Möglichkeit zu denken, daß Theodor eines dieser Kinder seyn könnte, Todtenscheine hat mein Vater keine erhalten, nur ein kurzer Brief des Arztes, der die Kranken behandelte, meldete ihren Tod. Das Söhnchen hieß Christian; doch ich will mir's lieber aus dem Sinn schlagen, es wäre eine gar wunderbare Fügung, wenn der Knabe nicht gestorben und gerade in des Hofraths Hände gekommen wäre."

Adelheid machte Marien sanfte Vorwürfe, daß sie ihren Mangel an Sinn für die Mittheilung eigener Angelegenheiten noch durch gesteigertes Pflichtgefühl unterstütze und lieber jede Last oder Sorge allein trage, als ihre Freunde damit bekannt mache.

Die Neugierde, Theodor persönlich kennen zu lernen, war bei den Frauen fast noch größer, als die Freude, den edlen Hofrath wieder zu sehen. Es war ein stürmischer Novemberabend, als Gustav seine Frau im Kinderzimmer aufsuchte und die angenehme Botschaft brachte, daß der Hofrath morgen ankommen werde. Die Kinder jubelten hoch auf und als sich die Frauen vom freudigen Schrecken etwas erholt hatten, stimmten sie auch mit ein.

„Er wird ein arabisches Pferdchen mitbringen," sagte Emil, und seine Schwesterchen bemerkten, daß sie sich auf den jungen Türken, von welchem die Mama erzählt habe, doch noch mehr freuen.

Des Morgens waren alle Hausbewohner besonders frühe wach. Der Gärtner mußte seiner ganzen Kunst aufbieten und das Schönste, was in den Gewächshäusern der Stadt zu finden war, herbeiholen, um die Zimmer der Ankömmlinge zu schmücken, wobei Adelheid und Marie

sehr geschäftig waren und Eine die Andere an geschmackvoller Anordnung übertraf.

Gustav meinte, die deutsche Herzlichkeit der treuen Freunde werde dem Hofrath viel wohlthuender entgegen winken, als die geschmückten Wände, und er hatte recht; aber der Hofrath wußte doch auch die poetische Seite der Frauen zu schätzen und verachtete ihre Blumen nicht. Der Tag gieng den Frauen und Kindern schnell vorüber, nur Gustav, welcher sich weniger zu schaffen machte, wurde er lang. Wohl hundertmal hatte er nach dem Weg gesehen, wo die Freunde herkommen sollten, so etwas war man an dem Geschäftsmann, der so oft bis über die Ohren in den Akten steckte, gar nicht gewohnt. Heute wurde das Amt den Gehilfen überlassen, er war unfähig, an etwas Anderes zu denken, als an seinen Freund. — Als man, ohne etwas genießen zu können, beim Thee versammelt war, wurde die Thüre leise geöffnet und der Hofrath lag in Gustav's Armen, Theodor verbeugte sich stumm, bis Gustav auf ihn zugieng und ihn so herzlich wie einen Sohn umarmte. Adelheid war darüber, daß Theodor eine auffallende Aehnlichkeit mit Marie hatte, so frappirt, daß ihr das Herz noch nicht ganz aufgegangen war. „Ich erinnere Sie wohl auf eine wehmüthige Art an Eduard," sagte der Hofrath zu Adelheid. „Nein," erwiederte diese; „die Aehnlichkeit Ihres Pflegsohnes mit Marie hat mich augenblicklich in Anspruch genommen, die Freude, Sie wiederzusehen, geht aber dennoch über Alles. Edle Züge gleichen sich gerne im Allgemeinen, im Einzelnen finde ich die Aehnlichkeit nicht." Theodor sagte: „Ich habe einen Oheim in diesem Lande, dieser hat zwei Töchter, welche ich aber nicht in glänzenden

Verhältnissen suchen darf. Eine davon soll das Ebenbild meiner Mutter seyn." Hofrath: „Ja, mein Sohn, morgen machen wir uns auf, und suchen den Oheim." Marie verließ weinend das Zimmer.

Adelheid: „War ihr Oheim nicht Schullehrer, lieber Theodor, und ist ihr eigentlicher Taufnahme nicht Christian?" Theodor: „Beides richtig." Adelheid: „Heißen die beiden Töchter des Oheims nicht die ältere Louise und die jüngere Marie?" Theodor: „Ja, dieß sind ihre Namen." Adelheid: „Alles trifft zusammen, meine Marie, meine geliebte Marie ist die Tochter Ihres Oheims, ich gehe, ihr die freudige Botschaft zu bringen." Bald kehrte Adelheid mit Marie zurück, welche nun Theodor wie einen wiedergefundenen Bruder begrüßte. Sie erzählte ihm, daß ihr Vater bald nach dem Tod seiner Eltern gestorben sey, und auch ihre Mutter nicht mehr lange gelebt, ihre Schwester aber einen schweren Pilgerlauf noch nicht vollendet habe u. s. w. Theodor sagte: „Gott habe ihm nach viel Trübsal ein schönes Loos bereitet und auch Marie sey es, wie er sehen dürfe, aufs Lieblichste gefallen, und so wollen sie denn nur Thränen des Dankes und der Freude weinen. Bald verhüllte die Fröhlichkeit den Ernst und die Rührung. Die Kinder hüpften an dem Hofrath hinauf und machten allerlei possierliche Fragen, und als dieser sagte, er habe drei arabische Pferdchen bei sich, die morgen früh im Hotel N. abgeholt werden können, war Emil überglücklich.

Marie gieng folgenden Tages frühe zu ihrer Schwester, um sie auf Theodor's Besuch vorzubereiten. Als sie zurück kam, fand sie prächtige Geschenke, welche der Hofrath für Adelheid und die Kinder mitgebracht hatte, auch

sie wurde mit einer Sammlung der seltensten Muscheln beschenkt. Gustav erhielt ein arabisches Pferdchen, das besonders dem kleinen Emil große Freude machte. Der Tag war fast zu reich an Mittheilungen aller Art, und Adelheid sagte: „Mir wird ganz bange bei so viel Glück und Freude, doch ist es gut, daß der Mensch immer noch etwas zu wünschen hat, wenn er sich auch sehr glücklich fühlt, denn ein vollkommenes Glück läßt kein menschliches Loos zu. In meinem Leben kam immer etwas Nieder=schlagendes, wenn das Glück hoch auflodern wollte, daher wird mir bange, wenn sich mir ein irdischer Him=mel nur von ferne aufthun will.“ Hofrath: „Ihr Glück=seligkeitsgefühl stammt wahrhaftig nicht von einem irdischen Himmel und gehört also diesem ganz und gar nicht an. Sind die Liebe und Freundschaft nicht Ihre Glücksterne, und hat diese Gott nicht selbst in Ihr Herz gepflanzt? Können Sie vergängliche Güter befriedigen? vom Glück=lichmachen will ich gar nicht sagen.“ Adelheid: „Nein, aber so rein sind meine Liebe und Freundschaft doch nicht, daß sie nur das höchste Interesse, nur heilige Wünsche haben. Ich sorge doch gerne auch für das irdische Wohl meines Gustav's, meiner Kinder und meiner Marie, sorge oft zu voreilig und zu ängstlich. Statt daß ich diese Lieben ruhig ans Herz Gottes legen sollte, will ich immer selbst zu viel an ihrem Schicksal arbeiten.“ Hofrath: „Dieß wollen Sie gewiß nur bei Ihrer Marie, denn Gustav hat, was er will, und die Kinder ruhen noch in Ihrem Schoos.“ Adelheid: „Marie hat auch, was sie will, denn sie will wenig, und doch wünsche ich immer, sie sollte mehr wollen.“ Hofrath: „Wer bei Ihnen seyn darf, ist wohl versorgt, aber Ihr uneigennütziges Herz

möchte dem seltenen Geschöpf ein eigenes häusliches Glück bereiten und seinen Wirkungskreis erweitern?" Adelheid: „Sie haben mich errathen." Hofrath: „Und Sie mein Herz schon früher, Gustav hat diesen Morgen mit mir gesprochen. Sie fühlen Alles, was ich sagen möchte, ich kann über diese Empfindungen nicht sprechen. Marie ist nach ihren christlichen Gesinnungen Eins mit mir, und wer seine Verbindungen in dem Herrn schließt, kann durch diese nie unglücklich werden. Daher haben auch die Herrnhuter, welche nicht nach der Neigung des menschlichen Herzens, sondern nach dem Willen des Herrn, welchen sie durch Gebet und Loos zu erkennen glauben, wählen, größtentheils glückliche Ehen, dennoch möchte ich nicht ganz Herrnhuter seyn. Hat Gott Ihre Marie für mich bestimmt, so wird Er ihr Herz leiten, ich lege Alles in seine Hand, und thue vorerst keinen Schritt." Hier trat Gustav ein und bat seine freudetrunkene Frau, Marie doch ja nichts von dem so eben Besprochenen merken zu lassen, was Adelheid, so schwer es ihr auch wurde, strenge hielt.

Indessen war Theodor mit Marie zu ihrer Schwester gegangen, und hatte dieser eine schwere Börse vom Hofrath, dessen Namen er verschweigen mußte, eingehändigt; Marie erkannte aber natürlich den Wohlthäter, während die Schwester Theodor mit Thränen dankte, denn die Summe Geldes war so groß, daß dem Mangel für ihr ganzes Leben abgeholfen wurde. Auch war ihr Mann vor einiger Zeit gestorben, was ihre Lage sehr erleichterte. Gustav machte mit dem Hofrath und Theodor jeden Abend kleinere Spaziergänge, oder Ausflüge zu Pferd, von denen sie immer sehr vergnügt zurückkehrten, denn

meistens war die Unterhaltung den Wissenschaften zugewendet, welche die ältern Männer, wie der geistreiche Jüngling sehr liebten. Gustav meinte, es sey schade, wenn Theodor seine Kenntnisse nicht auch Andern mittheile, besonders könnte er als Orientalist viel leisten; aber Theodor wollte durchaus noch Theologie studieren, er sagte: „Ich habe meinen Herrn lange genug verläugnet, ich will Ihn nun mein ganzes Leben hindurch bekennen, nicht nur allein mit dem glaubigen Herzen, nein, mit allen Kräften, die mir Gott geschenkt hat.“ Der Hofrath war mit Theodor einverstanden und die Vorbereitungen auf die Universität wurden getroffen. Theodor liebte seinen neuen Pflegvater nicht nur mit der ganzen Hingebung seines Herzens und Willens, sondern er wußte ihm auch eine so zarte Aufmerksamkeit zu erzeigen, wie sie, besonders bei dem männlichen Geschlecht, selten zu finden ist. Alle kleine Eigenheiten des Hofraths hatte Theodor so studiert, daß er sie befriedigen konnte, ehe sie zum Vorschein kamen. Es waren nur Kleinigkeiten, welche den Hofrath stören, ja sogar bis zum Zorn reizen konnten. So wußte ihm zum Beispiel kein Reitknecht das Pferd recht zu satteln, die Steigbügel waren immer zu kurz, oder zu lang geschnallt, auch wenn er, schon auf dem Pferd sitzend, das Wie selbst angegeben hatte. Theodor merkte nur einmal recht auf, sah dann immer nach, ehe der Hofrath seinen Araber bestieg, und es war stets Alles in Ordnung. Auch war der Hofrath ein großer Freund von der Reinlichkeit und Ordnung, mochte sich aber eben so wenig damit abgeben, als sich bedienen lassen. Theodor wußte dieß Alles einzurichten, ohne daß es der Hofrath bemerkte. Denn nie hatte ihm Theodor

Kleider und Schränke reinigen lassen, wenn er zugegen war, er wußte die Stunden, in welchen der Hofrath in ein Gespräch vertieft, länger bei Tisch oder auf einem Spaziergang verweilte, regelmäßig dazu zu benützen. Adelheid bemerkte, daß sich Theodor viel zu schaffen machte, wenn der Hofrath abwesend war, und fragte jenen um die Ursache. Theodor sagte: „Es ist weniger meines Pflegvaters, als meine eigene Caprice, dem Theuren Alles aus dem Weg zu räumen, was ihn stören könnte." Adelheid: „Gerade das bewunderte ich neben andern Vorzügen an den Hofrath, daß er als Gelehrter die Sonderbarkeiten seiner Collegen nicht theilt, nach der neuen Beobachtung kannte ich ihn in diesem Punkt eben nicht." Theodor: „Es giebt wohl keinen Menschen, der nicht auch seine Eigenheiten hätte, es kommt besonders bei dem Gelehrten nicht selten auf die nächsten Umgebungen an, sie zu vergrößern, oder zu verkleinern." Adelheid: „Wo in aller Welt, lieber Theodor, konnten Sie sich diese Erfahrungen sammeln?" Theodor: „Gott führte mich in eine Schule, welche den wenigsten Menschen zu Theil wird, wenn ich Ihnen einmal von meinem muhamedanischen Pflegvater und dem Aufenthalt bei ihm erzähle, so werden Sie wohl glauben, daß ich die verschiedenartigsten Erfahrungen machen konnte. Ich hatte keine Idee davon, wie viel Großes und Kleinlichtes, wie viel Edelmuth und Grausamkeit, wie viel Stolz und Selbstentwürdigung in einer Menschennatur aufs Engste verbunden seyn könne. Mein Pflegvater hatte eine solche. Einmal siegte das Gute, ein andermal das Böse in ihm. Ach, was hätte dieser Mensch als Christ werden können! Er hatte ungewöhnlich viel Geist und Talent, neben einer

Liebe zu den Wissenschaften, einen Fleiß, eine Ausdauer, welche Alles erreicht haben würde, wenn er nicht jedes Ding nach väterlicher Weise behandelt hätte, sein National-stolz überschattete Alles, und fremdes Licht fand keinen Zugang. Oft lag sein gesunder Verstand mit den Vor-urtheilen im Streit, aber diese siegten immer. Ich fand viele schöne Züge unter den Türken, und es schmerzte mich tief, das köstlichste Gold unter dem Schutt ihrer Vor-urtheile vergraben wissen zu müssen. Zu meinen lieblich-sten Erinnerungen gehört der Umgang mit unserem Haus-arzt. Unerachtet ich die Studien eines Arztes nicht machen durfte, so lehrte er mich doch viel in der Heilkunde und ich durfte Botanik u. dgl. mit seiner Hilfe treiben. Wenn ich dann recht fleißig war, so nahm er seine Guitarre und improvisirte dazu, was mich ungemein ergötzte. Die Poesie unter jenem schönen Himmel hat eine eigenthüm-liche Frische, besonders wenn sie sich, so wie diejenige meines Arztes, in reiner Anschauung würdiger Gegen-stände über dieselben ergießt. So hatte er auch nicht das Tändelnde, das sich in den meisten neuern Gedichten der Orientalen findet, sondern es war bei ihm jene Poesie, welche Wahrheit ist. Nur die Liebe, welche nimmer auf-hört, und die Werke des Schöpfers, dessen Größe er im Thautropfen, wie im Lichtmeer der Sterne erkannte, konnte ihn begeistern. Sinnenreiz und Sinnengenuß waren nie sein Thema. Er besang zwar auch seine Geliebte, aber auf die reinste Weise. Gerade zu der Zeit, wo mir mein jetziger Wohlthäter begegnete, hatte ich im Sinn, seine Gedichte zu sammeln, kam aber natürlich alsdann nicht mehr dazu. Ich hätte ihm so gerne mein Herz aufge-schlossen, da ich seiner Verschwiegenheit trauen durfte,

aber er wich beharrlich aus, wie wenn er mein Geheimniß schon errathen hätte. Ich habe die wohlthuende Ahnung, welche wahrscheinlich aus dem Wunsch hervorgeht, daß er zu dem Licht christlicher Erkenntniß gelangen möchte, er werde bald sterben, und es thut mir besonders wegen des Arztes weh, daß mir bis jetzt alle Nachrichten aus Konstantinopel abgeschnitten sind, doch werde ich sie durch jene christliche Familie, welche mich, als ich in Freiheit gesetzt wurde, unterstützte, zu ermitteln suchen, der Vater fühlt sich ihr ohnehin immer noch verpflichtet." — Es vergiengen mehrere Monate der Familie in seltenem Glück. Die Winterabende wurden durch die Erzählungen des Hofraths und Theodors sehr verschönert. Theodor sollte erst nach Ostern die Universität beziehen und der Hofrath hatte noch keiner den Vorzug gegeben; die Wahl war schwieriger, weil er sich nicht von seinem geliebten Sohne trennen, sondern da den Wohnsitz aufschlagen wollte, wo dieser studieren sollte. Dieß hatte sich Adelheid freilich nicht gedacht; sondern sie hoffte, wenn eine Verbindung zwischen dem Hofrath und Marien zu Stande komme, würden sie in einer Stadt mit ihr wohnen. Aber unsere Träume werden selten wahr, und die schönsten nie. Wenn auch der Hofrath und Marie bei Adelheid geblieben wären, so hätte doch der liebenswürdige Theodor, an welchen sich Alle so innig angeschlossen hatten, gefehlt. „Man muß sich ja hüten," sagte Gustav, „den Gipfel des Glücks ersteigen zu wollen, dieß läßt kein menschliches Loos zu, oder besser, die Liebe Gottes will uns diese unvollkommene Welt nicht zum Himmel machen, auf daß wir unsere Bestimmung, zu suchen, was droben ist, nicht verfehlen." Adelheid liebte übrigens so uneigen-

nützig, daß sie immer mehr das Wohl Anderer, als ihr eigenes im Aug hatte, und mit den Führungen Gottes wurde sie ohnehin immer zufrieden, sobald sie diese als solche erkannte. Indessen hatte sie die Freude, immer mehr Annäherung zwischen dem Hofrath und Marien zu bemerken. Theodor war eigentlich das Band, durch welches Beide fester zusammen gehalten wurden, besonders Marie bedurfte einer solchen Vermittlung. Der Abstand zwischen ihr und dem Hofrath schien ihr früher zu groß zu seyn. Was andere Mädchen angezogen haben würde, seine Glücksumstände, stieß sie eher zurück, so viel Beweise ihr auch der Hofrath davon gab, wie gut der Reichthum angewendet werden kann. Namentlich konnte sich Marie in die Klugheit, mit welcher der Hofrath seine Wohlthaten spendete, nicht recht finden, ihr gutes Herz wollte nur immer geben, ohne zuvor Untersuchungen anzustellen, ob die Wohlthat auch am Platz sey, und sie meinte, wer lang untersuchen könne, habe das Bedürfniß, wohl zu thun, weniger; sie mochte hier Recht haben, aber bei dem Hofrath war es nicht jene Klugheit der Reichen, welche der Habsucht zur Gewohnheit geworden ist, und ihr da zum Deckmantel dient, wo sie gerner rechnet, als giebt. Der Hofrath gab den Bedürftigen, so viel er konnte, jedoch selten Geld unter die Hände. Er ließ sie kleiden und speisen, und wußte treffliche Einrichtungen zu treffen, ihnen gründlich zu helfen. Dem Bettel war er sehr gram, und hier schien er den Frauen zu weit zu gehen. Seine strengen Ansichten milderten sich übrigens nach und nach in Mariens Umgang, so wie sie durch ihn an Klugheit und Umsicht gewonnen hatte. Ihre Charaktere fiengen schon an, sich gegenseitig zu ergänzen und

in Eins zusammen zu fließen, und es wurde Jedem zur innern Gewißheit, daß Eines für's Andere bestimmt seye, und doch konnte der Hofrath zu keiner Erklärung kommen, Adelheid und Theodor fanden dieß sehr langweilig. Ob dieser gleich unschuldig wie ein Kind war, so entgieng ihm doch seines Pflegvaters Liebe zu Marien, welche ihm in jeder Beziehung eine tiefgeliebte Schwester geworden, nicht, und er sprach mit Adelheid offen darüber. Gustav hielt über das Wartenlernen so viele Abhandlungen, daß Jene nicht wagen konnten, der Herzenssache ein Forte zuzurufen, sie mußten eben warten.

Indessen stieg die Sonne schon höher, und der Februar brachte so schöne Tage, daß kleine Ausflüge gemacht werden konnten. Auf einem derselben blieb Theodor, gegen seine Gewohnheit, immer etwas zurück, Marie wartete auf ihn, und der Hofrath wäre über den langsamen Läufer beinahe unwillig geworden, wenn dieser nicht endlich hätte eingestehen müssen, daß er wegen Kopfweh und Mattigkeit nimmer weiter gehen könne. Der Hofrath zog sogleich seinen Rock aus, setzte den geliebten Sohn darauf, legte den kranken Kopf an seine Brust, und Gustav eilte nach Haus, um einen Wagen zu holen. Der sonst so lebendige Jüngling ließ Alles willenlos geschehen, was hier ein böses Zeichen war. Der Hofrath wollte sich seine Bestürzung nicht merken lassen, aber Theodor sagte, sie fühlend: „Laß Dein Herz nicht so gewaltig pochen, guter Vater, mir wird bald wieder besser werden." Die sonst so standhafte Marie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, und Adelheid faltete die Hände und seufzte nach Oben. Gustav kam bald mit dem Wagen, und Theodor wurde sanft hineingehoben,

und die Frauen setzten sich neben ihn, der Hofrath und Gustav legten die Hände auf die Kutschenthüren. „So langsam gefahren, und wie von Engeln getragen," sagte Theodor," muß ich ja gut heim kommen;" er hatte aber kaum gesprochen, als er eine Schwäche über die andere bekam, und seine Begleiter wußten sich nicht zu helfen. Gustav hatte, schon als er den Wagen holte, den Arzt rufen lassen, welcher auch den Kranken empfieng, und aus dem allzuheftigen schnellen Anfall nicht klug werden konnte. Es wurden stärkende Mittel angewendet, bis mehrere Aerzte herbeigerufen werden konnten. Das ärztliche Consilium beschloß, Theodor als Nervenfieberkranken zu behandeln. Pflegvater, Schwester, Adelheid und Gustav theilten sich mit rastloser Aufopferung in die Pflege des geliebten Kranken, und Gott ließ es der zarten Pflege und der Kunst der Aerzte gelingen, daß er nach sechs leidensvollen Wochen des Tags wieder einige Stunden außer dem Bett seyn konnte, aber das Fieber wollte ihn immer noch nicht ganz verlassen, und wurde nach und nach ein schleichendes. Theodor machte sich gegen die Art der Schwindsüchtigen mit seinem Tod bekannt, sprach sehr gerne davon, und sah es nicht gerne, daß sein Pflegvater eine Hoffnung nährte, zu welcher nach seiner Ansicht keine Gründe vorhanden waren. Die Aerzte bewunderten die Kenntnisse, welche er in dem Urtheil über seine Krankheit zeigte, und ein frommer Geistlicher der ihn oft besuchte, freute sich des weit geförderten Christen, der in der Demuth, in der Ergebung, in dem Glaubensmuth, in der Liebe, kurz in jedem Zug des Jünglings leuchtete. Er hatte natürlich sein ganzes Herz dem Geistlichen aufgeschlossen, und anfangs der Krankheit machte ihm die

Zeit, in welcher er seinen Glauben verläugnete, immer noch Gewissensnoth, aber als ihm die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden zu Theil wurde, leuchtete ein Frieden und eine Freude aus seinem ganzen Wesen, daß all seine Umgebungen davon erquickt wurden. Eines Abends, als der Hofrath und Marie sich wieder neue Stärkung für den bevorstehenden Verlust bei ihm holen wollten, legte er ihre Hände in einander und sagte zum Hofrath: „Liebe Marie, wie mich, und thue an ihr, was Du an mir gethan hast;" alsdann ließ er Gustav und Adelheid rufen, faltete die Hände und bat Gott, diesen beiden Paaren zu vergelten, was sie an ihm gethan haben, und sie mit himmlischen Gütern zu segnen, dankte Allen mit tiefer Bewegung und versprach, vor dem Throne Gottes für sie zu beten. „Noch eine Bitte," sagte er, sehr erschöpft. „Ich wünsche, meinen Pflegvater noch mit meiner Schwester getraut zu sehen, aber ich werde bald bei meinem Herrn seyn. Es hat Eile, wenn Ihr meinen Wunsch erfüllen wollet, muß es in wenigen Stunden geschehen; ich weiß nicht wie lang mein Todeskampf dauern wird; ich weiß nicht ob ich mein volles Bewußtseyn behalten darf bis ans Ende; ich weiß nur die Stunde meines Todes." Gustav drückte Theodor einen langen Kuß auf die kalte Stirne, und holte den Geistlichen. Adelheid kleidete ihre Kinder um, machte sie mit Mariens Trauung bekannt, und führte sie an Theodors Lager. Er segnete die Kleinen, welche ihn so lieb gewonnen hatten. Louischen weinte sehr, denn sie fühlte wohl, daß er nimmer lang leben würde. Er sagte ihr: „Freue Dich, mein Schwesterchen, ich ziehe in ein Land, wo Friede und Freude die Fülle ist, und ich werde für Dich bitten, daß

Du auch einmal dahin kommst, wo es unendlich viel schöner und besser ist, als auf dieser Welt." „O, nimm mich lieber gleich mit Dir," sagte Louischen schluchzend. „Nein, mein Kind," erwiederte Theodor, „Du mußt Vater und Mutter noch Freude machen, durch Deine Liebe und Deinen Gehorsam." Dann winkte er Adelheid und sagte leise: „Aber bei meinem Tod sollen die Kinder nicht zugegen seyn." Der Geistliche kam und vollzog die Trauung. Die Verlobten knieeten vor Theodors Lager nieder, welcher fast bewegungslos dazuliegen schien, als aber der Akt vorbei war, richtete er sich auf, umarmte Beide, sank wieder zurück und sagte: „Nun möchte ich ruhen." Die Anwesenden entfernten sich alle, nur Adelheid blieb bei ihm, und betete leise. Als sie ihm wieder näher trat, hörte sie ihn nicht mehr athmen, sie hielt ihr Ohr an seinen Mund, rieb seine Hände, keine Bewegung. Sie machte keinen Lärm, denn sie war in der rechten Stimmung, welche so eben das Gebet noch geheiligt hatte. Sie gieng stille durch die anstoßende Zimmerreihe, suchte die kleine Gesellschaft zusammen, und sagte: „Ein schöner Hochzeitabend, Theodor steht vor dem Throne Gottes!" Keine laute Klage, keine störende Eile zog die Trauernden an Theodors Sterbebett, in tiefer Rührung knieeten sie Alle neben ihm nieder, und der Geistliche, welcher noch bei den Neuvermählten verweilte, segnete den geliebten Todten ein, und hielt ein erhebendes Dankgebet, daß ihn Gott so schnell vollendete, und ihm den Tod so leicht machte. Am Begräbnißtage, als sich die Familie Abends wie sonst, um gemeinschaftlich zu lesen, und um von Theodor zu sprechen, zusammensetzte, sagte der Hofrath: „Deine Glaubensworte, liebe Adelheid: „„Theodor steht vor dem

Throne Gottes""", welche Du mit dem Tone fester Ueberzeugung sagtest, haben mir innig wohl gethan. Selbst das neue Testament läßt uns im Dunkeln über den Zustand, in welchen wir gleich nach unserem Tod versetzt werden." Adelheid: „Es war mir eben innerlich so, wie ich sagte. Ich dachte nicht an Theodors Schlaf, ich dachte nur an sein Erwachen, und wo hätte ich mir dieß vorstellen können, als bei seinem Herrn, nach welchem er sich mit einer Liebe und mit einer Hingabe des ganzen Herzens sehnte, die ein Entgegenkommen finden mußten, auch kam sein Glaube gewiß sogleich zum Schauen. Bei jedem Andern wäre es mir vielleicht nicht so geworden, wie gerade bei Theodor." Marie: „Es geht mir hier auch wie Adelheid. Bei mir selbst aber glaube ich, daß ich lange nicht zum Anschauen Gottes und meiner vollen Seligkeit gelangen werde. Ich denke mir eben doch Alles analog, wenn ich mich auch mit Sprachen und Gebräuchen u. dgl. auf ein fremdes Land recht vorbereitete, und dort im gewöhnlichen Leben gut fort kommen könnte, so müßte ich doch erst längere Zeit dort seyn, bis ich die Fähigkeit erworben hätte, in bessern Gesellschaften fortzukommen, oder mich in die Nähe des Herrschers begeben zu dürfen. Dieß ist freilich sehr, sehr menschlich gedacht und gesprochen." Hofrath: „Und meiner geliebten Marie etwas unähnlich. Glauben und Denken ist zweierlei. Der lebendige Glaube trägt, nach meiner Ansicht, die Fähigkeit des Schauens schon in sich, und wenn das schwere Gewicht, das gröbere Organ der Seele, der lästige Körper abgefallen ist, warum soll das freie Auge des Geistes nicht zum Schauen gelangen? Kann überdieß Gott dem Glaubigen nur nach und nach, kann er ihm nicht auf einmal die volle Selig-

keit schenken?" Gustav: „In der heiligen Schrift scheint erst nach der Auferstehung die volle Seligkeit verheißen zu seyn, aber es wird nur im Allgemeinen darüber gesprochen. Was grübeln wir? Wir glauben an Gottes unendliche Vaterliebe, welche es viel besser mit uns macht, als wir fühlen und denken können. Wir werden daheim seyn bei dem Herrn; wo, wann und wie? dieß ist am Ende eins, aber jedenfalls ewig selig; dieß ist unserem Glauben gewiß." In Gustavs Ansicht vereinigten sich Alle, und nun erzählte ein Jedes, was es von Theodors Reden und Handlungen wußte. — Adelheid war es besonders merkwürdig, daß es dem Theodor, als er noch gesund war, sehr lebhaft träumte, er habe seinen türkischen Arzt unter einer lieblichen Kinderschaar in der Ewigkeit gefunden, wo dieser gerade Unterricht empfangen habe. Ihm, dem Theodor, sey eine Stelle als Lehrer bei denselben Kindern angewiesen worden, und die Himmelsgegend, in welche er sich versetzt gesehen, sey über alle Beschreibung herrlich gewesen. Marie erzählte, wie oft er ihre kranke Schwester besucht, und wie wohl er ihr gethan hätte. Sein Zuspruch seye immer der eines ganz durchgebildeten Christen gewesen. Der Hofrath wußte natürlich am meisten Altes und Neues von ihm zu sagen; Alle aber ergoßen sich in reicher Liebe über den Seligen, und nach vielen Jahren war er noch der Lieblingsgegenstand ihrer traulichen Gespräche.

Der Hofrath kaufte ein Landgut in der Nähe der Stadt, und war ein ächter Wohlthäter der Armuth in der ganzen Umgegend. Dem Herzen der guten Marie wurden keine Zügel angelegt. Es kostete sie keine Mühe, sich nach den Grundsätzen ihres Mannes zu bilden, denn

diese waren nur gut, auch liebte sie ihn mit allen Kräften ihrer schönen Seele. Es fehlte dem Glücke dieser Ehe nichts, als Kinder. Aber auch darüber wußte der Hofrath Marien zu trösten. Er nahm die zwei jüngsten Kinder ihrer Schwester ganz an Kindesstatt an, und für die Andern sorgte er auch väterlich, überdieß trug Marie die Kinder ihrer Adelheid fort und fort mütterlich im Herzen. Beide Familien lebten in beständigem Verkehr, und die Wirkungen des Christenthums thaten sich bei ihnen auf eine weithin segensreiche Weise kund.

Eilftes Kapitel.

Ludovikens Kunstleistungen.

Alles, was wir bis jetzt erzählten, stand theils in äußerer, aber größtentheils in innerer Beziehung zu unserer Ludovike, daher haben wir sie, wenn ihre Persönlichkeit auch zu verschwinden schien, doch immer im Auge behalten.

Ueber ihre Kunstleistungen wäre Manches zu sagen. Dieselben wurden zu wenig bekannt, und zu wenig anerkannt. Ihr Lehrer Vestier in Paris und ihr Freund Historienmaler Wächter sind vielleicht die einzigen Künstler, welche ihrer Kunst Gerechtigkeit widerfahren ließen. Das, was die meisten Beschauer anzieht und wohl auch blendet, hatte sie nicht. Aber seelenvoll wie sie selbst, war auch ihre Kunst. Ein großer Theil ihrer Bilder sind gegenwärtig noch aufgestellt in der stillen Wohnung ihrer bescheidenen Schwester. Ein junger Freund von uns, kein Künstler, aber ein Mann von ebenso viel Gefühl als Scharfblick, gesundem Urtheil und angebornem Kunstsinn, berichtete uns nach der Beschauung der geliebten Bilder, Folgendes:

Hochgeschätzte Freundin!

Ich war wieder drüben in dem lieblichen Thal in dem friedlichen Haus, um die Gemälde der Simanowiz zu sehen. Ein besserer Custos für diese kleine aber reiche Gallerie ließe sich nicht wohl

finden, als die freundliche Schwester der Künstlerin, die darin als in einem Kreise alter Bekannten lebt. Es sind meist Porträts von Angehörigen oder Solchen, mit denen Simanowiz eng verbunden war, und so ist es nicht, wie so häufig in Gallerien, ein bunter Mischmasch von Bildern, sondern ein zusammenhängendes Ganzes. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, eine vergangene Zeit in ihrer Jugendfrische herauf gezaubert zu sehen. Da ist ein herziges Kind, das mit seiner Puppe spielt, dessen Tochter schon eine gereifte Matrone ist. Da sind die Lehrer der Künstlerin, ihre Jugendfreundinnen, da ist ihr Gemahl als schöner junger Offizier, auf einem andern Bild als der gelähmte Mann, dessen unermüdliche Pflegerin sie war.

Es ist auch eine Geschichte ihres innern Lebens. Man sieht, mit welcher Liebe sie besonders die Familie ihres ersten Lehrers Vestier gemalt, dann die Bilder ihrer Freundinnen, deren Geist und Leben besonders reich war. Sie hat sich in Allem versucht. Im Portraitiren war sie Meisterin, aber auch eine historische Scene, wie Christus einen Blinden heilt, ist trefflich aufgefaßt. Im Landschaftmalen hätte sie gewiß viel geleistet, wenigstens wo eine Landschaft Hintergrund eines Porträts ist, hat sie diese mit großer Gewandtheit und vielem Fleiß ausgeführt. So wäre z. B. der Waldgrund, aus welchem Baletti hervortritt, ein herrliches Stück für sich. — Auch ein Miniature-Porträt ist von ihr da. — Doch ich will der nähern Angabe der einzelnen Stücke nicht vorgreifen.

Ein Künstler sollte über diese herrliche Sammlung Bericht erstatten und nicht ein Laie, der eben nur sagen kann: „das gefällt mir" und „das ist schön" und „das ist auch schön." Aber wie tief, wie genial ist Alles aufgefaßt, und doch so fleißig und pünktlich ausgeführt! Wie leicht und ungezwungen die Stellung, wie harmonisch die Farbentöne, das Fleisch zart und durchsichtig. Aber in nichts hat sie so die Künstlerin gezeigt, als in der Ausführung der Hand und des Auges. Wie weiß sie die ganze Seele darein zu legen, nicht bloß das Bestimmte, Verständige, Geistvolle des reifen Alters, das Sehnsüchtige oder Schwärmerische des sich entwickelnden, sondern auch das Harmlos-vergnügliche des Kindes. Ja, die Kinder hat sie so wahr, so ganz in den Schranken ihrer Jahre gehalten, daß sie hierin manche bedeutende Künstler übertreffen mag. Gewiß ist es hier das Schwerste, in dem Unentwickelten das künftige Große durchblicken zu lassen, das ist ihr ganz gelungen.

Ich gehe zur Beschreibung des Einzelnen über.

1) Der Vater *). Ein schöner männlicher Kopf mit hoher gewölbter Stirn, das gepuderte Haar zurückgestrichen. Ein pelzausgeschlagener rother Rock ist nachlässig angezogen, das Hemd offen.

Ein schöner, edler — ich möchte sagen adelicher Kopf — im wahren Sinn. — Die Züge sind fein und doch kräftig. Das helle, aufmerksame, durchdringende und doch freundliche Auge hebt sich unter den schwarzen Augbraunen nur um so schöner auf dem durchsichtigen weißen Teint des Gesichtes. Ein Zug des Wohlwollens spielt um den Mund. Das Bild läßt leicht den genialen Künstler errathen. Anders

2) Der Sohn. Er ist nicht so eine fertige, klar ausgeprägte Persönlichkeit. In seinem tief liegenden, dunkeln, feurigen Auge liegt etwas Schwärmerisches und Schwermüthiges, und ob gerade der Bauplan, den er zu fertigen im Begriffe steht, sein ganzes Dichten ausfüllt, möchte zu bezweifeln seyn. Das wild zurückgestrichene gepuderte Haar gibt ihm für seine Jahre ein zu altes Aussehen.

Ueber die Ausführung wäre viel zu sagen. Das Hemd, dessen weite Aermel herrliche Falten werfen, dessen Spitzenmanschetten und Busenstreif an niederländischen Fleiß erinnert, dann die gelbseidene Weste, die wie das Hemd nachlässig offen steht, ist musterhaft ausgeführt, ebenso die Zeichnung und die Instrumente, die vor ihm liegen. — Im Hintergrund steht eine Büste — vielleicht die seines Vaters.

Aber 3) die Tochter **), das ist ein gar hübsches Mädchen von fünfzehen Jahren, ganz das Bild des leichtsinnigen, liebenswürdigen Jugendfrohsinns.

Sie steht vor einem Waschtisch mit silbernem Becken und Kanne, ein Waschtuch hängt herab. Der Oberleib ist etwas vorwärts geneigt, sie wascht mit vielem Anstand die Arme. Gar graziös ist der fünfte Finger der herabhängenden linken Hand etwas aufwärts gehoben, der vierte ein wenig einwärts gebogen, die rechte Hand hält den linken Arm über dem Handgelenk. Wunderzart ist das Händchen, die Fingerspitzen und Knöchel haben einen Anflug von Rosa. — Ihre schönen weißen Arme zeigt sie nicht ungern.

Sie ist dem Vater sehr ähnlich, die Nase nicht gebogen, aber im schönsten Ebenmaß, um die frischen rothen Lippen spielt ein schalkhaftes Lächeln, das die schönen Zähne ein wenig sehen läßt. Das blaue Auge unter den schön geschwungenen schwarzen Bogen

*) Die Familie Vestier, drei Bilder lebensgroß.

**) Tochter mehr als Kniestück.

strahlt lauter Frohsinn — vielleicht ist auch ein wenig Kokettes darin. — Nun, es ist ja ein Pariser Dämchen und ihr Anzug trägt auch dazu bei, ihr ein etwas überreifes Ansehen zu geben. Sie hat einen starken Haaraufsatz von gepuderten Locken, von einem blaßrothen Band gehalten, ein olivgrünes Kleid, oben eng anliegend, aber zu einem Reifrock sich weitend. Eine blaßrothe Schärpe ist nach hinten gebunden.

Wunderbar hat hier die Künstlerin das Kindlichfrohe und Harmlose und das Schelmische in dem Auge des Mädchens gemischt. Sie ist noch Kind, aber sie läßt schon die Dame ahnen, die den Salon beherrschen wird.

Eine solche mag wohl jene Pariser Dame seyn *), welche ein kleines Porträt uns zeigt. Ihr geistreiches schwarzes Auge, die lange Nase, der feine Mund geben ihr einen fast gebieterischen Ausdruck. Immer noch schön ist ihre Mutter, eine bejahrte Dame. Obwohl sie die Zeit der Blüthe längst hinter sich hat, sind ihre Züge immer noch frisch und ebenmäßig. Eine andere Pariserin, eine geborne Deutsche (Münch), hat ein gar gemüthliches, dunkelbraunes Auge, das Gesicht ist rund, mit feingespaltenem, etwas zusammengepreßtem Mund. Durchaus ist Abrundung und Weichheit in dem fein gezeichneten Gesicht. Das aufgelöste Haar ist durch ein blaues Band hinten ganz leicht zusammengehalten. Der schöne weiße Hals ist sichtbar, die Brust bedeckt die zarte Hand, welche eine rothe Gardine vorzieht.

Von Pariser Freunden sind außerdem noch zwei Porträts da, der schwedische Gesandtschaftsprediger Chams **), ihr Freund und Beichtvater, ein verständiges, biederes Gesicht, und besonders ihre junge Freundin.

Baletti***). Eine dunkle Waldlandschaft, rechts eine Biegung des Wegs, mit schöner Perspective ist der Hintergrund. In der Ferne ist der Horizont an einer Stelle ziemlich erleuchtet. Vorn fließt ein kleines Wasser. Eine weibliche Figur tritt auf in einfachem weißem Kleid von schönem Faltenwurf, einer Schürze, die der Wind vorwärts treibt. Das schwarz- und rothgestreifte Mieder hebt nur das blendende Weiß des Gewandes. Der starke Wind löst die Locken des Haares, der nackte linke Arm ist auf die Brust gelegt, der rechte hängt herunter, der Blick ist nach oben gerichtet,

*) Drei Pariser Damen. — Brustbilder.
**) Chams Brustbild, verjüngter Maßstab.
***) Baletti, ganze Figur, weniger als halbe Größe.

Noch stürmt es in ihr. Kaum hat sie sich dem Kampf dreier Liebhaber durch Flucht aus dem Schlosse entzogen, aber jetzt ist sie gerettet, jetzt kann sie frei aufathmen in dem einsamen, nächtlichen Wald. Wohin nun? Sie weiß es nicht, aber dankend blickt sie zum Himmel auf.

Baletti ist es in dem glänzendsten Momente ihres Bühnenlebens. Ganz Paris strömte hinzu, wenn sie hier in dieser alten französischen Oper auftrat, um die gefeierte Sängerin zu hören und zu sehen.

Wahrlich eine wunderbare Erscheinung, sie ist nicht schön nach gewöhnlichen Begriffen von Schönheit, die Nase ist lang, unten etwas dick, der Mund klein, aber das Auge schwarz und groß, voll Geist und Gemüth, in ihren Zügen ist etwas Bestimmtes, sie weiß, was sie will. Die Figur ist besonders schön, schlank und zart und doch kräftig. Die Haut ist äußerst fein und weiß und läßt die Adern durchschimmern.

Die Künstlerin hat in diesem Stück ihre Meisterschaft bewährt. Wie hat sie nicht die Mischung von Angst und Freude in das Auge, in die ganze Figur zu legen gewußt! Der Faltenwurf ist ausgezeichnet, besonders die leicht gehobene Schürze. Man fühlt ordentlich den frischen Wind — ja den frischen Hauch, der durch alle Werke unserer Künstlerin weht.

Auch aus ihrem Familienkreis ist manch schönes Bild vorhanden. Da ist ihre Mutter *), eine wunderschöne Frau von den edelsten Formen. Das dunkelbraune, glänzende Auge, die feine Nase und die etwas gepreßten Lippen verleihen ihr einen imposanten, gebieterischen Ausdruck. Eine weiße Haube ist nach vorn gesetzt, schwarze Locken fließen drunter hervor. Das schwarze Kleid, drunter ein schmales weißes Halstuch, hebt die frische Farbe des Gesichts.

Eines der gelungensten Bilder ist ihre Schwägerin. Wie trefflich gemalt ist das himmelblaue knapp anliegende Atlaskleid mit den blaßblauen Unterärmeln. Ein rothes Band um den Leib, ein himmelblaues durch die reichen braunen Locken geschlungen, die über ein schönes Gesicht gegen den Rücken herabfallen, sitzt sie da, in einem Buch lesend. Frappant sind die Bücher in braun Leder gebunden mit rothem und grünem Titelschild und Goldverzierung. Aber so schön ist nichts wie die nachlässig herabhängende, wunderschön geformte, zarte, weiße Hand. Dieselbe in früherer Zeit in

*) Mutter der Simanowiz, Brustbild.

weißem Kleid und braunem Tuch mit einem blumenbekränzten Strohhut.

Weniger durch Schönheit und glänzende Ausführung als durch einfachen Ausdruck ihres Geistes sind ausgezeichnet die zwei Bilder der Reinwald und Voßler.

Einfach weiß gekleidet ist die Reinwald, Schillers Schwester (Hofräthin in Weimar). Wie zeigt das dunkle, schwärmerisch-selige Auge, der gemüthliche Zug um den Mund, den das etwas vorstehende Untergesicht hervorbringt, ja auch — und das nicht am wenigsten — die behaglich übereinandergelegten Arme die innere Zufriedenheit und Seligkeit, die aus einem reichen Geiste quillt.

Auch die Voßler *) ist ganz einfach in graues Gewand und weißes Halstuch gekleidet. Die Stirne ist etwas nieder, aber drunter große dunkelbraune Augen. Sie könnte schön seyn, aber sie will es nicht. Die Bogen sind ängstlich hinaufgezogen, um den feinen Mund lagert sich Bitterkeit. Was Wunder! Trägt sie doch wie jeder Mensch ihr Schicksal ins Gesicht geschrieben. Ansprechender ist sie auf einem Bildchen mit Simanowiz.

Da sitzen die beiden geistreichen Frauen in eifrigem ernstem Gespräch. Sie sitzen auf einem rothen Sopha, Voßler, in grünem Gewand, legt ihren linken Arm um der Freundin Schulter, die Rechte auf deren Schoos, Simanowiz, in weißem Kleid und blauem Tuch, das nachlässig herabhängt, ist gegen sie gewandt und hebt bedeutsam den linken Arm empor. Voßler hört mit Aufmerksamkeit und sinnend, zu, und gewiß, sie bewegt die Worte der sie mit sicherem, triumphirendem Blick ansehenden Freundin im Herzen, aber ihr Mund zieht sich etwas in ein Lächeln, des Zweifels oder des Schmerzens?

Sich selbst und ihren Gemahl hat Simanowiz in Lebensgröße und in verjüngtem Maßstab gemalt. Von ihr wird am Schluß noch die Rede seyn. Aber wer sieht es dem — nur zu schönen — Manne in der sorgfältigen, gepuderten Haarfrisur, mit der jugendlichen, frischen Gesichtsfarbe und dem dunkelblauen Auge — ihm, dem rüstigen Kriegsmann in dem schwarzblauen Mantel, der die himmelblaue Uniform durchblicken läßt — wer sieht es ihm an, daß er derselbe ist mit dem gelähmten Manne dort in dem grauen Oberrock. Der linke Arm fällt so schwer, so gelähmt auf den Tisch, die Hand berührt die hölzerne Tabackspfeife, die friedlich neben einer Tabacksdose ruht. Zwischen Beiden und der wohlgenährten

*) Voßler, verjüngter Maßstab.

Katze auf der andern Seite des Tisches liegt ein Buch, von dem Simanowiz, den Kopf auf die Rechte gestützt, sich gegen sein Kätzchen wendet — ein treffliches Stück.

Ein gar hübsches Bildchen ist Simanowiz und ihr Schwiegervater. Der altersgraue Krieger, ungarischer Husar, in rothen Beinkleidern und Halbstiefeln und grünem Frack, sitzt mit übereinandergeschlagenen Beinen an einem Tisch und präsentirt mit militärischem Anstand seiner lächelnden Schwiegertochter seine Tabacksdose.

Außer mehreren Brustbildern (einem männlichen Kopf in goldenen Locken und schwärmerischem Auge — Studie, einem weiblichen mit lichtbraunem Haar und weißem Teint, einem männlichen mit Federhut, einem aufwärts blickenden Kopf und einem Lieutenant) sind noch zwei gar schöne kleine weibliche Köpfe da.

Ein Kopf *) von dem schönsten Ebenmaß, das herrliche tiefblaue Auge ist nach oben gerichtet, von den zartesten schwarzen Wimpern bedeckt, das untere Augenlied etwas vorgeschoben, über das schöne schwarzbraune Haar hängt ein weißes Tuch herab. — Wie hier das Aufschlagen des Auges, so ist auf einem andern Bildchen **) das Niederschlagen gar schön. Die zarten Wimpern, die hochgewölbten, schwarzen Braunen, die lange, ebenmäßige Nase, der feine, lächelnde Mund geben ihr ein madonnenartiges Aussehen. Sie galt für das schönste Mädchen ihrer Zeit — hier hat sie ein Tuch über dem Kopf und rothes Gewand. Es ist nur Kopie. Auf dem Original ist sie als Nonne gekleidet.

Eine zarte Figur ***) mit titianischem Haar, dunklen Augen und leicht gerötheten Wangen. Das gelbe Gewand läßt die rechte Schulter bloß, der Arm umschlingt einen Kranich.

Schillers jüngere Schwester †), ein fast antiker Kopf, der rothe Mund etwas geöffnet, das Haar fällt in Locken und Flechten die Schulter hinab. Das kühne Auge ist nach oben gewandt, als wollte sie etwas erschauen. Die Wangen sind leicht geröthet. Das Kinn ist schön gerundet und kräftig. Sie lehnt an einem Stein, den rechten Arm auflegend. Ein blaues Gewand, drunter ein weißes, läßt die linke Schulter und die Brust offen.

Zwei kleine, aber gar anziehende Skizzen sind da aus Yoriks empfindsamen Reisen, „die arme Marie, die aus Liebe irre gewor-

*) Kleiner weiblicher Kopf.
**) Geb. Zech.
***) Weibliche Figur, Kniestück.
†) Weibliches Brustbild, colossal.

den." Die erste Skizze ist größer ausgeführt. Da sitzt sie, die arme Marie *), unter der Pappel, den Ellbogen auf dem Schoos, den Kopf seitwärts in die rechte Hand gelehnt, die linke hält ihr Hündchen Sylvio an einer Schnur. Sie ist weiß gekleidet, ihr Haar hängt aufgelöst herab. An einem grünen Band hat sie ihre Pfeife hängen. Sie ist ohne Schuhe; so war sie einst nach Rom gepilgert und zurück, sie wußte nicht wie. Kummerschwer liegt ihr Kopf in ihrer Hand, ihr Auge ist niedergeschlagen, sie ist in schmerzliche Träumereien versunken. Da Yorik kommt, zieht sie ängstlich das Hündchen an sich: „Du sollst mich nicht verlassen, Sylvio." Yoriks theilnehmende Worte berühren die Saite ihres Schmerzens, sie wacht auf aus ihren Träumen, nimmt ihre Pfeife und spielt ihr **Ave Maria**. Plötzlich wirft sie ihre Pfeife weg und macht sich auf. „Wohin, Maria?" — „Nach Moultier" — „Wir wollen zusammengehen." Yorik legt ihren Arm in den seinigen, so gehen sie, das Hündchen voraus — das ist das andere Bildchen. Yorik ist ein feiner Engländer, mit weitvorspringender langer Nase, scharfem Auge und feingespaltenem Mund. Ein kleiner dreieckiger Hut ist tief in die Stirne gedrückt, die weiße Halsbinde hebt die frische Farbe seines Gesichtes. Er trägt hohe, umgestülpte Stiefel, schwarzseidene Beinkleider und Weste, einen weit oben und knapp zugehenden braunen Frack. Links im Hintergrund ist ein Schloß, rechts das Dorfkirchlein. Wie steht es auf den Zügen des armen Mädchens geschrieben: „Das Herz ist gestorben"; wie zeigt das geschlossene Auge, daß es finster in ihr geworden ist, daß eine Wunde ihr geschlagen ist, „die nur das Wesen, das sie dreimal geschlagen, heilen kann."

Simanowiz hat sich auch in religiöser Malerei versucht. Trefflich ist eine Copie der sitzenden Madonna von Raphael; dann zwei kleine Christusköpfe, der eine etwas länglicht, in lichtbraunen Locken und blauem Auge ist sehr ernst, der andere ist lichter, geistiger und freundlicher, der Mund wie zum Sprechen geöffnet. Eine andere Copie ist ein Christuskind auf einem Kreuze liegend, in Wolken schwebend, um das Haupt die Glorie, zu den Füßen ein Todtenschädel. Es liegt der ganze Erlösersschmerz in dem Gesicht des Kindes, aber nicht als empfundener, sondern als geahnter, geträumter. Darum ist auch das Kindliche nicht verwischt.

Ein kleines Bild zeigt das Christuskind auf einem Lamme

*) Marie unter der Pappel, ein kleines Bild, dasselbe größer.

reitend, die Mutter hält es; hier ist ganz der Ausdruck der kindlichen Freude.

Eine sehr schöne Gruppe, zur Linken *) drei Jünger, Christus und der Blinde im Vordergrund; zur Seite einige Gesichter, die theils Neugierde, theils Freude zeigen. Im Hintergrund ist Jerusalem.

Ein kleines Stück **) mag hier eine Stelle finden. Ein Krankes, das voll Entsetzen aus dem Schlafe auffährt, weil es eine weiße Gestalt ansichtig wird, die, ein schwarzes Band um das Tuch über dem Kopf, einen Arm ausgestreckt, den andern bedeutsam erhoben, sich nähert.

Zwei Mönchsköpfe. 1) Der h. Hieronymus soll es seyn, eher der h. Antonius, der Vater der Mönche; er zeigt wenigstens die volle Hingebung, die reine Frömmigkeit des aufblühenden Mönchthums. Das Auge ist hier besonders sprechend; das untere Augenlied ist etwas hervorgequollen, der Blick ist mit ängstlicher Sehnsucht nach dem Himmel gewandt, wo die ganze Figur hindrängt. Das Haar über der Stirne, nur spärlich und ungeordnet, fällt auf die Seite in sanfte graue Locken herab. Der weiße weiche Bart giebt das Gefühl der Ruhe und des Friedens, aber eine Zeit der Kämpfe liegt hinter ihm. Er hat die Welt durchgekämpft, die Züge sind verwittert, aber sie lassen noch die edlen, männlich-kräftigen Formen des jungen Mannes durchblicken. Die Nase ist scharf gebogen, der Mund fein geschnitten, die Stirne, obwohl tief gefurcht, hat die schöne Wölbung nicht verloren. Alles ist vergeistigt. Nicht mit der Resignation, die am Ende jeden Verlust trägt, blickt er vorwärts, er will nicht Verlornes wiederfinden, sein Blick sieht in eine andere Welt hinein, deren Klarheit sich schon in seinem Auge spiegelt. In den magern Händen hält er einen Todtenschädel, aber die linke faßt ihn kräftig, wie einen Freund; er kann es fast nicht erwarten, bis er diese Hülle abstreifen darf; so sehnsüchtig, so leidenschaftlich blickt sein Auge hinüber.

Mag ein Anderer die technischen Schönheiten loben, aber die edelsten Formen, die auch die verwitterte Gestalt durchsehen läßt, das Auge, das die ganze Figur ordentlich nach sich zieht, der sehnsüchtige Blick, der den Stoff vergessen läßt, der braungelbliche Ton, der eine wohlthuende Harmonie in das Ganze bringt und dem Bild das Ansehen eines sehr alten Stückes giebt, das zeigt, wie die

*) Christus heilt einen Blinden.
**) Phantasiestück.

Künstlerin nicht bloß tief gefühlt und scharf aufgefaßt, sondern auch Alles treu wiederzugeben wußte. Sie hat außerordentlichen Fleiß und Mühe darauf verwendet — nicht umsonst, es ist gewiß ihr vollendetstes Meisterstück.

2) Das Pendant, ein wohlbeleibter Mönch mit muskulösem, derbem Gesicht, kurzem, weißem Bart, kleinen, schlauen schwarzen Augen, zeigt recht die andere Seite des Mönchthums. Die Fasten haben ihm nicht besonders zugesetzt, er fühlt sich recht behaglich in dieser Welt und ist noch rüstig genug, um, seinen Wanderstab in der derben Hand, sich in der Welt noch ein wenig umzusehen.

Noch bleibt uns ein kleines liebliches Feld, das Simanowiz wie Wenige zu bauen verstand — die Kinderwelt.

Da ist ein gar nettes Kinderköpfchen *) mit kurzgeschnittenen blonden Haaren, die zarte Schulter bloß. Es hält eine Puppe und sieht gar ernsthaft aus seinen blauen großen Augen unter der Stirne vor, ob man es auch bemerke.

Zwei gar zart ausgeführte Kinder **) — ein Mädchen mit blonden Locken, blauen Augen und äußerst zarter durchsichtiger Haut, ein schwacher Anflug von Roth um die Augen. Sie ist weiß gekleidet mit einem blaßrothen Band um den Leib. Aber seht einmal diesen herzigen Knaben, der schelmisch vergnügt lächelt, daß er eine Tambourin erbeutet, die er mit der linken Hand, wie sich wegwendend nach rechts hält. Ein allerliebstes Kind von vier Jahren in altfranzösischer Tracht, grauseidenem Wämschen und Hosen, drüber ein rothseidenes Jäckchen.

Aber das gute Kind hat den Schnupfen, seine Augen sind etwas geröthet, auch sein Näschen. Doch es kümmert sich nicht darum, es lächelt und seine Augen sehen recht vergnüglich und schalkhaft drein. Gar zart und fein ist die weiße Haut, die die Adern fast durchsehen läßt.

Dort ist ein rothbäckiges Kind ***) mit schwarzen Haaren und auffallend schönen, großen, schwarzen Augen, die von dunkeln Wimpern beschattet sind. Wie viel Geist strahlt schon aus diesem Auge, und doch ist der Ausdruck des Kindes so ganz kindlich. Es ist das Töchterchen der obengenannten Münch. Es hat ein Blumenkörbchen am Arme, legt sich aber doch mit beiden Aermchen auf den Tisch, das Köpfchen in die rechte Hand auf den Blumenkorb gelehnt.

*) Töchterchen des Kupferstechers Müller (Brustbild).
**) Zwei Pariser Kinder.
***) Kind mit Blumenkörbchen.

Neben diesem die kleine Nichte der Simanowiz. Das Kind sitzt an seinem Tischchen und zieht mit beiden Aermchen seine kleine Katze an sich, als müßte diese eben so viel Gefallen dran haben als das Kind, das aus seinen großen braunen Augen ganz vergnügt herüberlächelt. Gar nett ist das Kätzchen gemalt.

Dasselbe Kind *), etwa vierjährig, sitzt nackt auf einem Rasen neben Rosen. Das eine Händchen stützt sich auf den Boden, das andere hängt über die etwas angezogenen Füßchen über das Knie des rechten, das mehr ausgestreckt ist, herunter. Das Fleisch ist äußerst zart und weiß, aber wie kindlich vergnügt und doch schon so geistig ist das freundliche, kirschbraune Auge. Wie freundlich und ungezwungen das Lächeln, das etwas die Zähne zeigt. Man meint, es wolle eben anfangen, recht drollig zu lachen.

Und treten wir zum Schlusse vor das Bild der Künstlerin **) selbst. Da steht sie in einfachem, weißem Kleid, die Arme ruhig übereinandergelegt. Was augenblicklich fesselt, das ist die Harmonie in der ganzen Erscheinung. Die Züge sind markirt, die Nase etwas aufgestülpt, der Mund voll, der Kopf mit den reichen Locken ist etwas auf die Seite geneigt. Aber das Auge — sie hat Alles drein gelegt, es ist nicht nöthig, zu sagen was, dem, der ihre Geschichte kennt, und man braucht sie nur zu sehen, und man hat ihre Geschichte. Geist ist darin und gleicherweise Gemüth. Das Schwärmerische, Sehnsüchtige verräth das Kind der Muse, verräth einen Geist, der über die Gegenwart hinaus nach einem Höhern sich sehnt. Aber doch ist auch Ruhe und Zufriedenheit darin, die auch der Gegenwart eine freundliche Seite abzugewinnen weiß. Man siehts, sie hat auch trübe Stunden gehabt, aber ein Geist lebt in diesen Augen, in diesen Zügen, der überwinden kann und überwunden hat.

Daher der harmonische Eindruck, den dieses Bild macht, das einen tiefen, klaren Charakter spiegelt, der durch die mancherlei Stürme nur eine wohlwollende Freundlichkeit gewonnen hat. Das Bild fesselt uns und wir scheiden mit tiefer Bewunderung und Hochachtung von ihr, die es als Weib und als Künstlerin verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Nach der dringenden Bitte Reginen's, sie zu besuchen, hatte sich Ludovike endlich entschlossen, ein Reischen nach

*) Ein nacktes Kind, Nichte S.
**) Simanowiz.

Stuttgart zu machen. Es waren die ersten heiteren Stunden, welche sie nach dem Tod ihres Mannes bei Reginen wieder fand. Diese konnte, so wie sie nur wollte, die eingeschlummerte Fröhlichkeit wieder aufwecken, da ihr stets der trefflichste Witz zu Gebot stand. Und nun ihre Ludovike auch einmal so recht bei sich haben zu dürfen, die Erfüllung dieses lange gehegten Wunsches war freilich ganz dazu geeignet, sie selbst innig heiter zu stimmen. Jede freie Ausströmung des Herzens und der Seele wirkt ganz anders, als eine erzwungene. Daher ist ein natürlich heiterer Humor eine unschätzbare Gabe, welche all unsern Umgebungen zu gut kommt. Wem sie verliehen ist, der suche sie doch ja für sein ganzes Leben zu erhalten. Ein heiterer Sinn trägt alle Lasten leichter, während eine trübe Stimmung sie schwerer macht, als sie sind. Aber auch der unglücklich Geborene soll' und kann seinen Schöpfer nicht anklagen, denn dem Zuviel oder Zuwenig, was im Menschen liegen mag, ist von derselben liebenden Weisheit, die ihn erschaffen hat, in der Schule des Lebens so viel Gelegenheit zur Ausgleichung seiner verschiedenen Anlagen dargeboten, daß es nur an ihm fehlt, wenn diese vernachläßigt wird. Besonders ist die Heiterkeit, von welcher wir ausgiengen, fast in jedem Kind zu finden und es liegt gewiß mehr Freude als Trübsinn in der Menschennatur. Aber auch ein kleiner Funken kann leuchten, wenn wir ihn zu erhalten suchen.

Regine hatte Ludoviken die alten Freunde und Bekannten eingeladen, deren freilich noch wenige am Leben waren. Sie mußten sich gestehen: Ach, wie sind wir so alt geworden! aber Reginens Augen glänzten noch in fast jugendlichem Feuer und sie sagte auch: „Wir fühlen unsere

Jugendzeit wieder auftauchen, indem wir uns damit unterhalten. Hat das Alter denn nicht auch seine Vortheile, möchten wir fragen?"

Wahrhaftig, es ist kein niederer Standpunkt, auf welchen uns die Erfahrungen des Lebens nach und nach getragen haben. Nicht mit sehnsüchtigem Blick sehen wir in das bunte Thal unserer Jugend hinab, nein, dieser ist aufwärts, nicht abwärts gerichtet, wir wollen die Zahl unserer Jahre nicht schmälern, denn sie haben uns einem Ziele näher gebracht, das der Jugend wie dem Alter das wünschenswertheste seyn soll, was Gott geben kann. Die Lasten und Mühen des Lebens haben uns nicht niedergedrückt, wir haben uns an eine Kraft gehalten, die in den Schwachen mächtig ist.

Schande, wenn das Alter gerne wieder jung seyn möchte! Schande, wenn es seine Vortheile so schlecht versteht und die reife Frucht mit der unreifen vertauschen möchte. Die Blüthe ist wohl schön, wenn sie rein erhalten wurde, aber vereinigt die Frucht nicht mehr in sich, als die Blüthe?

Schande der Jugend, welche das Alter nicht zu ehren weiß! Es giebt nichts Holdseligeres als eine Jungfrau, die gerne zu den Füßen der alten Mutter sitzt, und ihrem Rathe, ihrer Ermahnung horcht, nichts Schöneres als der bescheidene Jüngling, der die Worte des Vaters beherzigt und die der ehrwürdigen Greise hochachtet. Nicht selten finden wir das traurige Gegentheil, auf welchem sicherlich ein Unsegen ruht.

Ludovike und Regina hatten nach Innen und Außen jene Altershöhe aber auch Reife erlangt, die dem Himmel näher steht, als der Erde. Keine von diesen Beiden hätte

mehr zurückgehen mögen, wenn auch die Jugendträume wieder freundlich in der Erinnerung auftauchten. Alles, bis auf die Angehörigen, welche ihnen in die Ewigkeit voraneilten, Alles sonst, was nicht Traum war, hatten sie mit ins Alter herübergebracht — nur durch die Ruhe und Erfahrung veredelt. Warm noch für alles Schöne und Gute, heiter selbst noch am Rande des Grabes, und nicht neidisch, nicht mißgünstig oder ärgerlich über die Freuden der Jugend, welche das Alter nicht mehr haben kann, und nicht mehr haben will. Es giebt eine sündliche und eine nicht sündliche nothwendige Toleranz, die Grenze zwischen beiden ist freilich nicht leicht zu finden, aber der Christ bei welchem die Liebe des Gesetzes Erfüllung geworden ist, hat sie schon gefunden.

Zwölftes Kapitel.

Die beiden Brüder. — Ludovikens Tod.

Wir werden hier an zwei Brüder erinnert, bei welchen sich die Wirkungen des Christenthums und der Weltliebe auf eine auffallende Weise zeigten. Unter Einem Herzen gelegen, mit ziemlich gleichen Anlagen ausgestattet, in ein und denselben Verhältnissen aufgewachsen und erzogen, gestalteten sie sich doch so verschieden wie Tag und Nacht. August war ein Jahr älter als Fritz. Jener lernte gerner als dieser, es sollten jedoch beide studieren. Die Mutter wünschte, daß auch einer die Theologie studieren möchte, der Vater hielt es mehr mit dem Weltglück, das ein Theolog selten macht. Diese Ansicht hatten auch die Söhne. Doch lieh August der Mutter Worte williger das Ohr, und sie giengen ihm auch eher zu Herzen als Fritz.

Der Vater warnte August, doch ja keinen Stand zu wählen, welcher gegen seine Neigung sey. August meinte, er müsse ja, wenn er Theologie studiere, nicht gerade Prediger und Seelsorger werden, er könne ja auch das Lehrfach wählen. „Wohl," sagte der Vater, „aber alsdann ist der Mutter Wunsch nicht erfüllt, welche nun eben das Ideal, welches sie sich von einem Landgeistlichen machte, in ihrem Sohn verwirklicht sehen möchte." Die Phantasie-

gebilde waren mir von jeher zuwider, sie wirken jedenfalls schädlich, besonders wenn man sie ins Leben übertragen will." August: „Aber der Großvater muß doch ein würdiger Geistlicher und liebenswürdiger Mann gewesen seyn? und wie gut war er gegen uns! viel weniger streng, als Du, lieber Vater, und wir gehorchten ihm doch gerne. Die Mutter wird meinen, ein solcher Geistlicher soll ich auch werden." Vater: „Dein Großvater war ein frommer Mann und nicht einseitig, wie gewöhnlich solche Leute sind, er war in seinem hohen Alter noch sehr heiter und gönnte euch Jungen euer fröhliches Spiel. Aber Du mußt nur so billig seyn und erkennen, daß ihr als Gäste bei ihm gewesen seyd und ich euch immer auf dem Hals habe." August: „So meine ichs auch nicht, lieber Vater, glaube nur nicht, daß ich mich erkühnen wollte, Dich in irgend etwas zu tadeln. Aber des Großvaters Bild trat mir eben wieder so lebhaft vor die Seele. Als wir seinen achtzigsten Geburtstag feierten, bekam ich einen tiefern Eindruck von ihm, seinem Leben und Wirken, als man mir zutrauen konnte. Fritz lachte mich auch aus, als er mich so nachdenklich und gerührt sah. Es ist schade, daß Du nicht dabei seyn konntest, Du wärest gewiß auch davon ergriffen worden. Morgens sieben Uhr versammelte sich die Schuljugend mit ihren Lehrern unter das Fenster des Großvaters. Sie sangen einen Choral, so sanft, wie es der Großvater wünschte, er gab sich lange her viel Mühe, einen sanften Kirchengesang einzuführen. Als der Gesang ertönte, stellte sich der Großvater unter das offene Fenster und sah, ich möchte sagen mit verklärtem Auge, auf seine Heerde hernieder. Mitten im Kreis der Versammlung

stand ein Lamm, das ein kleines Mädchen an einem rothen Band hielt, ihr zur Seite ein Knabe mit einer schönen großen Bibel. Es war ein wunderschöner Septembermorgen. Der Himmel glänzte in seinem tiefen, reinen Blau, wie wenn er das Fest des ehrwürdigen Alten verherrlichen wollte. Der Großvater gieng, von der Freude getragen, rüstig die Treppe hinab, der Kreis öffnete sich und der Großvater entblößte sein Haupt, faltete die Hände und sprach ein so tiefgefühltes Gebet, daß kein Auge trocken blieb. Er dankte Gott für die unzähligen Wohlthaten, welche er von Ihm empfangen habe, er bat um Segen für seine Gemeinde und daß kein Glied derselben für das Reich Gottes verloren gehen möchte. Sodann gab er jedem zunächst Stehenden freundlich die Hand und einigen Müttern, die mit kleinen Kindern auf dem Arm sich dem Kreis näherten, nahm er jene ab und auf seine Arme und küßte sie, eines derselben streckte die Aermchen nach ihm aus und lächelte ihn an. Dieß war ein Bild, das ich hätte einem Künstler gönnen mögen, denn so etwas wirklich Schönes und Erhabenes kann der Phantasie des Künstlers nicht so rein aufgehen, als ein gottgeheiligtes Leben hier zeigte. Die Liebe zu dem Geistlichen leuchtete auf allen Gesichtern und auf dem seinigen des Himmels Wiederschein. Er stand als ein Vater unter seiner Gemeinde, für die er allein lebte und wirkte, und durfte fühlen, daß sie dieß erkannten."

Vater: „Du bist sehr begeistert und hast eben Alles, wie Deine Mutter, zu ideal aufgefaßt. Meinst Du denn, Dein Großvater habe nicht auch räudige Schafe unter seiner Heerde gehabt, nicht mehr Verdruß und Mühe, als Freude und Dank? Ich habe einen Theil seiner

Mühe, seiner Selbstverläugnung und seiner Kämpfe wahrgenommen und gedacht: Gottlob, daß ich kein Pfarrer bin, hier ist viel Arbeit und wenig Lohn! Die weltlichen Beamten haben es in jeder Beziehung besser, die Bauern haben auch mehr Respekt vor diesen, als vor dem Geistlichen, der für alles Das, was er im Ganzen thut, ich setze natürlich einen würdigen Geistlichen voraus, zu wenig geachtet ist."

August: „Aber ein einziger Tag, wie ich ihn miterlebt habe, kann für Alles entschädigen, und dann arbeitet ja der Geistliche nicht für das Reich eines irdischen Königs, sondern eines himmlischen, und erwartet von jenem auch keine Belohnung, wenn er sie von diesem zu hoffen hat." Vater: „Seit wann hast Du Dich auf diese Seite gewendet?" August: „Seit dem Geburtstag meines Großvaters." Vater: „Nun in Gottes Namen, studiere, was Du willst." August: „Fast wird es zu spät seyn für die Theologie; sprich doch bald mit einem Sachverständigen."

Der Vater und die nun glückliche Mutter begleiteten beide Söhne auf die Universität. August studierte fleißig und Fritz gieng fleißig in Gesellschaft und war mit den Belustigungen aller Art besser bekannt, als mit den Studien. Besonders war das Reiten eine große Liebhaberei von ihm. Die Universitätsjahre giengen schnell vorüber, August machte ein gutes Examen, Fritz keines. Er faßte zwar immer wieder die besten Vorsätze, da er aber an Zerstreuungen aller Art gewöhnt war, giengen sie eben so schnell wieder verloren, als sie entstanden, und er war, obgleich ein Taugenichts, doch zu seinem Unglück äußerlich so angenehm, daß man ihm nicht leicht böse seyn konnte.

Seine freundliche, dienstfertige, gutmüthige Art, mit welcher er allen Menschen zuvorkam, war herzgewinnend und hatte auch seine Eltern bestochen. Auch sein leichter Witz und die immer heitere Laune standen ihm gar wohl an. August kam als Gehilfe zu einem sehr würdigen Pfarrer, was zu seiner glücklichen Ausbildung nicht wenig beitrug. Hier konnte er, wie bei seinem Großvater und seiner Mutter, den ungefärbten Christenglauben in seinen Wirkungen sehen, und dieß war es auch, warum ihm die Philosophie den Glauben nicht schmälerte. Sein Bruder machte ihm um so mehr Sorge, da er nun fühlen konnte, welche unvergleichlichen Genüsse eine wahrhaft christliche Richtung dem Herzen gewährt, das in der Weltlust nie seine Befriedigung findet, denn auch in Fritzens Herz schlummerten höhere Bedürfnisse, wurden aber von seiner Zerstreuungssucht in immer tiefern Schlaf gewiegt.

Er war immer noch im älterlichen Haus, als seine Eltern von einem Bekannten, dessen Reichthum ihm ein bedeutendes Ansehen verschaffte, Besuch erhielten. H. v. K., so nannte er sich, blieb mit Frau und Tochter mehrere Tage in dem gastlichen Hause. Fritzens Vater unterhielt sich gerne mit der Tochter, welche Geist und Bildung hatte. Fritz spielte den Liebenswürdigen, ohne sich in eigentliche Gespräche mit ihr einzulassen, weil er ihre Ueberlegenheit fürchtete, auch hatte ihr Aeußeres etwas Abstoßendes. Indessen fand sie so großes Wohlgefallen an ihm, daß sie sich auf eine leidenschaftliche Art in ihn verliebte. Sie entdeckte dieß ihren Eltern und diese hatten nichts gegen ihre Neigung einzuwenden, obgleich der Altersunterschied die Liebesgeschichte noch lächerlicher machte; Mina, so hieß die Tochter, zählte 32 und

Fritz 21 Jahre. Sie hätte früher, weil sie viel Geist und noch mehr Geld hatte, gute Parthien machen können, aber sie hatte zu keiner Lust, bis sie von Fritz bezaubert wurde. Fritzens Vater war der Vorschlag, welcher ihm von Mina's Vater gemacht wurde, seinem Sohn all die Vortheile vorzustellen, welche er durch eine Heirath mit Mina gewinnen könnte, sehr willkommen, aber seiner Frau nicht also. „Fritz ist leichtsinnig genug," sagte sie, „eine Frau nur wegen ihres Geldes zu nehmen, ob er sich, wenn er die Sache eingeht, gleich allerlei edle Beweggründe vorspiegeln wird, daß er am Ende selbst glauben muß, er habe sich in die Weisheit verliebt und werde durch sie moralisch gerettet." „Dieß kann auch wirklich so werden," erwiederte der Vater, „mir gieng durch diesen Antrag ein freundliches Licht auf. Mina wird Fritz vortrefflich zu behandeln wissen und sein gutes lenksames Gemüth wird ihr nicht widerstehen. Was wollen wir mit ihm machen, wenn er nicht eingeht? Soll er bei uns bleiben? oder wollen wir die Hand von ihm abziehen? Mina's Vater giebt ihm ein größeres Landgut, das all seine Liebhabereien befriedigen kann, hier kann er einen ganzen Marstall halten und sich nach Neigung beschäftigen, daß er keine anderen Zerstreuungen mehr zu suchen braucht; und eigentlich liederlich war er ja doch nie. Er betrinkt sich nicht, er spielt nicht, er ist sonst nicht ausschweifend, er mag aber nur nicht sitzen und seinen Kopf nicht zerbrechen." „Ach Gott!" sagte seufzend die Mutter, „all das Gute, was er noch haben mag, wird vollends untergehen in demselben irdischen Grund, der ihn heben soll. Er kennt den rechten Gebrauch des Geldes ganz und gar nicht, er wird den Reichthum eben zu seinem

Vergnügen benützen, vielleicht auch Andern mittheilen, aber eben nach Laune. Wo die Weltluft so vorherrschend ist, daß nie ein christlicher Sinn, ja nicht einmal ein ernster Gedanke stattfinden konnte, was ist da Gutes zu hoffen? Mina ist geistreich, hat viel, zu viel gelesen, ist in die Helden der Vorzeit, in alle Dichter und Gelehrte, deren Namen guten Klang haben, vernarrt; und verliebt sich in einen kaum dem Knaben entwachsenen, unwissenden Menschen. Welche Widersprüche! Und nichts, gar nichts in ihr, das diese entwirren könnte. Wie unhaltbar ist eine Tugend, welche auf poetischem Grund steht! Hätte sie christliche Grundsätze, sie würde eine so abenteuerliche Liebe in ihrem Werden niedergekämpft haben. Sie hat Religion, wie jeder Schöngeist sie hat, der Klang ist schön, und es ist alles Religion, jedes höhere Bedürfniß, jede schöne Empfindung; der Begriff von Religion ist so weit, daß auch Fritz mit all seinem weltlichen Treiben ein religiöser Mensch seyn kann, so auch die Tugenden dieser allgemeinen Religion, sie lassen sich zu den Neigungen des menschlichen Herzens herab und verleihen ihnen einen Nimbus, der auch das Unreine bedeckt oder gar heiligt. Wenn Fritz in diese Verbindung eingeht, so ist er vollends verloren." „Wie sehr hast Du Alles auf die Spitze gestellt," sagte der Vater. „Wer nicht Deine Art von Gottesverehrung hat und treibt, der ist ein gottloser Mensch. Mancher Mensch spricht kein Wort von Christus, liebt doch seine Lehre und seine Persönlichkeit so tief, daß er jene befolgt und diese glaubt. Du hängst zu viel am Buchstaben, obgleich in der Bibel steht, daß er tödte und der Geist lebendig mache." Mutter: „Und Du, mein lieber Mann, führst aus lauter Pietistenscheu den Namen Welt-

mann, und Deine Furcht, Fritz möchte ein Heuchler wer=den, hat ihm mehr geschadet als genützt. Deine Bemer=kung könnte mir wehe thun. Lebe ich nicht mit Dir im Frieden? Könnte ich dieß, wenn ich so gar enge wäre? Gott weiß es, daß ich Dir gegenüber oft stille bin, wenn mir das Herz zerspringen will, weil manche Deiner Hand=lungen gegen meine christlichen Grundsätze sind. Du hast andere und ich dringe Dir die meinigen nicht auf. Aber laß auch Du mir Dasjenige, was meinem Herzen allein Ruhe und Frieden geben kann. Ich widersetze mich Fritzens Verbindung nicht, aber ich werde meine Ansicht nicht zu=rücknehmen, bis ich eine bessere gewonnen habe, was nur durch ein Wunder geschehen könnte. Doch es sind schon viele Heiden Christen geworden. Gott ist kein Ding un=möglich, Fritz und Mina könnten sich auch noch bekehren." Hier trat Fritz ins Zimmer und sagte, seine Mutter um=armend: „Warum weinst Du denn, ich werde Dir doch keinen Kummer machen? siehe, ich will Alles thun, was Du haben willst, weine nur nicht;" dann sprang er die Treppe hinab, um einen Spazierritt zu machen.

Die Mutter war nach Geist und Gemüth eine vor=treffliche Frau und nichts weniger als einseitig, ihr Chri=stenthum war ein ungefärbtes. Sie hielt sich an die Kirche und sonderte sich nicht aus. Wer an Christus glaubte und vor ihm wandelte, war ihr verwandt, und die Andersdenkenden richtete sie nicht. Aber daß es ihr lieber gewesen wäre, wenn all die Ihrigen christlich ge=glaubt und elebtg hätten, ist natürlich, und wer wollte es ihr verargen, wenn sie sich manchmal durch das welt=liche Treiben der Ihrigen innerlich gedrückt fühlte. Sie dankte Gott täglich, daß August für sein Reich gewonnen

wurde, und dieser Sohn war auch der einzige Stern an ihrem irdischen Himmel, welcher ihr trübes Leben erheiterte.

Als Fritz von seinem Vater hörte, welchen Eindruck er auf Mina gemacht, lachte er laut auf, als jener aber von einem Landgut und allen Annehmlichkeiten desselben sprach, wurde er ernsthafter und sagte: „Ja, grundgescheidt ist sie, gebildet auch, zwar etwas häßlich von Gesicht, das kann ich nicht läugnen, aber wie bald gewöhnt man sich daran, und eine oft gesehene Schönheit läßt am Ende auch gleichgültig, während die innern Vorzüge immer neue Reize bieten. Mina sprach letzthin selbst von ihrem Alter und nach diesem wäre sie eilf Jahre älter als ich. Dieß ist aber besser für mich, als wenn sie jünger wäre. Ein guter Ausweg wäre diese Heirath freilich, ich dürfte kein Examen machen, und wäre doch ein ganzer Mann, ein Herr wollte ich sagen. Geld und Güter sind keine Kleinigkeiten, da hat die Mutter nicht recht, daß sie die irdischen Güter so nieder anschlägt, wir können ja doch nicht in den Himmel, wenn wir wollen, und ich lebe lieber gut als schlecht. Weiß die Mutter etwas von der Sache? Sie weint so viel, sie wird nichts drauf halten und dieß wäre mir doch nicht recht.“ Vater: „Laß dieß gut seyn und höre, was ich sage. Lerne Mina erst näher kennen und finde sie liebenswürdig, wie sie es denn wirklich auch ist, daß Du doch das Landgut, Geld und Pferde bei Deiner Heirath nicht zur Hauptsache machen mußt, dabei hätte ich doch Sorge und Mina, welche verdient, geliebt zu werden, würde ich bedauern.“ „Du hast recht, Vater,“ sagte Fritz, „lade sie nur zu uns ein, aber Du mußt doch die Mutter erst für die Sache gewinnen, ich halte viel auf die Mutter, ob sie gleich zu fromm ist.“

Die Mutter hatte im Nebenzimmer die Unterredung angehört und erkannte eben den leichtsinnigen, unverbesserlichen Sohn, aber auch die leise Stimme seines Gewissens und der nicht zu unterdrückenden Kindesliebe, welche ihn auf die Mutter achten hieß. Der Vater änderte seine falschen Begriffe von Glück nicht und hielt daher Fritz für einen ganzen Glücksvogel, wenn er Mina zur Frau bekommen würde. Er bat seine Frau mit feierlichem Ernst, mit ihm eine Fahrt zu Mina's Eltern zu machen und Mina einzuladen. So sehr es gegen ihr Gefühl war, so widersetzte sie sich dem Willen ihres Mannes doch nicht, und was Wohlstand und äußere Bildung gewähren können, fand sie in Mina's elterlichem Haus.

Mina nahm die Einladung mit Vergnügen an und Fritz empfieng sie mit befangener Freundlichkeit. Er hatte sich in das Glück, sein eigener Herr zu seyn und den Lieblingsneigungen nachgehen zu können, ganz hineingeträumt, aber Mina's Anblick war eben gar nicht ermunternd, er wollte sich's jedoch nicht gestehen, daß einige Schauer über sein Herz giengen; der Vater gab ihm einen Stoß, Mina den Arm die Treppe hinauf zu bieten, der sonst gewandte Fritz führte sie dießmal so linkisch als möglich. Mina schien es nicht zu bemerken und wußte bald ein Gespräch mit ihm einzuleiten, das ihn interessirte. Die Schauer zeigten sich in den folgenden Tagen nicht wieder und er gewöhnte sich schnell an ihren Anblick. Der Vater war sehr glücklich über die Fortschritte seines Sohnes in dem Interesse, das er für Mina zeigte, die Mutter aber sah ihn an einem Abgrund, welchem er nach ihrer Ansicht nimmer zu entreißen war. August hielt die Mitte. Er

konnte an der Verbindung keine Freude haben, aber er sagte der Mutter, ein so großes Unglück könne er nicht darin finden. Fritz sey ja doch in keine Ordnung eingegangen und alle Versuche, ihm für irgend Etwas außer der Zerstreuungssucht, Interesse einzuflößen, seyen umsonst gewesen.

„Fritz werde vielleicht gerade jetzt in die rechte Schule geschickt." „Wenn diese ihm nicht gefällt, entlauft er ihr auch, wie er bisher gethan hat," sagte die Mutter. „Dann mußt Du ihn eben dahin geben," erwiederte August, „indessen wirst Du fortfahren, für ihn zu beten, sonst kannst Du gewiß nichts thun. Wenn die Befehle des Vaters, die Ermahnungen und der Rath einer liebenden Mutter nicht mehr fruchten, so kommt Gott mit Züchtigungen, die nur in seiner Macht stehen, dagegen können irdische Güter keinen Schutz gewähren und die Zerstreuungen das gedrückte oder verwundete Herz nicht umbauen. Gott weiß die rechte Zeit und den rechten Weg, den Verirrten zu retten. Ich glaube überhaupt, daß die Erzieher so sehr viel nicht thun können, so entsetzlich viel auch über die Erziehung gesprochen und geschrieben wird. Wachen und beten soll jeder Mensch, aber die Erzieher haben es besonders nöthig, wenn ihr Werk gelingen soll." „Du hast Recht, mein Sohn, und sprichst wie ein erfahrener Erzieher, der, weil er die müden Hände sinken lassen muß, um so inniger nach Oben blickt. Es geht Dir hier wie uns Weibern mit der Grammatik: wir verstehen sie nicht, aber wir fühlen sie doch oft eben so richtig. Wir haben uns mit Fritz weit mehr Mühe gegeben, als mit Dir, und nach jeder Arbeit, die auf ihn verwendet wurde, mußte ich mir sagen, daß es auch an ihr gefehlt habe,

nicht nur an ihm. Im Wachen und Beten liegt freilich Alles, auch das, was der Erzieher nöthig hat. Wacht er immer so, wie er wachen soll, so wird er stets die rechte Zeit treffen, wo er die Liebe oder den Ernst vorwalten lassen soll, oder beides verbinden kann, er wird den Zögling nie aus seinem innern Auge verlieren, das Gebet ist Bedingung dieses Wachens, denn wer könnte wachen, ohne zu beten, und wer beten, ohne zu wachen? Das Gebet schützt vor dem Schlafen und stärkt zum Wachen. Aber wer ist im Beten und Wachen so treu, als er es seyn sollte? Ach, wenn wir arme Menschen ohne unsern unzertrennlichen Advokaten (die Eigenliebe) hinabsteigen in die Tiefen unseres Herzens, so finden wir zu wenig gesunde feste Theile, auf welche wir uns stützen könnten, zu wenig Kraft, um uns und Andere retten zu können. Und wenn wir dann nur den rechten Grund suchten, und uns drauf stellten, so wäre uns geholfen, aber thun wir dieß immer? Wenn wir nur recht beteten, so würde uns Kraft zuströmen, aber wie träg, wie nachlässig sind wir auch im Beten? Oder fühlst Du Dich besser, mein August?"

„Ach, nein, theure Mutter," erwiederte August, „ich fühle nichts so sehr, als das Bedürfniß der Gnade Gottes, welche uns Christus zusicherte, aber in ihr liegt denn doch auch die Erhebung, die uns nicht muthlos und müßig stehen läßt. Auch Deine Arbeit an Fritz wird nicht vergebens gewesen seyn." Mutter: „Tröste mich damit nicht; alles Gute, was ich gethan haben mag, gieng unter im weiten Feld meiner Fehler, oder wurde erstickt von den Dornen, die ich wegzuschaffen versäumte." August: „Du gehst zu weit. Wenn Jemand gefehlt hat bei Fritzens

Erziehung, so war es der Vater, es kommt mir nicht zu, davon zu sprechen, aber die Unbilligkeit, welche Du gegen Dich selbst hast, treibt mich so weit. Sündige Menschen sind wir Alle und auch Du wirst Deine Fehler haben. Aber Du fühlst Dich krank und suchtest und fandest den rechten Arzt, der Dich gesund machte, soweit es die Erdenluft zuläßt, mein Vater und Fritz fühlen sich gesund und sind kränker als Du, sie suchen keine Hilfe — ach und Gott wolle es verhüten, daß sie nicht eines zweifachen Todes sterben. Mein Vater! Mein Bruder! Wie oft rief ich diese theuren Namen schon im Traum aus, denn ich muß Dir gestehen, daß es mich wachend und träumend beschäftigt, daß ihre Seelen gerettet werden möchten, und ich hoffe es auch. Denn der Herr sucht, was verloren ist, und hat nicht Gefallen am Tode des Gottlosen. Aber Menschen von der Art dürfen es nicht merken, daß man auf sie einwirken will, sonst verbauen sie den Weg, und wenn Du je gefehlt hast, so geschah es dadurch, daß Du dem Vater Deinen Wunsch, er möchte sich des Bekenntnisses Christi weniger schämen, zu oft kund gethan hast, besonders bei seiner Abneigung gegen alles Formenwesen. Wenn er sich nur an den Kern halten würde, dann wäre dieß schon recht, aber er verliert diesen sammt der Schale." Mutter: „Ich fühlte diesen meinen Fehler und sprach daher in der letzten Zeit nie wieder über heilige Dinge. Ein christlicher Wandel giebt bessere Zeugnisse als Worte. Meine eigenen Fehler sind es ja gegenwärtig gerade, welche so schwer auf mir lasten!"

August: „Laß dieß, gute Mutter, und verzeihe, wenn ich Dir hier eine treffliche Bemerkung Jean Pauls sage: „„Wir sollten keine Reue für die Vergangenheit, nur eine

für die Zukunft haben."" Wir wollen also nicht an der Klage hängen bleiben. Ich mag Deine Bescheidenheit nicht verletzen, aber ich möchte keine andere Mutter haben, und wenn sie die heiligste wäre. Der Segen Deines frommen Vaters ruht auf Dir, und der Deinige gewiß auch einst auf uns." Hier trat der Vater lachend ins Zimmer und sagte: „Fritz ist doch ein drolliger Kerl. Er kam auf mein Zimmer und fragte mich, in welcher Art er sich Mina erklären solle, es komme ihn eine Bangigkeit an, wenn er daran denke, wie wenn ihm das Herz zu eng würde. Er habe ihr einen Spaziergang vorgeschlagen und da hätte er gewiß Gelegenheit, seine Sache anzubringen, wenn er nicht zu ungeschickt wäre." August: „Auf einem Spazierritte würde es vielleicht besser gehen." Vater: „Fritz wird euch beschämen, und auslachen. Wenn er in Ordnung kommt, hat er alles Recht dazu. „Mutter: „Ich laß mich gerne beschämen." Der Vater gieng wieder auf sein Zimmer, und die Mutter sagte: „Ich habe noch etwas auf meinem Herzen, lieber August, Du hast von Deinem Vater nicht mit der Kindesliebe und Achtung gesprochen, welche Du ihm schuldig bist. Seine Erziehung, sein Universitätsleben, seine Freunde, all seine Umgebungen, bis auf mich und Dich, haben sich seiner christlichen Bildung in den Weg gestellt. Sein Inneres ist aber besser, als es scheint, er ist nicht so gar ferne vom Reich Gottes, wie Du glaubst. Hätte Fritz etwas von des Vaters fester Rechtschaffenheit! Er liebt lustige Gesellschaften, aber sein Gefühl für das sittlich Gute bleibt unverletzt. Er will einst selig werden, doch nimmt er es freilich zu leicht damit, Gott wird ihn, wie Du von Fritz glaubst, gewiß mit besserem Erfolg in seine Schule nehmen. Du

aber betrübst mich, wenn Du Dir je wieder ein liebloses Urtheil über Deinen Vater erlaubst. Er hat viel an und für euch gethan, ihr könnet ihm dieß nur durch Liebe vergelten.“ Dieß, und noch mehr, sagte diese seine treue Frau, und August war es sehr leid, zu weit gegangen zu seyn. Es ist immer eine schwierige Sache, wenn wir unsere Kinder zu unsern Freunden, unsern Vertrauten machen, und doch thut es demjenigen Mutterherzen, das den Mann gleicher Gesinnungen verloren, oder nie gefunden hatte, so wohl, sich vertrauensvoll an den Sohn oder die Tochter anlehnen und in das Kindesherz das eigene ausschütten zu dürfen. Der Sohn oder die Tochter sollte ein solches Vertrauen durch eine möglichst zarte Theilnahme zu schätzen wissen. In keinem menschlichen Verhältniß gebietet die Pflicht so streng, Liebe mit Achtung zu paaren, als in demjenigen, in welchem die Kinder zu den Eltern stehen. Die Kinder sind diesen nächst Gott Alles schuldig. Und wie oft vergessen sie dieß? Eine Frage, die wir an alle Söhne und an alle Töchter machen möchten, ohne eine andere Antwort zu verlangen, als eine solche, in welcher das Versprechen liegt (welches sie aber nur Gott und sich selbst zu geben haben), die Eltern treu und zart zu lieben mit der Liebe, die den völligen Gehorsam und all die kindlich schönen Eigenschaften in sich schließt. Unter diesen sind das bescheidene Horchen auf den Sinn und die Rede der Eltern, das zarte Vernehmen dessen, was sich nicht einmal sagen, noch weniger gebieten läßt, selten aber süßduftende Blüthen, welche besonders die Jungfrau lieblich schmücken, und eher von ihrer Natur zu fordern sind, als von der kräftigern des Jünglings, doch soll sich dieser des Zartsinns ja nicht

schämen. Dieser läßt sich mit der Kraft recht schön verbinden. Das Starke hat durchgängig eine liebenswürdige Eigenschaft weiter, wenn es auch fein ist, und der Jüngling leidet manchmal unter der Verwechslung zwischen stark und derb.

Fritz hatte sich während seiner sogenannten Liebesgeschichte etwas mehr noch als zuvor von der Mutter entfernt, weil er wohl fühlen konnte, daß der christlichgesinnten Mutter der unreine Zweck seiner Verbindung nicht gefallen konnte, doch als er sich erklärt hatte, kam er bestürzt in ihr Zimmer und sagte, dieß sey ein großes Stück Arbeit gewesen, es habe eben fast nicht heraus wollen, es sey nicht die Verlegenheit eines Verliebten gewesen, sondern, sondern — hier stockte die Rede. Die Mutter schloß Fritz in ihre Arme und ermahnte ihn aufs Liebevollste, Mina zu sagen, wie es durchaus, besonders auch ihr gegenüber mit ihm stehe, könnten sie Beide dennoch sich verbinden, dann seye er doch wenigstens wahrhaftig gewesen. Fritz weinte wie ein Kind und bat seine Mutter, mit Mina zu sprechen, die es aber nicht ohne den Willen ihres Mannes thun wollte; dieser sagte, wenn freilich Fritz ein solcher Kindskopf seye, so müsse man Mina davon in Kenntniß setzen. Dieß war der Mutter unerwartet und sie dankte Gott nur um so inniger, um den Weg der Wahrheit betreten zu dürfen, da ihr die gegenseitige Täuschung, welche die Verbindung begleitete, unerträglich war. Sie schilderte Mina ihren Sohn ganz getreu und verschwieg auch nicht die Hauptgründe, welche ihn bei der Verbindung leiteten, Mina weinte so trostlos, daß die Mutter inniges Mitleiden fühlte, und als sie sie fragte, ob sie es dennoch wagen könnte, ihrem

Sohn Herz und Hand zu geben? antwortete sie: „Jenes hat er ja schon längst und da ich ohne ihn zu unglücklich bin, kann ich mit ihm nicht unglücklicher werden.“ Kurz, Mina wollte nicht von ihm lassen, und so wurde eben der Bund geschlossen. Ein Landgut in einer angenehmen Gegend wurde schön und nützlich eingerichtet und Fritz durfte nur hinein sitzen. Was ihn aber, nach Kinderart, am meisten freute, war eines der schönsten Reitpferde, das er am Verlobungstage von seinem Schwiegervater erhalten hatte. Fritz war sehr artig gegen seine Braut und vergaß nicht, wie viel er ihr bis jetzt zu danken hatte. Sie legte sich so recht darauf, seine Lieblingsneigungen zu befriedigen, es mochte kosten, was es wollte.

Wäre Mina ein gottesfürchtiges Weib gewesen, so hätte sie bei ihrem Verstand und ihrer Klugheit wohlthätig auf Fritz einwirken können, denn sie imponirte ihm mehr als seine Eltern, aber erst wollte sie ihm durch das Eingehen in die Belustigungen der Studentenjahre, die ihn in jedes Alter begleiteten, schmeicheln, und als der Rausch ihrer Leidenschaft, welcher kaum einige Jahre andauerte, vorüber war, unterstützte sie seine Neigungen, um ihn in guter Laune zu erhalten, daß er auf ihr Treiben nicht aufmerksam wurde. Wenn er einmal nicht spazierenreiten, oder nicht in Gesellschaft gehen wollte, so munterte sie ihn dazu auf, daß er doch ja nie zu sich selbst kommen konnte. Auch zu größern Reisen veranlaßte sie ihn, in jedem Jahr einigemal, kurz, Alles, was größern Aufwand erforderte, wurde unternommen. Winters wohnten sie, wie alle große Herrschaften, in der Stadt, da gab Mina Gesellschaften, und besuchte dieselben so oft als möglich, zwischen hinein setzte sie ihre

Studien fort; sie las nämlich die Weltgeschichte und die beliebtesten Romane, machte Auszüge und wohl auch manchmal eigene Aufsätze. Ueber Haushaltung und Kindererziehung wußte sie zwar auch Abhandlungen zu halten, aber ihre gewohnte Lebensweise durfte nicht gestört werden, und so wurden die Kinder und die Haushaltung meistens der Dienerschaft überlassen. Fritzens Mutter sorgte für eine Kindsfrau, welche seine Kinder mit mehr Sorgfalt und Treue überwachte, als er und seine Frau. Sie hatten sechs Kinder und Fritz blieb doch der alte burschikose Mensch, wie Mina dieselbe Romanenheldin. Fritzens Vater starb, und bald auch seine Mutter. Fritz war schmerzlich ergriffen von dem Tod seiner Eltern und versprach nächst Gott auch seinem Bruder August, ein ganz anderer Mensch zu werden; aber kein Unkraut ist so schwer auszurotten, wie der Leichtsinn, wenn man glaubt, ihn mit der Wurzel zerstört zu haben, zeigt er sich doch immer wieder. Fritz faßte dießmal wirklich ernstlich gute Vorsätze, und warf jetzt die Schuld auf seine Frau, daß er von seinen alten Gewohnheiten nicht lassen konnte. Es gab auch manche Geldverlegenheiten in der zerrütteten Haushaltung. Mina's Vater erklärte, er habe jetzt genug gethan und Mina hätte nichts mehr zu fordern, seine anderen Kinder würden sonst verkürzt. Fritz kam nun wenigstens zu der Einsicht, daß er sich nicht länger halten könne, er verkaufte sein Gut, zahlte seine Schulden und erhielt durch die Verwendung seines Schwiegervaters eine Anstellung, welche ihm dreizehn hundert Gulden trug, ein viermal geringeres Einkommen als sein bisheriges war, er schickte sich aber darein und lernte wirklich besser rechnen, als zu einer Zeit, wo er es nicht

nöthig zu haben glaubte, auch seine Frau mußte sich auf das Nöthigste beschränken, denn nun führte er die Kasse. Doch lebten sie eben ein Leben ohne Gott und dieß ist immer ein heilloses.

Zwei ihrer Töchter kehrten sich zum Bessern, und wußten, gleich der Biene, welche auch aus der Giftpflanze Honig zieht, gute Lehren aus dem zerrütteten Leben der Eltern zu ziehen und bildeten sich selbst zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, aber ihre Geschwister folgten dem Beispiel der Eltern und hatten auch ihr Schicksal, unter dessen Druck sie bis auf einen Bruder, welcher im Elend gestorben ist, nebst ihren Kindern noch seufzen. Wir können eben, weil der größere Theil ihrer Familie noch lebt, nicht ins Einzelne gehen. Aber es ist merkwürdig, wie sich der Fluch oder der Segen forterbt. Gewiß, das größte Gut, welches Eltern ihren Kindern geben können, ist eine christliche Erziehung! Aber hier müssen die Eltern Eines Sinnes seyn, sonst giebt es jene gefährlichen Gegenwirkungen, welche wahrscheinlich auch auf Fritz ihre nachtheiligen Folgen geworfen hatten.

Fritz hatte bei seinem Amt eine öffentliche Kasse zu verwalten, und er zeigte hier eine große Pünktlichkeit, um so unbegreiflicher war es ihm, daß ihm, so oft er seine Kasse stürzte, etwas Geld fehlte, anfangs immer nur einige Gulden, aber später jedesmal mehr, und so stieg der Rest am Ende auf hundert Gulden. Fritz war sich seiner Genauigkeit zu sehr bewußt, als daß er den Fehler in sich hätte suchen können. Das Vertrauen zu seiner Frau war längst so gesunken, daß er sie alles Schlimmen beschuldigen konnte, so auch des Kassendiebstahls. Als sie einmal ausgegangen war, ließ er sich

einen Hauptschlüssel zu ihren Schränken machen, und während sie später einen ganzen Nachmittag abwesend war, durchsuchte er alle Fächer und Schubladen genau und fand richtig einen Schlüssel zu seiner Kasse. Die Bestätigung seiner Vermuthung schmerzte ihn wirklich tief, und er nahm sich vor, einige Tage nichts davon zu seiner Frau zu sagen, indessen reifte der Entschluß in ihm, sich von ihr zu trennen. Schon früher hatte er sie auf einer schlechten That ertappt, die wir nicht näher bezeichnen wollen. Vor der Lasterhaftigkeit hatte er von jeher einen Abscheu und man konnte ihn keiner andern Art von Lie=derlichkeit beschuldigen, als im Allgemeinen des Leichtsinns und der Zerstreuungssucht.

Er sagte seiner Frau: „Der Schlüssel, welchen ich in Deinem Schrank gefunden, wird Dir sagen, daß Du den bewußten Kassenraub begangen hast, was früher vor=gefallen ist, weißt Du auch, morgen um acht Uhr wird ein Wagen vorfahren, der Dich zu Deinen Eltern oder Geschwistern bringen soll. Wir bleiben getrennte Leute.“ Mina weinte entsetzlich, bat um Verzeihung, umfaßte seine Kniee, aber er blieb fest. Sie mußte ihre Effekten zu=sammenpacken und folgenden Tags abreisen. Sie hielt sich meistens bei einer verheiratheten Tochter auf, bei welcher sie ihr gedrücktes und drückendes Leben im sechzigsten Jahr endete. In ihrer letzten Krankheit verlangte sie ihren Mann noch einmal zu sehen, was ihr gewährt wurde, er sagte uns selbst, als wir ihn nach ihrer Gemüthsstim=mung fragten: „Da stets Alles Maske bei ihr war, so konnte ich auch ihren letzten Worten nicht glauben, ich weiß nichts weiter, als daß die Tragödie jetzt ein Ende hat,“ dabei füllten sich aber seine Augen, und er blickte

wehmüthig zurück in die Vergangenheit. Der Leichtsinn verlor zwar mit dem Alter Farbe und Reiz für ihn, aber er konnte auch nichts Besseres finden. Die lang gewohnten Glaubensansichten eines flachen Rationalisten, der er war, ließen sein Herz kalt und trocken und gaben dem zerrissenen Leben keinen Halt.

August hatte als ein treuer Diener Gottes eine ganz andere Laufbahn. Auch sein Leben war nicht ohne Kämpfe, aber der Christ, welcher recht kämpft, darf seines Sieges gewiß seyn. August hatte auch viel schöne Freuden in dem Besitz einer gleichgesinnten Lebensgefährtin und liebenswürdiger Kinder genossen. Die Ruhe, welche eine Eigenschaft des ächten Christen ist, erhält das Rad des Lebens bei Freude und Schmerz in mäßigem Umschwung, nirgends findet eine Uebertreibung statt, die Kräfte werden gleichzeitig geübt, und Alles, was dem Christen zu Theil wird, zieht aufwärts, Nichts vermag ihn niederzudrücken. So war Augusts Leben besonders in seinen Wirkungen ein warmer, milder Sonnenblick, der selten verhüllt wurde.

Selbst sein Tod war freundlich. Er hatte ein schmerzloses Katarrhfieber, das er sich, wie der Arzt sagte, durch einen Gottesdienst, welchen er schon unpäßlich bei ungünstiger Witterung hielt, zugezogen hatte. Er schlummerte viel, und träumte schön; so oft er erwachte, erzählte er, wie süß ihm geträumt habe, selbst sein Bruder, der so oft das Schreckensbild seiner Träume war, erschien ihm in freundlicher Gestalt an der Hand seiner Mutter. Er sagte eines Abends: „Ich bin nicht schwer krank, aber ich werde doch heimgehen dürfen, und ich freue mich auf die Heimath wie ein Fremdling; Pilger und Fremdlinge sind

wir ja doch Alle auf dieser Erde. Für euch Kinder und eure gute Mutter sorgt der himmlische Vater so gewiß, als ihr lebet. Weinet nur Thränen der Freude, wenn meine Abendglocke tönt." In einer Stunde nach dieser Rede tönte die Abendglocke vom Thurme und August sagte: „Gute Nacht!" und entschlief lächelnd. Hier hatte sich der Tod ohne alle Schrecken als ein Friedensengel gezeigt und der entflohene Geist ließ einen Strahl seiner Selig= keit auf die abgestreifte Hülle fallen. Die Kinder wollten ihren Vater nicht begraben lassen, weil am dritten Tage sich noch keine Spuren der Zerstörung zeigten und er immer noch lächelte wie zuvor. Die Mutter aber hatte sich mit Hilfe des Arztes von seinem wirklichen Tod überzeugt.

August konnte seiner Frau und Kindern nicht viel irdische Güter zurücklassen, ein Landgeistlicher kann sich keine Reichthümer sammeln. Die Haushaltungskunst seiner Frau und seine Klugheit wußten jedoch das ihnen von den Eltern zugefallene Vermögen zu erhalten, und so durfte die Wittwe mit ihren Kindern Niemand lästig werden.

Wenn wir genau untersuchen, so sind die meisten Armen an ihrer Armuth mehr oder weniger selbst Schuld. Fleiß und Ordnungsliebe finden immer ihren Lohn, und wer diese Eigenschaften nicht hat, wird auch sein Vermö= gen nicht erhalten, noch weniger etwas sammeln. Na= mentlich ist es Pflicht der Hausfrau, auf Alles zu achten, Alles zu benützen, Nichts wegzuwerfen. Nicht einmal eine Brosame gering schätzen darf die Hausfrau, wenn sie das ihr anvertraute Gut treu verwalten will. Sie soll sammeln, um geben zu können den Dürftigen. Schon

die Kinder müssen daran gewöhnt werden, daß sie nichts verderben, nichts wegwerfen. Das Geringachten der Kleinigkeiten ist einflußreicher, als man glaubt. Die Ordnungsliebe zerstört nicht gerne, sie weiß jedem Ding seine Stelle anzuweisen. Wir werden nicht zu versichern brauchen, daß wir davon weit entfernt sind, eine ängstliche Sparsamkeit, die nicht gerne mittheilt, empfehlen zu wollen. Der Egoismus darf nicht die Triebfeder der Sparsamkeit seyn, sonst verwandelt sie sich gerne in ein Laster, welches eines der unangenehmsten und gefährlichsten ist. Auf Augusts Kindern ruhte des Vaters Segen. Sie wurden alle gut versorgt und leben theilweise noch in mehrfacher Beziehung im Wohlstand. Seine Frau überlebte ihn nicht lange. Die Gemeinden, welchen er das Evangelium verkündigte, gedenken seiner in Liebe, und die bessern Glieder derselben waren nicht nur fleißig, zu hören, was er lehrte, sondern sind auch willig, darnach zu thun. Fritzens Andenken ist beinahe verhallt und wo es noch lebt, wurde es nicht rein erhalten in Herzen, welchen das Unglück selbst den Frieden geraubt hat, und die Erinnerung an Eltern, die unser sittliches Wohl vernachlässigt haben, ist nicht wohlthuend und wird daher eher unterdrückt als gepflegt. Es wäre über die eigenthümliche Verkettung von selbst herbeigeführten, aber auch andern Unglücksfällen, welche Fritzens Familie getroffen, noch viel zu sagen, aber wir wollen diese nicht näher bezeichnen. Wir haben die Wirkungen des Christenthums und die der Weltliebe noch nirgends so genau beobachten können, als gerade bei diesen beiden Brüdern, da sie einander so auffallend gegenüber standen und noch stehen. Sie treten nicht überall hervor. Giebt es doch reiche, angesehene

Leute, welche gewiß nicht für den Himmel leben und doch glücklich scheinen; wir finden verschiedene Gattungen, wovon jede das beste Theil erwählt zu haben glaubt. Ein Theil, der sich für sehr gebildet hält, sucht die Befriedigung des höheren Bedürfnisses, welches er fühlt, in allem Schönen und Guten, das die Welt bietet, er liest, er studiert die alten und neuen Klassiker, sucht Talente, die er hat und nicht hat, auszubilden, strebt, sittlich gut zu bleiben, jedoch nach den weiten Begriffen, welche den Blick mehr nach Außen als nach Innen richten, er muß die Welt so viel möglich sehen und genießen, um seine Kenntnisse zu erweitern, was er thut, ist Pflicht und macht ihm dennoch Vergnügen, und so weiß er ohne Gott zu leben und zu wirken. Er glaubt zwar an Gott, er findet ihn ja in der Natur, in der Kunst, in jedem guten Menschen, ja er selbst ist ein Theil desselben. Aber wenn das unabwendbare Schicksal stürmt, wenn unvermeidliches Unglück Leidensnächte herbeiführt, welche kein Licht erhellt, wenn alles menschliche Machwerk zusammensinkt und kein Halt zu finden ist, dann ist der Arme, der Unscheinbare, von der Welt Verlassene, der aber jenen Herrn gesucht und gefunden, welcher die Kranken geheilt, die Todten auferweckt, die Sünder begnadigt hat und dieß Alles noch thun kann, und so wie wir gläubig bitten, noch thut, viel, viel glücklicher als der Günstling irdischen Glücks, der auch bis zum Ende seiner Tage keine Leidenserfahrungen machen darf, was jedoch ein seltener Fall ist unter den Sterblichen. Das irdische Leben ist der kleinste Anfang von der Ewigkeit, dieß wissen wir Alle, und ihr Ernst wird über den Glücklichen dieser Welt gewaltiger und

unerwarteter hereinbrechen, als über den Armen mit ihr vertrauten.

Daß man alles Schöne und Gute, was die Welt bietet, verachten soll, dieß zu behaupten sind wir, wie früher schon gesagt, weit entfernt. Man kann mit gläubigem, Gott ergebenem Herzen Alles prüfen und das Gute behalten.

Der ächte Christ ist gewiß auch der glücklichste Mensch selbst im Unglück. Der Gottergebene darf gerade unter schweren Leiden Erfahrungen machen, deren Erquickungen er in den Tagen der Freude nie theilhaftig geworden wäre. Was ist köstlicher als der Vorschmack der Seligkeit, was besser als die innere Gewißheit derselben? und diese wird den gläubig leidenden Christen geschenkt. Ein Geschenk, welches nur Gott geben kann. Wir können freilich nicht auf Rosenpfaden dazu gelangen, wir müssen erst das Kreuz umfassen und tragen lernen. Unser Glaube giebt uns aber noch diesen Vortheil, daß wir es nicht allein tragen dürfen. Fürchten wir uns daher nicht so sehr, wenn uns die Gluth der Trübsal zu läutern sucht, hinter ihr winkt ja die Friedenspalme der ewigen Seligkeit, die uns mitten im Feuer schon Erquickung zuweht.

Die andere und unter der geschilderten stehende Klasse Weltmenschen wollen wir nicht näher bezeichnen, sie leben unter dem Verkehr mit der Welt durch ihr Gewerb, ihren sogenannten Beruf, in welchen sie alle Pflichten legen, eben nur sich selbst. Daß sie Nahrung, Kleidung, auch Ueberfluß für sich und die Ihrigen haben, ist die Aufgabe ihres Lebens, welche als Instinkt in ihnen herrscht. Wir möchten es auch hier wieder den Müttern, welche unsere Blätter lesen, mit recht viel Wärme ans Herz legen

können, daß sie doch bei der Erziehung ihrer Kinder das christliche Element (jedoch mit Klugheit) vorherrschen lassen möchten. Nicht nur ihre Kinder, sie selbst gewinnen dadurch in jeder Beziehung. Aber freilich so einfach, so klar, so bestimmt, so unverfälscht, so ungefärbt muß die christliche Lehre aufgefaßt werden, wie sie Christus giebt. Nicht aus andern Schriften, nicht auf Umwegen, nein, aus dem Evangelium selbst geschöpft, soll sie die Mutter dem Kinde verständigen und durch ihr Leben zu zeigen suchen. — Wohl eine der schwersten Aufgaben, aber der Christ weiß ja, wer die Kraft zu ihrer Lösung giebt, und weiß, daß man den Geber aller guten Gaben um die geistigen, die nur ihm dienen sollen, nie umsonst bittet. Freilich kann die ächt christliche Bildung in dem unvollkommenen Erdenpilger hier nur ihren Anfang nehmen, aber sie kann in ihm doch so feste Wurzeln fassen, daß sie, wenn auch erst in der Ewigkeit, zu einem Lebensbaum heranwächst. Wenn nur der Grund, auf welchem der innere Mensch steht, unverrückt Christus ist, dann kann dem Anfang die Vollendung nicht fehlen. Wenn ihn auch der Erde Druck und Noth verfolgen, er hat sich auf einen Felsen angebaut, der nicht wankt und der ihm reiche Entschädigung bietet für Alles, was ihn schmerzt, wenn ihn auch der Tod mit seinen Schrecken fassen will. Christus, der Ueberwinder desselben, reicht ihm die Hand und entreißt ihn diesem letzten Feind.

Auch unsere Ludovike durfte den Tod nicht schmecken und wurde sanft vollendet. Die Tage, welche sie noch in Stuttgart bei Regine zubrachte, glichen dem schönen Abendroth eines sonnigen Tags. Wir können sie uns noch ganz vergegenwärtigen diese seltenen Frauen. Auch

ihrer äußern Erscheinung nach waren sie so ganz und gar nicht das, was man gewöhnlich in und an alten Frauen findet. Reginens Bild machte noch einen angenehmen Eindruck. Aus dem Auge leuchtete ein reicher Geist, die Züge waren nicht verunstaltet durch die Furchen, welche die Zeit in alle Gesichter gräbt, selbst die Haut war noch fein und nicht zusammengeschrumpft. Und auf Ludovikens freundlichem Gesicht hatte sich das Alter auch nicht gelagert, das seelenvolle Auge redete seine frische, liebevolle Sprache so vernehmlich wie ehmals, und die für alles Schöne und Gute bewegliche Natur zeigte sich in jeder Geberde. Ob sie gleich, wie sie selbst öfters sagte, an dem jetzigen Treiben der Welt im Allgemeinen keinen Geschmack mehr fand, freundlich und wohlwollend gegen Jedermann blieb sie doch, und dieß drückte sich auch in ihrem Aeußern auf eine gar liebliche Weise aus. Der Ausdruck des innern Lebens ist ein unverwüstlicher. Welche Wohlthat ist es für den Menschen, selbst wenn er Untugenden, welche der Jugend übel, aber dem Alter noch übler anstehen, nicht mit sich in dieses herüberbringt! Doppelt verwaist fühlt sich der grämliche Alte, wenn man ohnehin nur noch als Fremdling auf dieser Erde lebt und durch unliebenswürdige Eigenschaften auch vollends die Menschen, von welchen man zunächst umgeben ist, von sich entfernt, während das würdige, liebevolle Wesen eines Alten anziehen und belehren sollte. Freilich sind es nur die geistigeren, die seltneren Naturen, welche sich von alten Leuten angezogen fühlen, und gut ist es, wenn diese da ihre Achtung nicht suchen, wo sie nicht seyn kann, und sich durch das Nichtbeachtetwerden nicht verletzen lassen. Das Alter hat jedenfalls seine Unscheinbarkeiten, die es

willig tragen soll, und wer unter der alten Schale den um so reichern Kern nicht zu suchen versteht, der geht ja wohl vorüber.

So gerne Ludovike in Stuttgart bei der Freundin und den alten Bekannten war, ließ sie sich doch nicht über acht Tage dort halten. Eine unerklärliche Sehnsucht zog sie nach Haus. „Warum eilst Du in eine Heimath, die für Dich ausgestorben ist?" fragte Regine. „Ich weiß es nicht," sagte Ludovike, „aber ich muß doch Abschied nehmen, es zieht mich gewaltig nach Haus." Kaum in Ludwigsburg angelangt, erkrankte sie an einem entzündlichen Katarrhfieber und starb nach kurzem Verlauf der Krankheit in den Armen ihrer Schwester. Siebenundsechzig Jahre dauerte ihre irdische Laufbahn. Zu kurz für Alle, die sie kannten, aber reich genug, um unvergängliche Denkmale in den Herzen derselben zu stiften.

Ich scheide nicht von Dir, Du theures Bild!
Für Ewigkeiten hab' ich Dich gefunden,
So wie Du warst, so weiblich schön und mild,
Hat meine Seele sich mit Dir verbunden.
Wo sich ein geistig Band um Herzen ziehet,
Die Liebe bleibt, wenn alles And're fliehet.

Du bist nun heimgezogen zu dem Stern,
Der aufgegangen ist auf Juda's Höhen,
Du schaust ihn nun von Angesicht, den Herrn,
Auch über Dir wird seine Palme wehen.
Wer seinen Frieden liebte schon hienieden,
Dem wird er dort die Himmelsfrüchte bieten.

Die Wunder Gottes wirst Du selig schau'n,
Du liebtest nicht des Zweifels trübe Wogen,
Auf den Verklärungsberg die Hütte bau'n:
Das war Dein Wunsch, das hat Dein Herz gezogen.
Und was kein Ohr gehört, kein Aug' gesehen,
Das siehst Du in der Ewigkeit erstehen.

Was Deinem Geiste hier sich nicht erschloß,
Erkennst Du nun in einem höhern Lichte,
In einer ew'gen Liebe treuem Schoos,
In eines ew'gen Mittlers Angesichte.
Da strahlt der Wahrheit Sonne ohne Flecken,
Ihr ew'ges Leben auch in Dir zu wecken.

O, dürft' ich jetzt schon Oben mit dir knie'n
Zu meines und zu Deines Mittlers Füßen!
Doch sollen die Gebete dahin zieh'n,
Wo Selige die Seligkeit genießen.
Auch stehet wohl im Glauben, Lieben, Hoffen
Dem Erdenpilger stets der Himmel offen.

So bleiben wir in innigem Verein,
Wenn ich nicht selbst mich von dem Himmel trenne.
Ach, daß der Liebe Sonne in mir schein'
Und auch die Glaubensflamme in mir brenne,
Ihr süßes Licht in meinem Herzen bleibe
Und keine Welt mich aus dem Himmel treibe!

Das bitte Du für mich, Du weißt zu beten,
Der Himmelsbürger naht sich gern dem Thron.
Mit reinem Herzen vor den König treten,
Das ist der treuen Liebe süßer Lohn.
Dort wird ja keine Bitte abgewiesen,
Wo Lebensströme heil'ger Liebe fließen.

Dreizehntes Kapitel.

Regine Voßler.

Regine Voßler wurde 1767 auf Hohenasperg, wo ihr Vater als Hauptmann in Garnison lag, geboren. Dieser starb, ehe sie und ihre zwei ältern Brüder erzogen waren, und die unbemittelte Mutter mußte froh seyn, daß sich mehrere Freunde fanden, welche die Söhne erziehen ließen; auch das Anerbieten des General Bilfinger, ihre einzige Tochter, deren Pathe er war, an Kindesstatt anzunehmen, wies sie trotz des Versprechens, welches sie geben mußte, sich jeder Einwirkung auf ihre Tochter zu enthalten, nicht zurück. Wäre die Mutter so glücklich gewesen, nur auch etwas von christlicher Erkenntniß und Glauben zu haben, so hätte sie, trotz ihrer Armuth, ihre kleine Tochter, deren Alter wir nicht genau anzugeben wissen, nicht in die Hände eines Mannes gegeben, der keine Religion hatte.

Bilfinger nahm nun die kleine Regine zu sich und hatte an ihrer Lebhaftigkeit, ihren ungewöhnlichen Fähigkeiten und ihrem für ihr Alter bewundernswürdigen Verstand große Freude. Bilfinger hatte keine Frau und außer einer Köchin auch keine weibliche Dienerschaft. Er stellte das weibliche Geschlecht fast auf die unterste Stufe der Wesenreihe und daher suchte er ein willenloses junges

Mädchen zu bekommen, welches Regine bedienen, aber außer ihren Funktionen durchaus keinen Umgang mit der kleinen Gebieterin haben sollte. Kinder ihres Alters taugten nicht für ihren Umgang. Weil sie dieselben durchaus überragte, wurden sie ihr langweilig. Mädchen in dem Alter zwischen Kind und Jungfrau wollte Bilfinger nicht bei ihr sehen, und so wurde sie allem kindlichen Thun und Treiben entfremdet. Von ihren Puppen sagte sie: „Was soll ich mit den todten Dingerchen machen? Wenn ich sie ankleide und herumwerfe, rühren sie sich nicht, diese Geduld ist mir langweilig; wenn ich mit ihnen spreche und die einfältigsten Fragen an sie richte, erhalte ich keine Antwort, vielleicht sie wissen, daß ich, wie mein Pathe, nur gescheidte Leute liebe, und da schweigen sie lieber, uud wenn ich Grete (so nannte sie eine ihrer Puppen) kleide, wie der Pathe gekleidet ist, zeigen die andern keinen Respekt. Dieß Alles ist mir ärgerlich, daher halte ich eine Leiche und verscharre sie in die Erde, daß sie nimmer heraus können.“ Aehnliche Selbstgespräche führte sie unzählige und entzückte dadurch den heimlich lauschenden Pathen. Gegen die Dienerschaft zeigte sie schon als Kind dasselbe herrische Wesen, wie ihr Pathe. Nur einige Eigenschaften, welche er hatte, waren so sehr gegen ihre bessere Natur, daß sie sie nicht nachahmen mochte. Sie wußte so wenig als möglich von Gott und doch zeigte sie eine gewisse Hochachtung gegen Alles, was ihr heilig schien, und dieß war hauptsächlich der Name Gottes, ob sie Gott gleich nicht kannte. Ebenso verachtete sie alles Böse und Gemeine, und ganz besonders jede kleine Unwahrheit. Bilfinger fluchte auf die gemeinste Art, und da machte sie alle Versuche, ihn davon

abzubringen; als er aber merkte, daß sie darauf ausgieng, ihm diese Untugend abzugewöhnen, fluchte er noch viel mehr.

Sie mag fünf bis sechs Jahre alt gewesen seyn, als sie besonders gerne nach den Sternen sah. Bilfinger mußte noch nie mit ihr über diese Himmelskörper gesprochen haben. Obgleich ihr Verstand den Jahren sehr voreilte, fehlte es ihr an kindischen Einfällen doch nicht; so sagte sie einmal, als sie sich Nachts unter das Fenster legte und die Sterne betrachtete: „Ich will sie zählen, diese wunderschönen Lichter und mir ein Zeichen merken, wo ich aufhöre, daß ich in der folgenden Nacht wieder da anfangen kann, dann werde ich doch in einigen Wochen, seyen es auch Monate, damit fertig werden.“ Ehe sie sich aber von der Unausführbarkeit ihres kühnen Unternehmens überzeugt hatte, rief sie irgend Jemand zu sich und sagte: „Es wird mir ganz sonderbar, je mehr ich in diesen Glanz hineinsehe, desto merkwürdiger ist mir Alles, ich möchte weinen, so schön sind diese Sterne; so ist es mir aber nicht, wenn mir mein Pathe etwas Schönes zeigt oder schenkt, da freue ich mich und möchte lieber lachen. Vielleicht ist es mir so, weil ich nichts mit diesen Sternen anfangen kann, weil sie so weit von mir entfernt sind? Aber wer setzte sie an diese schöne blaue Wand? wer befestigte sie, daß sie nicht herunterfallen? und wer hat ihnen diesen wunderbaren Glanz gegeben?“ So reflektirte und fragte dieses arme geistige Kind oft — oft vergebens. Der Dienerschaft war es streng verboten, sich in irgend ein Gespräch mit ihr einzulassen, und Bilfinger war ein sehr strenger Gebieter. Regine legte ihre Fragen ihrem Pathen mit liebenswürdiger Naivetät vor, worauf

er ihr gebot, nicht mehr nach den Sternen zu sehen, bis sie Unterricht in der Sternkunde erhalten hätte, was nächstens geschehen werde. Wenn sie mit Bilfinger spazieren gieng und Blumen pflückte, fragte sie öfter: „Wer hat sie gemacht?“ „Sie machen sich selbst, sie gehen aus der Erde hervor,“ war die unbefriedigende Antwort. „Und wer hat diese gemacht?“ fragte sie abermal. „Diese war immer da,“ sagte Bilfinger. „Das begreife ich weniger, als wenn sie Jemand gemacht hätte,“ erwiederte Regine, sah an ihrem Pathen unwiderstehlich naiv hinauf und sagte: „Aber Du warst nicht immer da?“ Dann folgte eine abgeschmackte naturalistische Erklärung, wie Eines aus dem Andern hervorgehe und ein ewiger Kreislauf des Werdens und Vergehens Statt finde, die Erde aber ewig da seye, nur ihre Gestalt sich verändere. „Das ist sehr langweilig,“ sagte das Kind, welches seinen Pathen hier an Verstand und Gefühl weit übertraf. Regine hatte für ihr Alter eine seltene Beobachtungsgabe und zeigte einen reinen Sinn für alles Schöne und Gute. Ihr denkender Geist bekam aber die schlechteste Nahrung, welche aufzutreiben war. Bilfinger, welcher ein gefühlvolles Herz für ein krankes und eine schöne Seele für eine überspannte hielt, suchte jedes bessere Gefühl in ihr zu ersticken, was ihm jedoch nicht möglich wurde; nur dem Verstand wurde nach seinem System ein großer Spielraum gelassen, dem Herzen keiner; und dann mußte es ein Verstand seyn, wie der seinige, und eine Vernunft, welche nicht weiter gieng, als die seinige; den Schluß z. B.: „es ist ein Gott“, durfte sie nicht ziehen und wenn sie dieß noch so folgerecht thun konnte. Wenn man die Natur Gott heißen wollte, dieß erlaubte er. Es war

doch gräßlich, diesem Manne ein Kind — und dieses von Gott so reichbegabte Kind anzuvertrauen! Man sagte, die Mutter Reginens habe früher ein Verhältniß mit Bilfinger gehabt und die Ansprüche, welche er geltend machte, seyen die eines leiblichen Vaters gewesen. So wenig wir die Wahrheit dieser Sage verbürgen können, so haben wir doch viel mehr Gründe für als gegen sie. — Regine lernte bald lesen und mußte sich, da sie allein war, auch viel mit Lesen unterhalten; es wurde ihr aber vor der Hand nichts zugelassen als Kindertheater und Fabeln. Bilfinger liebte die Fabelwelt. Zu seiner eigenen Unterhaltung las er nichts als mythologische Werke und Lustspiele, zu seiner Fortbildung Voltaire's Werke und die alten Römer und Griechen. Als ihm ein Freund Vorwürfe machte, daß er Ovids Verwandlungen herumliegen ließ, da leicht die kleine Regine hineinsehen könnte, sagte er: „den Reinen ist Alles rein", in der Meinung, Sokrates habe diesen Satz aufgestellt. Er rühmte sich, die Alten gründlich studiert zu haben, es muß aber nicht ganz also gewesen seyn, denn auch später führte ihn Regine manchmal aufs Eis. Die Bibel war ihm ein zusammengetragenes Buch ohne allen Werth, er hatte sie aber, wie er selbst gestehen mußte, seit der Schule nimmer und während dieser nicht ganz gelesen. Nur mit den Schriften ihrer Gegner war er bekannt. Ein guter Freund von ihm machte sich den unwürdigen Spaß (denn einen guten Zweck konnte er bei diesem böswilligen Gotteslängner nicht gehabt haben), ihm die Parabel des verlorenen Sohns aus dem Neuen Testament vorzulesen. Diese gefiel ihm so wohl, daß er nach ihrem Verfasser fragte, „denn," sagte er, „dieser muß ein ganzer Psycholog gewesen

seyn, es liegt viel in der Parabel.“ Als man ihm sagte, Christus seye der Verfasser, gieng er eine Wette ein, so sehr zweifelte er an der Wahrheit, und als man ihm dieß Schwarz auf Weiß zeigte, behauptete er, solche Meisterstücke seyen von den Alten und nur Einschiebsel in der Bibel.

Es ist etwas Abscheuliches um einen Unglauben, welcher sich so umbaut, daß das Licht der Wahrheit unmöglich durchdringen kann. Bilfinger wollte auch so ein Bollwerk um seine Tochter ziehen, das nicht zu erstürmen seyn sollte. Er dachte, wenn seine Grundsätze so recht Wurzel in ihr fassen und mit ihrem ganzen Wesen verwachsen würden, dann müsse sie für ihr ganzes Leben sein Geschöpf bleiben, das so wie er unabhängig auf sich selbst stehen könne und nach Gott und Welt nicht zu fragen brauche. Der arme Mann wußte nicht, welch ein niedriger Sklave seiner Leidenschaften er war. Das aber fühlte er doch manchmal bitter, daß er nicht glücklich seyn und keinen Menschen glücklich machen konnte. Er glaubte an keine Tugend, aber um so zuversichtlicher an alle Laster, und war daher entsetzlich mißtrauisch, selbst gegen seine Freunde, und mit der Dienerschaft wechselte er sehr oft. Das Gute, was wir von ihm sagen können, war, daß er streng Wort hielt, wenn er etwas versprochen hatte, und bei seiner Neigung zum Geiz sich dennoch nichts umsonst thun ließ; auch war er dienstfertig ohne Ausnahme, gegen den gemeinen Mann wie gegen den höher gestellten. Ohne Beschäftigung sah man ihn selten, er hatte den Willen, seinen Geist immer mehr zu bilden, was freilich auf die verkehrteste Weise geschah. Seiner kleinen Tochter hätte er jedes Opfer bringen können, nur das nicht, sie

naturgemäß erziehen und sie zum weiblichen Weib bilden zu lassen. Seine Vorurtheile gegen das weibliche Geschlecht waren zu niedrig, daher sollte seine Tochter das Unmögliche erreichen und ein Mann werden. Kein weibliches Wesen durfte sich mit ihrer Erziehung auch nur von ferne beschäftigen; vor Allem aber wollte Bilfinger selbst das Meisterstück eines tüchtigen Pädagogen an ihr machen. So wurden die trefflichen Anlagen dieses ungewöhnlich fähigen Kindes nicht nur nicht naturgemäß entwickelt, sondern bald hinaufgeschraubt, bald herabgezogen und immer mit Zwang und Drang behandelt. Kaum hatte sie das vierzehnte Jahr erreicht, als sie sich ihrer verkehrten Erziehung ganz klar bewußt wurde, aber dennoch mußte sie sich in Alles fügen. Bilfinger hatte eine so gute Meinung von seinem Verstand und Scharfblick in allen Dingen und dabei einen so unbeugsamen Eigensinn, daß er in seiner Handlungs- und Lebensweise durchaus Nichts abänderte. Regine fühlte dennoch so viel Liebe und Dankbarkeit gegen ihn, daß sie ihn nicht verlassen konnte, und wenn dieß auch nicht gewesen wäre, was hätte sie anfangen sollen? Ihre Mutter war froh, die Tochter mit allen äußern Bequemlichkeiten im Ueberfluß versehen, ihre Kenntnisse bewundert und sie auf eine glänzende Art geborgen zu wissen. Da sie großes Talent für Musik zeigte, erbat sich Schubart, mit welchem Bilfinger bekannt war, ihr Unterricht im Klavierspielen zu geben, und bildete sie bald zur Virtuosin heran. Auch Schubart hatte in mehrfacher Beziehung eine große Freude an seiner Schülerin. Er konnte sich fast über alle Gegenstände mit ihr unterhalten und wurde selbst zu einigen seiner schönsten Gedichte durch sie begeistert. In dieser

Zeit fand sie ihre Freundin Ludovike, welche sie, wenigstens innerlich, durch ihre ganze Lebenszeit als ein freundlicher Stern begleitete.

Im Umgang Schubarts und Ludovikens wurde sich Regine ihres religiösen Bedürfnisses nach und nach bewußt. Daß dieses unvertilgbar in ihr lag, deuteten schon ihre Fragen, die sie als jüngeres Kind machte, an. Sie suchte einen Schöpfer der Sterne, der Blumen und der Menschen. Wie hätte sich ihr kleines Herz gefreut, wenn man ihr diesen als den Gott des Neuen Testaments und zwar in Christus auf eine dem Kind einleuchtende Weise gezeigt hätte! Christus, welcher die Kinder so freundlich zu sich kommen heißt, ist zugleich das anziehendste Bild, welches ein kindliches Gemüth in den Schoos des Vaters trägt. Wie gerne würde Regine die kleinen Händchen gefaltet und Gott, der in das Verborgene sieht, ihre manchfache Noth geklagt haben. Aber sie sollte nichts von Ihm erfahren und wurde daher auch, gegen den damaligen Gebrauch, später confirmirt. Davon schien sich jedoch Bilfinger nach und nach zu überzeugen, daß er keine Naturalistin aus ihr machen konnte, besonders nachdem er eines ihrer Gespräche mit einem Lehrer, der die Weltgeschichte mit ihr las, heimlich behorcht hatte. Sie bat nämlich den Lehrer, die Bibel mit ihr zu lesen. Sie sagte, ihr Verstand und ihr Herz sagen ihr, daß ein Gott sey, der Alles ins Daseyn gerufen habe, sie fühle eine unendliche Liebe zu einem unendlichen Wesen, sie wolle lieber sterben, als nichts von Gott erfahren. Sie werde jedoch zuvor mit ihrem Pathen sprechen, sie wolle nichts ohne seinen Willen thun, aber sie habe die Ueberzeugung, daß er ihr diese unschuldige Bitte nicht versage. Und sie

hatte Recht; ganz gegen seine Gewohnheit willigte Bilfinger sogleich ein, und das Bibellesen wurde mit einer grenzenlosen Begierde unternommen. Die Schöpfungsgeschichte gefiel ihr sehr gut, doch konnte sie einige Zweifel nicht unterdrücken, und hier schon wirkte das Gift, welches sie im Umgang mit ihrem Pathen eingesogen hatte. Der Eifer erkaltete bald etwas, da ihr das verbotene Gut freigegeben war. Der Lehrer ließ sie nun mit Auswahl lesen, indem ihr Manches langweilig wurde, Anderes hatte sie aber auch nach Geist und Herz sehr angesprochen. Nach einer Unterredung mit Bilfinger über das Bibellesen war dieser sehr froh, einigen Unglauben in ihr bemerkt zu haben. Er sagte dem Lehrer, er habe gefunden, daß das Verbot, die Bibel zu lesen, sie hauptsächlich gereizt habe, daher seine ungewöhnliche Bereitwilligkeit, es aufzuheben. Ihr Kopf sey schon so aufgehellt, daß sie Alles lesen dürfe, ohne verwirrt zu werden.

Mit dieser Ueberzeugung hatte er nun nicht Ursache, die Kirchenordnung zu verletzen, sondern er konnte seine Tochter getrost dem Geistlichen zur Vorbereitung auf die Confirmation übergeben. Obgleich Regine kein vorurtheilfreies Herz zu dem Unterricht mitbrachte, so hörte sie doch in demselben Manches, was tiefen Eindruck auf sie machte, und der Glaube an Gott und Unsterblichkeit wurde in ihr fester begründet; ob auch an Christus, als den Sohn Gottes und den Erlöser der Menschheit im Sinne der h. Schrift, müssen wir bezweifeln, da rationalistische Ansichten so tiefe Wurzeln in ihr geschlagen hatten, daß sie diese selbst in der letzten Zeit ihres Lebens, wo sie die Trostlosigkeit und Unhaltbarkeit derselben fühlte, nicht mehr ausrotten konnte. Sie sprach mit großer

Begeisterung von Christus, er war ihr das höchste menschliche Ideal, aber sie glaubte auch, wie ihre Zeit und Meinungsgenossen, ihm dadurch Ehre zu erweisen, wenn sie ihn als Mensch so hoch stellte. Nur für den Menschen, meinte sie, seyen seine Handlungen groß, für den Gott verlieren sie von ihrer Größe. Dabei dachte sie aber nicht an die Vereinigung des Gottes mit dem Menschen, nicht an diese Liebe, welche dadurch ihre höchste Größe beweist, daß der Gott seinen Thron verläßt, zu der kleinen Erde herabsteigt und Mensch wird um ein gefallenes Menschengeschlecht wieder aufzurichten und emporzuheben, kurz mit dem Vater zu versöhnen. Sie fühlte nicht die unaussprechliche Schönheit, welche in der Versöhnungslehre liegt. O, es ist unbegreiflich, eine Lehre zu verkennen, welche da, wo sie rein und lauter gelehrt und geglaubt wurde, immer nur Heil und Segen gebracht hat. Es ist ein abscheulicher Irrthum, den Gott zu verkennen, der gerade durch seine Selbstentäußerung das größte Opfer gebracht, den Gott, der in Menschengestalt das tiefste Bedürfniß des menschlichen Herzens gefühlt, nach diesem seine Lehre gegeben und in seiner Person vollkommen dargestellt hat. Kein Wunder, daß Christus noch vor seinem Leiden so schmerzlich klagte, Matth. 23. 37., über eine Verblendung, welche einzelne Herzen, wie ganze Geschlechter immer noch gefangen hält.

Bilfinger fand es nun für gut, seine Tochter in die Welt einzuführen. Er that dieß jedoch mit aller Sorgfalt und Auswahl. Ihr Geist, ihr sprudelnder Witz, ihr ausgezeichnet schönes Klavierspielen, neben körperlichen Vorzügen, machte sie zu einer der interessantesten Erscheinungen ihrer Zeit. So lang sie der Glanzpunkt der besten

Gesellschaften war, hatte sie auch die beste Zeit bei ihrem Pathen, er fand sich durch sie geschmeichelt und behandelte sie daher gütiger als je.

Ludovike sah Regine so oft als möglich, aber als diese anfieng, sich zur Künstlerin zu bilden, konnte sie freilich dem freundschaftlichen Verkehr nicht mehr viel Zeit widmen, doch machten sich beide Freundinnen treulich Mittheilungen von Allem, was sie nach Außen und nach Innen bewegte, wo nicht mündlich, doch schriftlich. Schubart fühlte großes Interesse für Beide, und beschäftigte sich viel mit ihrer wissenschaftlichen Bildung, leitete auch Reginens Lectüre, jedoch unter den Augen ihres Pathen. Rousseau wurde nun ihr Lieblingsschriftsteller; obgleich sie sich theilweise auch von Voltaire angezogen fühlte, so war er ihr doch zu frivol. Ludovike las zu jener Zeit Clarissa von Richardson mit großem Interesse und bat Regine in einem Brief, dieses schöne Buch doch auch mit Aufmerksamkeit zu lesen. Sie sagte: „Du wirst finden, wie nachahmungswürdig Clarissa's Charakter ist; dieses harmlose Wesen voll Liebe und doch so klug, ohne alles Mißtrauen, streng gegen sich, nachsichtig gegen Andere, freigebig gegen die Armen, dienstfertig gegen Jedermann, keine überspannte Tugendheldin, natürlich und einfach, kurz und trefflich dargestellt, entzückte mich. Lies doch dieses schöne Buch und sage mir, daß Du es liebst, wie ich.“ Ludovike schien hier schon an ihrer Freundin arbeiten zu wollen, denn Regine war von Natur sehr mißtrauisch und hatte auch Neigung zum Geiz. „Ach, wenn dieses vorzügliche Geschöpf in bessere Hände gekommen wäre, hätte sich auch in ihrem Innern Manches anders gestaltet,“ sagte Ludovike öfter. Sie bat Schubart, auch auf ihr religiöses

Leben einzuwirken, weil er ihrem Geist eher gewachsen sey, als sie, und keiner Einseitigkeit beschuldigt werden könne. Schubart lächelte; denn er wußte wohl, daß seine religiösen Rührungen auf keinem festen Grunde ruhten; indessen that er doch, was er konnte, und Ludovike wurde ihm durch ihr kindliches, vertrauenvolles Wesen unendlich theuer. Sie war hier gerade das Gegentheil von Regine, welche alle Tücke des menschlichen Herzens so bald gewahrte. Regine wurde von ihrer Familie auch innerlich fast ganz entfernt. Ihre Mutter sah sie sehr selten, und ihre Brüder beinahe nie. Einer derselben wurde im Vaterland als Staatsdiener angestellt, der Andere lebte in Oesterreich als Offizier. Ersterer nahm seine Mutter zu sich, was Regine eine große Sorge vom Herzen schaffte. Letzterer schickte seiner Schwester einen Brief durch einen Freund, welcher durch Würtemberg reiste, zu. Dieser Brief war schon an und für sich eine Empfehlung für den Freund, denn so viel Gemüth hatte Regine immerhin, daß ihr jeder Mensch, welcher Nachrichten von ihrem Bruder brachte, willkommen seyn mußte. Aber dieser Bote war nun eben zufällig auch von interessantem Aeußern und daher unterhielt sich Regine doppelt gerne mit ihm. Er war ein Norddeutscher und hatte in Wien die Medicin studiert. Als ein sehr lebendiger, wohlunterrichteter Mann gefiel er auch Bilfinger gut, erhielt Zutritt bei ihm, und so entspann sich nach und nach ein mehr als freundschaftliches Verhältniß zwischen Regine und dem Norddeutschen, jedoch auf die zarteste, delicateste Weise; denn auch hier fühlte Regine sehr fein, nur die kleinste Verletzung des Anstandes hätte sie sogleich von dem Doktor entfernt. Daher konnte er es auch lange nicht wagen, sich Regine zu erklären,

und doch war die Zeit seiner Abreise, welche er von Woche zu Woche verlängerte, nun nicht weiter hinaus zu schieben. Indessen erhielt Ludovike Winke von der Herzensangelegenheit ihrer Freundin und diese wurde insofern auch die ihrige, als sie nicht ruhen konnte, bis sie Nachrichten über den Charakter und die Familienverhältnisse des Doktors erhalten hatte, wozu sich erwünschte Gelegenheit fand. Da jene günstig lauteten, so konnte sie auch dem jungen Mann Regine gegenüber zur Sprache helfen. Diese hatte natürlich Alles längst vernommen, was ihr die Worte des Doktors zu sagen suchten. Es gieng ihr nun wohl ein neues Leben auf, aber nicht wie andern Mädchen in ähnlichem Fall. Statt daß sie etwas von ihrer Besonnenheit verloren hätte, verstärkte sich diese immer mehr. Indessen gab Bilfinger seine Einwilligung zu der Verbindung nur bedingungsweise. Die Tochter mußte jedenfalls noch einige Jahre bei ihm bleiben und von der Brautschaft dürfe kein Mensch etwas erfahren, verlangte er. Regine, welche auch hier mehr Kopf als Herz zeigte, erklärte dem Doktor, daß er zwar der erste Mann auf der Welt sey, mit welchem sie ihr Leben theilen möchte, aber sie wollen sich dennoch gegenseitig nicht binden, sie werde nie einen andern Mann heirathen, aber ihm wünsche sie eine andere Frau, sie sey nicht häuslich erzogen und habe nur Eigenschaften, welche einem Mann lästig werden müssen, und dann legte sie ihm das ganze Register ihrer Fehler vor, deren Wahrheit Ludovike bezeugen sollte. Außer der Uebertreibung legte sie selbst das beste Zeugniß ihrer Wahrheitsliebe ab und zeigte auch darin, wie scharfsinnig sie ihr Inneres durchblickte, und wie genau sie es mit ihren Fehlern nahm, ob sie gleich nicht Meister dar-

über werden konnte. Sie hatte den Blick nach Innen, aber nicht den Blick nach Oben. Ihr ganzes Leben hindurch hatte sie das Bewußtseyn ihrer Fehler, aber sie wollte den Arzt, welcher allein helfen kann, nicht zu Hilfe rufen.

Reginens Geständnisse schienen den Doktor nur noch mehr an sie zu fesseln, und der Abschied von ihr schmerzte ihn tief. Er wollte sich jedoch Alles gefallen lassen, wenn er die Hoffnung ihres Besitzes behalten durfte. Er bat Bilfinger, im Laufe des nächsten Jahres auf Besuch kommen zu dürfen, was ihm gewährt wurde. Regine wußte den Abschiedsschmerz besser zu bemeistern, als der Doktor. Sie bat ihn, nur nicht oft zu schreiben und sagte ihm, sie wolle darin die Wahrhaftigkeit seiner Liebe erkennen, wenn er ihr wenig davon spreche. Der Doktor wußte ihr auf diese sonderbare Zumuthung trefflich zu antworten, aber sie blieb eben dennoch dabei. Sie gab sich nun Mühe, Geschmack an häuslichen Arbeiten zu finden, weiblicher überhaupt zu werden, denn sie wußte wohl, daß nur ein weibliches Weib ihren Mann beglücken kann; aber es wollte eben nicht recht gelingen. Daß sie sich allen Frauen überlegen fühlen mußte, mag auch ein Grund gewesen seyn, welcher ihr das Hinabsteigen in die weibliche Sphäre erschwerte. Es war ihr nicht wohl im Umgang mit gewöhnlichen Frauen, die geistlosen Beschäftigungen derselben, meinte sie, ziehen sie immer mehr nieder, und doch hatte sie ein Pflichtgefühl, welches sie ernstlich ermahnte, von den geistlosen Hausfrauen zu lernen, was sie als solche zu leisten habe. Sie übte hier die Tugend der Selbstüberwindung auf eine bewunderungswürdige Weise, was wir in den folgenden Blät-

tern näher bezeichnen werden. Von den wenigen Briefen, welche der Doktor von Regine erhielt, war er entzückt. Neben dem tiefen Gemüth sprühte auch hier ihr reicher Geist Funken über Funken. Auch hatte sie so ganz die Gabe, jedem Ding den rechten Namen zu geben, und bedurfte daher keiner Umschreibungen. Gedanken, welche in Andern kaum dämmern, oder wenn sie im Innern auch ihr völliges Daseyn haben, doch noch mit dem rechten Ausdruck ringen, wußte sie mit wenig Worten sogleich ans Licht zu ziehen. Nach Innen eben so klar wie nach Außen war auch ihr Ideengang so geordnet, wie ihre Ausdrucksweise. Nur in ihrem Gemüthsleben gab es Verwirrungen, welche sie und Andere drückten. Einmal suchte sie die Schuld in ihrer unbeugsamen Natur, die nun eben so und nicht anders geboren worden sey, und dann in ihrer Erziehung, welche Alles gethan habe, um ihre natürlichen Fehler noch zu verstärken. Sie klagte oft entsetzlich, daß sie bei dem ernstlichen Willen, besser zu werden, und bei dem Arbeiten an sich, das sie vielleicht treulicher fortsetze, als manche Andere, doch nicht besser werde *). Sie war nicht blind gegen ihre Fehler, wollte sich auch nicht dadurch vertheidigen, daß sie die Gründe derselben in ihrer Natur und Erziehung suchte. Aber Gott konnte sein Gedeihen zu ihrem Geschäft nicht geben, weil sie Alles selbst thun wollte und sich nicht an das Vaterherz legte, welchem Heilkräfte für jedes Gebrechen entströmen.

Der Doktor kam, ehe ein Jahr vergangen war, wieder, Regine zu besuchen, was ganz gegen ihr Gefühl war. Sie empfieng ihn daher ziemlich kalt. Als sich

*) Es ist über diesen Punkt ein Brief von ihr im Anhang zu finden.

nach mehreren Tagen die Verstimmung wieder ausgeglichen hatte, wurde von einigen ihrer Bekannten eine kleine Landparthie gemacht, an welcher der Doktor und Regine auch Theil nahmen. Der Weg führte über eine Wiese, die von einem Graben, über welchen man schreiten mußte, durchschnitten war. Als die Reihe des Ueberspringens an Regine kam, glitschte sie aus und machte ihre Füße in dem Graben sehr schmutzig; dem Doktor entfuhr ein Fluch des Schreckens, was Regine so alterirte, daß sie heimwärts kehrte, ohne die Begleitung des Doktors anzunehmen. Sie bat einen andern Herrn, sie nach Hause zu bringen, und der Doktor mußte, wenn er nicht sehr zudringlich seyn wollte, zurück bleiben. Als sie heim kam, erklärte sie ihrem Pathen, daß sie den Doktor um keinen Preis heirathen könne, und das Verhältniß daher sogleich abgebrochen werden müsse. Daß jener Fluch, von welchem der Doktor übereilt wurde, die Veranlassung ihres raschen Entschlusses war, sagte sie nicht, denn dieß hätte den Pathen zu Zwangsmaßregeln bestimmt, sondern sie bat ihn, die Ursache verschweigen zu dürfen. Sie schrieb dem Doktor in einem Ton, daß dieser keine weiteren Schritte machen wollte, sondern Würtemberg in einigen Tagen verließ.

Das Fluchen war ihr von jeher etwas Abscheuliches, daß aber eine einzige Uebereilung ihr den Mann ihrer Wahl rauben konnte, dieß glaubte Ludovike nicht, und bat daher Regine zu ihrer eigenen Rechtfertigung, den wahren Grund zu nennen. Diese erklärte nun auf das Bestimmteste, daß sie es nicht nur ihr und ihren Grundsätzen, sondern auch in diesem Fall dem Doktor schuldig sey, die Wahrheit zu sagen. Die einzige Ursache ihrer Trennung

sey der gemeine Fluch des Doktors gewesen. Habe sich dieser so vergessen können, ehe er nur in ihren Besitz gekommen sey, wie viel mehr hätte dieß geschehen müssen, wenn sie die Seinige geworden wäre, und sie mit ihrer widerspenstigen Natur, wie oft würde sie einen Mann zum Zorn gereizt haben. Der Himmel solle sie nur bewahren, daß ihr kein Mann mehr so gefalle, daß sie sein Eigenthum werden möchte. Sie sey nun einmal dazu bestimmt, sich mit den Lasten ihres Lebens allein fortzuschleppen. Als sie das sagte, hatte sie wahrscheinlich noch keine Ahnung davon, wie viel größere Lasten ihr noch zu tragen auferlegt wurden.

Wenn wir mehr auf unsere leidenden Mitmenschen blickten, würden wir uns mit Klagen über unsere Lage weniger versündigen. Auch liegt gar zu oft die Quelle der Unzufriedenheit in uns selbst. Die Zufriedenheit ist eine gar liebliche Eigenschaft eines kindlichen Gemüths, das sich über jeden Sonnenblick, welcher ihm zu Theil wird, freut, und auch in trüber Zeit fröhlich in Hoffnung ist, während die Unzufriedenheit dem Auge die einzelnen Sonnenblicke, welche auch dem dunkelsten Schicksal nicht entzogen werden, verschließt, und dieses nichts als schwere undurchdringliche Wolken sieht.

Regine konnte sich einer gewissen Verstimmung nicht erwehren, ob es die Reue über ihre rasche Handlungsweise, oder die Lücke, welche der Verlust des Geliebten verursachte, war, was sie grämlich machte, wissen wir nicht.

Bilfinger erlaubte ihr, auf einige Wochen nach Stuttgart zu gehen, um sich zu zerstreuen, was ihr willkommen war. Hier konnte sie Ludovike täglich sprechen, die immer wohlthätig auf sie einwirkte und jetzt doppelt. Es

kam Alles bald wieder in die alte Ordnung und Regine kehrte frisch und gesund in die Heimath zurück, um, nach ihrem eigenen Ausdruck, sich in den alten Karren spannen zu lassen. Wir müssen nun eine längere Zeit, von welcher wir nichts zu sagen wissen, überspringen. Nur das müssen wir zur Bestätigung ihrer Willenskraft noch bemerken, daß ihr nach ihrer Jugendzeit noch ein Mann begegnete, der, ihrem Geist vielleicht überlegen, ihr mehr imponirte, als der Doktor, auch eine glänzendere Stellung in der Welt zu erwarten hatte, ihr Herz und Hand anbot und sie gegen den Zug ihres Herzens dennoch Nein sagte.

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts Würtemberg mit Frankreich in Krieg verwickelt wurde, erhielt Bilfinger Befehl, die Festung Hohentwiel zu besetzen. Es konnte natürlich keinem Menschen einfallen, daß Regine ihren Pathen nach Hohentwiel begleiten würde. Daher luden sie ihre Stuttgarter Freunde ein, die Zeit, welche der Pathe auf seinem Posten seyn müsse, bei ihnen zuzubringen. Sie sagte: „Ich, die ich indessen bei dem Pathen ausgehalten habe, sollte so feig seyn und ihn nun verlassen, wo ihm Gefahr droht! Da er auf seinem Posten so manche gewohnte Bequemlichkeit entbehren und ohne den ihm zum Bedürfniß gewordenen Umgang leben muß, will ich ihm wenigstens den meinigen nicht entziehen und seine Wunderlichkeiten viel lieber ertragen, wenn er den Soldaten im Feld, als, wie es bisher der Fall war, im Zimmer macht.“ Kurz, sie war entschlossen, Bilfinger zu begleiten, und was sie einmal wollte, davon gieng sie nimmermehr ab. Bilfinger konnte sein Bravo nicht genug über sie aussprechen, und ließ ihr aus Dankbarkeit

ihren trefflichen Wienerflügel nach Hohentwiel bringen, daß sie wenigstens die Harmonie der Töne nicht entbehren mußte. War dieß doch die einzige, welche ihrem Leben zu Theil wurde! Bilfinger muß auf Hohentwiel entsetzlich grämlich gewesen seyn, wenigstens klagt Regine in einem Brief *) an Ludovike bedeutend. Wie lange ihr Aufenthalt dort andauerte, wissen wir nicht genau, so wie wir auch die politischen Ereignisse übergehen müssen. Im Jahr 1800 brach das Unglück über Bilfinger aus, indem er die Festung dem Feind übergab. Ob er sich nicht in den rechten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, oder was er sonst noch verschuldete, wissen wir nicht zu sagen. Auf sein ganzes Vermögen wurde Beschlag gelegt und so verlor auch Regine Alles, was sie hatte, sogar ihren Wienerflügel. Beiden blieb nicht, wo sie das Haupt hinlegen konnten. Bilfinger wurde natürlich als Gefangener behandelt und Regine flüchtete zuerst nach Tuttlingen und als sie wieder reisefähig war, nach Tübingen, wo sie für die erste Zeit freundschaftliche Aufnahme fand. Sie fühlte sich mehrere Monate zu unglücklich, um klagen zu können. Es war ein stummer, tiefer Schmerz, welcher sie zu verzehren schien, endlich siegte doch ihre bessere Natur und sie fieng an, wenigstens an irgend einen Lebensplan zu denken. Sie sagte: „Mein Innerstes empört sich bei dem Gedanken, meinen Brüdern oder Freunden je zur Last fallen zu müssen, lieber will ich Allem aufbieten, ich will mich keiner Arbeit schämen, ich will, ich muß mir meinen Unterhalt selbst erwerben, und wenn ich mich zu todt arbeiten muß. Ich bin nicht zu stolz, einen Dienst zu suchen, aber man kann mich nicht brauchen; wenn ich mich

*) Im Anhang zu finden.

gewissenhaft prüfe, so finde ich, daß ich nirgends hintauge." Es fanden sich in Reginens Unglück mehr Freunde, als sie im Glück zu haben glaubte. Viele Herzen und Häuser standen ihr offen*); da sie sich ihren Unterhalt durchaus selbst erwerben wollte, so machten ihr die Freunde den Vorschlag, im Clavierspielen Unterricht zu geben; aber sie konnte zu keinem Entschluß kommen. Ihre Nerven waren entsetzlich angegriffen. Wenn sie sich einen Lebensplan machen wollte, so versank sie in Nachdenken, in ein Labyrinth von Vorschlägen und Einwürfen, daß gar nichts heraus kam, als eine Verwirrung der Ideen, welche sie immer in die jämmerliche Angst versetzte, sie möchte am Ende ihren Verstand noch verlieren. Dennoch raffte sie sich immer wieder so auf, daß sie irgend ein Geschäft beginnen und vollenden konnte. Ihr Hang zur Sparsamkeit wurde nun natürlich sehr genährt, indem er die Pflicht zur Fürsprecherin hatte. Wenn die allzugroße Sparsamkeit zur Gewohnheit geworden ist, so wurzelt sie so tief, daß man sie auch in den Zeiten des Wohlstandes nicht mehr ablegen kann. Andere Fehler verlassen uns leichter im Alter, aber dieser wuchert fort bis ins Grab. Hüten wir uns daher doppelt vor einem Fehler, welcher nicht selten zu einem in alle Lebensverhältnisse häßlich eingreifenden Laster wird! Keines hat bei seiner Entstehung so viele Entschuldigungsgründe und bemeistert sich so geraden Wegs des menschlichen Herzens wie dieses. Bei dem Anfang anderer Laster hat man gewöhnlich das Gefühl der Sünde, aber bei der Sparsamkeit giebt es edle Beweggründe.

*) Namentlich müssen wir hier einer Familie Bonz, welche nicht ermüdete, ihr wohl zu thun, gedenken. In jenem Kreis wurde sie mit großer Geduld und Treue getragen.

Man wird, ohne es zu merken, weiter geführt und am Ende unauflösbar gefangen.

Regine arbeitete, um sich etwas zu erwerben, sie brauchte für sich so wenig, daß sie sich körperlich sogar vernachläßigte, was Ludovike viele Sorgen machte. Sie hatte zwar früher unter der Wunderlichkeit ihres Pathen viel gelitten, aber ihre äußere Lage war doch eine ganz andere, als ihre jetzige. Wie viele Demüthigungen mußte die sonst gefeierte Jungfrau nun erfahren; an die Stelle der Bewunderung und Verehrung, die man ihr zollte, trat nun das Mitleiden. Die Welt im Allgemeinen ist so unbillig, daß sie auch den glänzendsten Geist in unscheinbaren äußern Verhältnissen weniger achtet, als einen gewöhnlicheren im Wohlstand; je größer dieser, desto geehrter jener. Dieß Alles fühlte Regine so tief, als irgend ein Unglücklicher es nur empfinden kann, und dazu gesellte sich noch das Mitleiden mit ihrem Pathen, dessen Stolz noch nicht gebrochen war. Er ließ keinen seiner Freunde vor sich kommen und auch Regine durfte ihn nicht sprechen. Alle Briefe erhielt sie uneröffnet wieder zurück, was ihr noch schwereren Kummer verursachte, als ihre Armuth.

In Bilfinger bildete sich nun ein eigentlicher Menschenhaß, sein äußeres und inneres Elend, war viel größer als das seiner Tochter, obgleich auch dieser der wahre Haltpunkt, welcher den Menschen in keiner Noth sinken läßt, fehlte.

Der Christ begiebt sich auch mit dem bittersten Leiden unter das Kreuz seines Herrn und erhält hier einen Beistand, welcher ihm jede Last erleichtert und tragen hilft, er genießt die sanften Tröstungen des Christenthums, er ist geduldig in Trübsal und fröhlich in Hoffnung, er weiß,

daß die Leiden, würdig getragen, zur Herrlichkeit führen und dankt seinem Herrn dafür, denn er nimmt sie als Bildungsmittel für den Himmel gerne aus seiner lieben= den Hand. Aber Bilfinger und Regine waren eben keine Christen. Jener blieb freilich ganz von Gott entfernt, was bei Regine durchaus nicht der Fall war.

Mehrere Jahre hindurch hatte Regine den Eigensinn, keinen Unterricht im Klavierspielen zu geben, sondern sich mit Arbeiten, welche ihr viel weniger geläufig waren, zu plagen; ihr eiserner Fleiß brachte fast Unmögliches zu Stande und sie verdiente damit mehr, als sie brauchte, weil sie sich eben unglaublich einschränkte. Nun fiel auch wieder ein Lichtstrahl in ihr trübes Leben.

Die Zeit war gekommen, in welcher ihr der Wiener= flügel und ihre andern Habseligkeiten wieder zurückgegeben werden konnten, aber es war, wie wenn sie alle Fähig= keit, sich zu freuen, verloren hätte. Sie berührte ihren geliebten Flügel lange nicht und würdigte ihre wieder= gefundene Habe kaum eines Blicks.

Das ihr natürliche Mißtrauen steigerte sich während ihres Unglücks bis zu einem krankhaften Zustand, von welchem sie nimmer ganz geheilt wurde. Nach jedem Sonnenblick erwartete sie einen Sturm, und wenn sie irgend etwas unter ihre Hand bekam, hielt sie es für verloren. Diese Grillen trug sie als Unglücksprophetin immer mit sich herum und gieng damit so sehr ins Klein= liche, daß ihren Freunden, welche ihren kräftigen Geist kannten, oft der Verstand stille stand, wenn sie die Extreme ihres Innern betrachteten, und noch mehr, wenn sie bemerken mußten, daß sie nicht nur gegen fremde Menschen, sondern auch gegen sie selbst, die sie längst die

Probe der Treue bestanden hatten, sich zuweilen auf die wehthuendste Weise mißtrauisch zeigte; hier war es offenbar ein krankhafter Zustand. Sie hatte auch wirklich Anfälle von Hypochondrie, in welchen sie sich einbildete, alle mögliche Krankheiten, von welchen sie hörte, selbst zu haben.

Wenn sie übrigens Jemand mit Rath und That dienen konnte, so vergaß sie sich und ihre eingebildeten Krankheiten leicht und lebte in und mit dem Nächsten. Ihr Scharfblick wußte meistens, wo es fehlte, und konnte daher Rath schaffen, und dabei war sie so voll Umsicht, Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe, daß man sich ganz auf sie stützen konnte. Auch blieb Alles, was man ihr anvertraute, in treuer Brust verschlossen. Neben ihrer männlichen Festigkeit hatte sie doch auch manche schöne Eigenschaft eines zarten Gemüths. Ihre Theilnahme für das Wohl und Weh Anderer wußte sie immer auf die ansprechendste Weise auszudrücken, leere Worte kamen nicht aus ihrem Mund, und dann hatte sie einen so feinen Sinn für Alles, was ihre Freunde bewegte, daß diese Worte von ihr verstanden und gefühlt wurden. So wenig blind wir gegen ihre Fehler waren, so dürfen wir doch mit Wahrheit sagen, daß ihre vielen trefflichen Eigenschaften uns jene immer wieder vergessen machten. An den Naturschönheiten hatte sie eine reine Freude, sie suchte sie gerne da, wo die Menschenhände noch nicht eingegriffen hatten, verweilte deßwegen nicht gerne in den Gärten, sondern machte immer größere Spaziergänge, und so lange dieß noch mit Ludoviken geschehen konnte, öffnete sich ihr Herz und Auge doppelt freudig und ergoß sich in der Bewunderung des Schöpfers. Auch ihrem natürlichen

Kunstsinn wurde in Ludovikens Umgang ein richtiges Kunsturtheil angebildet, und es war für beide Freundinnen ein hoher Genuß, wenn sie Kunstgegenstände gemeinschaftlich betrachten konnten. Diese Freude wurde ihnen aber nur sehr selten zu Theil, da früher Ludovikens Kunstlaufbahn und später ihre häuslichen Verhältnisse störend zwischen den Umgang beider Freundinnen traten. Dagegen that Ludovike ihr Möglichstes, mit Reginen schriftlich fortzuleben und wohlthätig auf sie einzuwirken. Regine führte auch, ehe sie Unterricht im Klavierspielen gab, ein eigentliches Wanderleben. Zwischen Tübingen, Stuttgart und Ludwigsburg wechselte ihr Aufenthalt. In Stuttgart hatte sie namentlich im Hause ihrer Freundin W. Hopfenstock ein Asyl gefunden, in welchem ihr alles dasjenige zu Theil wurde, was die Liebe zu geben vermag, und diese gemüth- und geistvolle Freundin erleichterte ihr in jeder Beziehung das schwere Schicksal. Sie hatte auch aus Dankbarkeit der einzigen Tochter dieser Freundin ihr ganzes Vermögen zugedacht. Mutter und Tochter starben aber vor Regine. Ein neuer Unglücksfall zwang sie, nun doch Unterricht zu geben. Ihr Bruder, welcher ihre Mutter bisher versorgte, starb, und wer sollte nun diese alte arme Frau zu sich nehmen, wenn es ihre Tochter nicht that? Regine miethete darum in Ludwigsburg eine kleine Wohnung, nahm die Mutter zu sich und gab Unterricht im Klavierspielen. Sie fand so viele Schülerinnen, daß ihr ganzer Tag mit Lectionen ausgefüllt war, und daß ihr dieses eine viel größere Einnahme verschaffte, als ihr bisheriges Arbeiten, durfte sie bald erfahren, aber dennoch war es ihr eine fast unerträglich schwere Aufgabe. Ihr heftiges Temperament, ihre Ungeduld, wenn das feine Ohr alle

Augenblicke beleidigt wurde, ihr lebendiges Wesen, das kein Phlegma begreifen, ihre schnelle Fassungskraft, welche das Gegentheil nicht verstehen wollte, kurz ihre ganze Natur war nicht zum Unterrichtgeben geschaffen. Dieß fühlte sie wohl, daher konnte sie sich auch so lange nicht dazu entschließen. Ludovike meinte, ein so kräftiger Geist sollte seine Natur auch besser bemeistern können. Diese glücklich Geborne wußte wohl nicht, wie schwer dieses ist, und wie wenig die eigene Kraft vermag.

Das Zusammenleben mit der Mutter drückte Regine auch gewaltig, und sie ließ es die Mutter, ohne daß sie wollte, zu sehr fühlen, daß sie sie nicht achten konnte. Ludovike machte ihr oft Vorstellungen darüber und sagte ihr, was sie namentlich auch dem Alter schuldig sey, und wie Unrecht sie habe, an die Jugendsünden der Mutter zu denken und auf sie herabzusehen. Sie selbst sollte da am besten fühlen, wie nachtheilig eine verkehrte Erziehung wirke, und sollte Mitleiden damit haben, daß ihre Mutter schlecht erzogen worden sey, und dabei nicht die Vorzüge des Verstandes habe, welche ihr der Schöpfer verliehen hätte u. s. w. Ludovike sagte Regine immer die Wahrheit ohne Furcht und Umstände, und diese nahm es jedesmal gut auf ließ es auch einige Tage wirken; aber im Ganzen behandelte sie ihre Mutter nicht nach ihrem sonstigen Rechtlichkeitsgefühl, was die Last nur erschwerte, denn die Schuld ist doch immer das Drückendste und sie wußte wohl, daß sie davon nicht ganz freizusprechen war. Indessen gieng es mit ihren ökonomischen Verhältnissen immer besser, sie erhielt eine Pension, und sie muß auch einmal, wir wissen jedoch nicht, in welcher Zeit, nicht

unbedeutend geerbt haben, aber sie hörte nicht auf, Lektionen zu geben und zu sparen.

Ihr Pathe wurde nun frei, aber sein Inneres war in einem sehr zerrütteten Zustand, was sie tief schmerzte. Sie machte alle Versuche, ihm zu Hilfe zu kommen, aber er hatte auch auf sie einen unversöhnlichen Haß geworfen. Hier zeigte sie eine merkwürdige Geduld und Ausdauer. Sie sparte weder Geld noch Mühe, seine Lage auf allen möglichen Umwegen zu erleichtern. Er verachtete Alles, was von ihr kam, daher mußte sie ihm ganz verborgen wohl thun. Er hatte zu seiner Bedienung immer nur schlechte Leute und wurde entsetzlich von ihnen bestohlen. Wenn ihm Regine eben frische Wäsche zugesendet hatte, so war in wenigen Tagen wieder Alles fort. Sie ließ sich's aber nicht verdrießen, ihm immer wieder für seine Bedürfnisse zu sorgen, und war unglaublich erfinderisch, ihm diese unbekannt zuzubringen. An Bilfinger handelte Regine wahrhaft edel; je mehr er sie haßte, desto größere Opfer brachte sie ihm. Er hatte die fixe Idee, sie habe ihn in Hohentwiel treulos verlassen und ihre Mutter habe ihm sein Vermögen entwendet. So wie er an seinen Aufenthalt in Hohentwiel erinnert wurde, redete er verwirrt. Regine mußte natürlich fliehen, sie wäre sonst in die Hände des Feindes gefallen und hätte ja doch nicht bei Bilfinger bleiben dürfen.

Ihre Mutter war eine herzensgute Frau, welche lieber arm lebte, als daß sie sich durch fremdes Gut zu bereichern suchte. Wenn sie auch in ihrer Jugend leichtsinnig war, so hatte sie doch den Fehler des Eigennutzes nie, noch viel weniger das Diebsorgan. Aber wie sehr mußten solche niedrige Vorwürfe Regine schmerzen! Sie

schrieb einer Freundin, das Gräßliche ihrer Lage habe durch die Unnatürlichkeiten ihres Pathen die höchste Höhe erreicht — doch wir wollen diesen Brief im Anhang mittheilen. Regine aber ließ sich nicht ermüden, dem Pathen fortwährend Gutes zu thun.

Hier zeigte sie so viel Willenskraft und in anderen Fällen so wenig! So konnte sie ihr Mißtrauen nicht überwinden, ob sie gleich wußte, wie weh sie ihren besten Freundinnen damit that. Ihrer Mutter brachte sie nur nothgedrungen diejenigen Opfer, welche sie ihrem Pathen aufdrang. Sie hatte gegen die Armen ein mitleidiges Herz und spendete später, als ihr Wohlstand gegründet war, auch große Gaben, während sie im täglichen Leben zu sehr rechnete und den armen Dienstmädchen, mit welchen sie zunächst verkehrte, nicht mehr gab, als sie ihnen schuldig war, indem diese doch schwere Zeit bei ihr hatten, da ihre Anforderungen nicht zu befriedigen und ihr Mißtrauen *) nicht zu beschwichtigen war. Diese Widersprüche in ihrer sonst so edlen Natur fühlte sie selbst schmerzlich und konnte sie doch nicht aufheben. Unsere eigene Kraft reicht eben, was wir uns immer wieder zu sagen gedrungen fühlen, nirgends aus, wir müssen uns eine höhere erflehen, welche uns im Kampf mit der Sünde zur Seite steht und uns vor Allem die Feinde, die wir im eigenen Herzen tragen, besiegen hilft. Regine freute sich, wie sie sagte, zu sehr, daß sich Simanowiz und Ludovike entschlossen hatten, nach Ludwigsburg zu ziehen. Ludovikens Nähe wirkte jedenfalls wohlthätig auf sie ein und besonders zwischen ihr und der alten Mutter war

*) Sie klagt sich dessen in einem Brief an Ludovikens Pflegtochter — dieser zur Warnung — selbst an — siehe im Anhang.

sie ein wahrer Friedensengel. So sehr Simanowiz die geistreiche Regine schätzte, so lästig wurde ihm doch ihr Umgang. Ihre Klagen über ihre Mutter, das Unterrichtgeben und über sich selbst waren ihm sehr widerlich.

Ludovike wollte aus Schonung für ihren Mann Regine lieber öfter in ihrer Wohnung sehen, aber dieß war Simanowiz wieder nicht recht, er sah seine Frau immer lieber kommen, als gehen. Regine sagte in Gegenwart des Letztern: Sie erkenne auch in dieser Entbehrung wieder ihr grausames Schicksal, Alles, was sie liebe, werde ihr entzogen, die einzige Freude, welche sie noch auf der Welt habe, ihre Ludovike zu sehen, soll unerlaubt seyn, sie habe ältere Rechte an sie, als Simanowiz, aber bei ihm gehe natürlich Gewalt vor Recht. Diese Vorwürfe machten Simanowiz vollends ganz bitter gegen sie, und Ludovike mußte sich äußerlich noch mehr von ihr entfernen. Die Stuttgarter Freunde gaben sich schon länger Mühe, Regine zu bewegen, nach Stuttgart zu ziehen, und sie willigte nun ein. Die Freunde glaubten mit Recht, sie könnte in Stuttgart den Kreis derselben etwas weiter ziehen und sich mehr zerstreuen und das peinliche Gefühl, den Pathen in der Nähe zu wissen, ohne ihm persönliche Hilfe leisten zu dürfen, würde auch ferner treten. So erleichterten mehrere Umstände ihren Entschluß. Ludovifen konnte sie nur selten sprechen. Ihre Ausflüge, welche sie fast jeden Sonntag in ein benachbartes Dorf, wo die Pflegtochter Ludovikens Pfarrerin war, machte, mußten aufhören, weil der Pfarrer in eine andere Gegend versetzt wurde. Dieß that ihr sehr weh, sie liebte die Pfarrleute wahrhaft und die Sabbathruhe, welche sie oft bei ihnen hielt, that ihr innig wohl.

Regine nahm (wie Alles) ihren Ab- und Aufzug schwer, doch gieng er glücklich von Statten. Sie fühlte sich auch unter den alten Freunden so behaglich als möglich, es kehrte sogar manche heitere Stunde für sie zurück, und wenn sie guter Laune war, erheiterte sie die Freunde durch ihren ausgezeichneten Witz.

Ihre ökonomischen Verhältnisse hatten sich nun so gehoben, daß sie hätte den Klavierunterricht längst aufgeben können, aber so sehr sie sich über die Martertöne (ihr eigener Ausdruck) beklagte, so schwer kam sie zu dem Entschluß, ihnen ihr Ohr zu entziehen. Ein längeres Augenleiden und die Furcht vor dem Erblinden siegten jedoch über die lange Gewohnheit, welche zuerst etwas, dann aber immer mehr zu erwerben suchte. Auf die Bildung ihrer Schülerinnen mit Erfolg einzuwirken, dazu fehlte ihr die herzgewinnende Art, welche Ludovike hatte, und so war es ja nur der Erwerb, welchen sie aufgeben mußte.

Ihr Pathe machte ihrem Herzen fortwährend Kummer, da er in demselben zerrütteten Zustand blieb.

Ludovike machte von Zeit zu Zeit Versuche, ihn mit Reginen zu versöhnen, aber immer vergebens *).

Reginens Mutter bekam öfter heftige Krankheitsanfälle, wo die Tochter jedesmal sehr weich wurde und die Mutter mit aller Treue und Aufmerksamkeit pflegte, und als die letzte Krankheit ihrem Leben ein Ende machte, war Regine tief bewegt.

Ach, wie sehr wünschten wir am Sterbebette der Unsrigen, sie nie betrübt zu haben! wie verstärkt sich

*) Ein Brief von Ludoviken über diesen Gegenstand ist im Anhang zu finden.

unsere Liebe gegen sie, wenn sie von uns geschieden sind! Der Tod reinigt sie vollends von den letzten Schlacken, und wir werden viel mehr an ihre Tugenden als an ihre Fehler erinnert. Wenn wir auf dem Weg sind, unsere Angehörigen zu betrüben, sollten wir immer an ihren Tod denken, und wir würden die Liebe siegen lassen. Jede Beleidigung, die wir einem Entschlafenen zugefügt haben, lastet centnerschwer auf uns, und der Weg zur Abbitte ist uns abgeschnitten. Diesen Kummer sollten wir uns ersparen. Besonders kann den Kindern die Liebe und der Gehorsam gegen die Eltern nicht genug ans Herz gelegt werden, nicht nur weil die treue Erfüllung der Kindespflichten einen Segen über das ganze Leben verbreitet, sondern weil auch die kleinste Verletzung derselben einen Stachel im Herzen zurückläßt, welcher erst dann zu schmerzen anfängt, wenn das treue Vaterauge geschlossen ist und das liebende Mutterherz stille steht. Die Elternliebe ist eine unersetzliche, dieß muß jedes gute Kinderherz erfahren, wenn die Eltern von ihm geschieden sind, aber sie hört auch nimmer auf, wenn sie sich von der ewigen Liebe reinigen und kräftigen läßt, und ihr Segen ruht auf den Kindern, die sich ihrer nicht unwürdig gemacht haben, und wirkt in ihnen fort. Auch werden liebende Eltern vor dem Thron Gottes für ihre Kinder beten. Möchten wir doch nie in Sünden und Verirrungen fallen, welche die Seligkeit unserer Dahingeschiedenen stören und ihren Gebeten für uns die Freudigkeit nehmen könnten! Wir wissen nicht, ob sie Kunde von uns haben, aber das wissen wir, daß wir in böser Stunde nicht an sie denken mögen, so wie wir mit beflecktem Herzen nicht vor Gott treten können. Es ist in mehrfacher Beziehung

gut, wenn wir uns viel mit unsern Entschlafenen beschäftigen, besonders wenn der Schmerz seine Schärfe verloren hat und der Gedanke an ihre Seligkeit die Wehmuth versüßt. Das gänzliche Vergessen der einst geliebten Verstorbenen ist einem tiefern Gemüth nicht möglich. Wer viel an Gott und Jenseits denkt, wird seine Dahingeschiedenen nicht ausschließen. Aber die sicherste Bürgschaft für die innere Fortdauer einer liebenden Verbindung liegt darin, daß sie in und mit Gott geschlossen wird. Kein Gebäude, das auf diesem Felsen ruht, geht unter, sondern es steht ewig fest, wie er selbst. Die Christenhoffnungen, welche ihren Anker in den festen Grund werfen, welcher Christus selbst ist, sind doch gewiß die herrlichsten, welche der Mensch haben kann. Die christliche Lehre hat für Alles und besonders für das Liebe bedürftige Menschenherz aufs Wohlthätigste gesorgt. Ach, wenn wir die Fülle der darin uns angebotenen Gnade doch recht verstehen und ganz in uns aufnehmen würden, wie selig könnten wir hier schon seyn im Glauben, Lieben und Hoffen!

Der Tod der Mutter machte, wie wir schon sagten, auf Regine tiefen Eindruck, besonders aber weckte er ihr religiöses Bedürfniß aufs Neue. Sie mußte, wie schon öfter, die Unhaltbarkeit philosophischer Trostgründe erfahren und suchte daher ernstlich andere. Sie gieng fleißig in die Kirche und forschte in der heiligen Schrift, sie wurde erbaut und erhoben, aber der Haupttrost des Christen, der kindliche Glaube an die Versöhnungslehre und ihre erquickende Wirkung aufs kranke Menschenherz, fehlten ihr immer noch. An Regine haben wir so recht erfahren, wie schwer die in der Jugend eingepflanzten und

somit anerzogenen Meinungen und Grundsätze auszurotten sind. Sie wollte sie ausreißen, aber wenn sie auch die Auswüchse wegschaffte, die Wurzeln blieben doch immer im Herzen, und so wurde sie nie damit fertig. Sie selbst klagte oft schmerzlich darüber und sagte namentlich: es fehle ihr nicht an dem Sündenbekenntniß vor Gott und an der täglichen Bitte zu ihm, er möchte ihr Herz reinigen und ihr Kraft geben im Kampf des innern Lebens. Als wir sie fragten: ob sie denn auch die Worte Christi: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich" schon beherzigt hätte? antwortete sie: sie möchte mit ihren Einwürfen unsern kindlichen Glauben nicht verletzen. Wir versicherten sie, daß wir diese wohl kennen und sie unserer Ueberzeugung nicht gefährlich werden — und da kamen die alten abgedroschenen Ansichten über Christus wieder hervor. Doch gab sie zu, daß sie sonst gar viel glaube, was sie nicht begreifen könne. Wir meinten nun, daher solle sie auch den Glauben an den Vater nicht von dem des Sohnes trennen und die geheimnißvolle Einheit verstehen wollen! —

Neben ihrer andauernden Hypochondrie hatte sie auch öfter wirkliche Krankheiten durchzumachen, in welchen sie und ihre Freunde an keine Genesung mehr denken konnten, aber sie erholte sich immer wieder. Eine Freundin, welche in ihrer Nachbarschaft wohnte, besuchte sie täglich und ermüdete nicht, ihr manche Erquickung und Erleichterung zu verschaffen, obgleich auch sie, die ihr so manche Probe der Treue gegeben, von ihrem Mißtrauen nicht verschont blieb. Die Frau ihres trefflichen Arztes, welcher ihr mit seinem edlen wohlwollenden Gemüth eben so wohl that, als mit seiner Kunst, gab uns oft Gelegenheit, ihre

edle Ausdauer in der Freundschaft für Regine bewundern zu dürfen. Wir wollen sie jedoch nicht aufzählen die Freunde und Freundinnen, von welchen sie geliebt und getragen wurde, und doch konnte sie klagen, sie habe keinen Menschen, welchem sie erträglich seye, und die Pflicht der Freundschaft, die auch die schlimmen Tage theilen müsse, sey für sie erloschen. In ihrer vorletzten Krankheit fragte sie uns: „Wer wird mich begraben lassen, wer für mein letztes Haus sorgen, wer mein verwirrtes Hauswesen aus einander setzen?"

„Ach, welche unnöthige Sorgen," antwortete ich. „Ihre Freunde leben ja noch und in der nächsten Nähe Eine derselben, welche genug Beweise ihrer Thätigkeit giebt. Ist es nicht für uns eins, wie es nach unserem Tod zugeht? Wenn nur unsere himmlische Heimath bestellt ist, der Erde wollen wir gerne lassen, was der Erde angehört." „Ja, mein gutes Kind," sagte sie, „diese christliche Philosophie habe ich eben nicht." „Weil Sie sie nicht haben wollen," entgegnete ich. „Ach nein," antwortete sie mit einem tiefen Seufzer, „ich bete, ich ringe nach etwas Besserem, aber diese fatale Mischung in meiner Natur. Ich habe noble Gesinnungen, gab mir immer Mühe, viel Mühe mit meiner Besserung, aber es liegt so viel Widerspenstiges in meiner Natur, daß ich viel mehr Kämpfe habe, als andere Menschen. Welch glückliche Natur hatte meine Ludovike! Weiß ich doch nichts Besseres, als mich mit meiner Natur zu entschuldigen! Großer Gott, wie bin ich ein verkehrtes Geschöpf!" Dann ergoß sie sich in Klagen über sich selbst, ohne in eine wahre Buße einzugehen.

Wir machten ihr den Vorschlag, auch manchmal mit

einem geistreichen Theologen zu sprechen, dieser könnte ihr vielleicht doch Aufschlüsse geben, welche sie noch nicht habe. „Ich bin schon damit bekannt," war die Antwort, „und bin auch zu eitel, um meinen gegenwärtigen Blödsinn zeigen zu wollen. Wenn ich wieder besser denken kann, will ich sehen, was zu machen ist. Indessen laß ich mir viel aus der Bibel vorlesen und danke Gott, daß ich mehr Geschmack daran finde, als früher. Mein gutes Kind möchte mich gar zu gern bekehren, aber leider! leider! bin ich zu verkehrt."

So mußten wir immer wieder abziehen, ohne ihren innern Zustand verändert zu finden.

Ludovikens Tod erschütterte sie tief, es war der letzte Schmerz, welcher ihr Herz treffen konnte. Sie sagte: „Ach, daß ich sie überleben mußte! Daß mein guter Engel nun auch von mir gewichen ist! Wir wären noch zusammengezogen, sie allein konnte die rechte Geduld mit mir haben, sie wirkte immer nur wohlthätig auf mich ein, sie hätte mich noch besser gemacht. Sie wußte, so weit es dem Menschen nur möglich ist, überall das Rechte zu treffen, sie hatte all die Eigenschaften, welche sie selbst und Andere glücklich machen konnten, sie hatte Alles, was mir abgeht." So überfließend von Lob über ihre Ludovike, konnte sie beinahe nicht aufhören, von ihr zu sprechen, bis sie, was jedesmal geschah, wieder in Klagen über sich ausbrach und ihren Egoismus verdammte, welcher der tief Geliebten die Ruhe nicht gönne und sie lieber noch länger auf dieser mangelhaften Erde gesehen hätte.

Von dem Tod ihres Pathen, welcher vor Ludovikens in einem sehr hohen Alter starb, hörten wir sie nie

sprechen, wie über keines ihrer Verstorbenen, welches sie nicht loben konnte.

Vieles Sprechen liebte sie nicht, sie sprach nie, als wenn sie etwas Scharfsinniges, Witziges, Belehrendes oder Gemüthansprechendes zu sagen wußte. Das sogenannte Plaudern war ihrer Zunge fremd. Ihre Urtheile waren immer treffend, und etwas Schönes mit ihr zu lesen, war ein ganz besonderer Genuß. Namentlich wußte sie bei der Lektüre auch Manches zu ergänzen, was man zu vermissen glaubte, und sie konnte sich so in den Schriftsteller hinein fühlen, daß sie gewiß nur in seinem Sinne sprach. Freilich eine seltene Kunst! Aber sie war eben auch eine ganz eigenthümliche, reichbegabte Erscheinung. Ein Komet, der außer der Bahn geht und vielleicht im Werden eines bedeutenden Himmelskörpers begriffen ist.

Als sie ihrem achtundsiebenzigsten Jahre zugieng, fühlte sie eine bedeutende Abnahme ihrer körperlichen Kräfte und konnte sich schwer daran gewöhnen, da sie sich immer für ihr Alter noch sehr rüstig fühlte, auch plagte sie sich häufig mit der Vorstellung, daß noch entsetzliche Leiden auf sie warten. Als wir sie das letztemal sahen, lag sie ruhig und stille auf ihrem Lager. Ihre großen, dunklen Augen hatten den Glanz noch nicht verloren, ebenso wenig als ihr Geist sein klares Bewußtseyn. Nur ihr Gedächtniß schien etwas geschwächt und sie fragte, ob sie uns nicht dieselbe Sache zweimal frage, oder davon auf gleiche Weise erzähle. „Eins weiß ich gewiß," sagte sie, „und dieß eine ist meine Hoffnung, die Barmherzigkeit Gottes."

Sie hatte Niemand zu ihrer Bedienung, als eine Magd, und wenn diese ausgehen mußte, war sie allein. Ihre Freundinnen machten ihr daher öfter den Vorschlag,

eine Wärterin zu nehmen. Aber sie fürchtete selbst noch am Rande des Grabes jede größere Ausgabe. Sie war das Sammeln gewohnt, nicht das Zerstreuen. Die Sparsamkeit ist eine schöne, aber eine gefährliche Tugend, und wenn sie durch lange Uebung so zur Gewohnheit herabsinkt, daß man keine Kraft mehr über sie gewinnen kann und immer nur rechnen und rechnen muß und bereits von der Habe überlebt ist, o dann wäre sie lieber ferne geblieben. Wer die rechte Mitte nicht zu behaupten lernt, sey doch eher zu freigebig, als zu sparsam. Regine schenkte wohl einigemal Armen zu Hunderten. Einem armen Weingärtner, welchem man sein Häuschen verkaufen wollte, um ihre Ansprüche befriedigen zu können, schenkte sie die ganze Schuld, und so wissen wir von mehreren bedeutenden Gaben, welche sie spendete; aber fast schien es, als hätte sie sich dadurch das Recht erkauft, im Kleinen so genau rechnen zu dürfen, als möglich. Sie erlaubte sich auch beinahe keinen Genuß, welcher auf ihre Kosten gieng. Wir glauben nicht, daß sie in diesem Grad sparen wollte, wie sie mußte, die lange Gewohnheit hatte sich ihrer bemeistert. Hüten wir uns doch vor dieser einförmigen langweiligen Begleiterin, welche sich so gerne all unsern Eigenschaften aufdringt, den guten wie den bösen, jenen schwächt sie den Werth und diese verschlimmert sie, und so leistet sie uns jedenfalls schlechte Dienste.

Was mag Alles noch in Reginens Seele vorgegangen seyn? Wir wissen es nicht, aber wir dürfen hoffen, daß ihr noch mehr christliche Erkenntniß und Glauben geworden ist, als sie sagen mochte. Sie sprach nie gern von ihren innersten Bewegungen, und für das, was ihr heilig war, hatte sie keine Worte, wollte wenigstens keine haben.

Sie behielt bis in ihren letzten Hauch ihre Geistesgegenwart und entschlief ohne allen Kampf sanft und stille.

Durch ihre nachbarliche Freundin, welcher wir früher erwähnten, wurde für eine ehrenvolle Grabbegleitung gesorgt, und so stand ihr diese wie im Leben so auch noch im Tode treu zur Seite. Wer sie genauer kannte, wird ihr ein liebendes Andenken bewahren. Ihr Beichtvater hat sie an ihrem Grabe mit sehr viel Scharfsinn und Wahrheit in wenig Worten geschildert, wie folgt:

„Die Verstorbene hat ihre Fehler, ihre Schwachheiten gehabt, nicht nur wie jeder Mensch seine Fehler, seine Schwachheiten hat, sondern wie sie bei ihr auch die unvermeidliche Folge ihrer Geburt, ihrer Erziehung, ihres Schicksals, am Ende auch ihres Alters waren, aber ihnen standen auch leuchtend gegenüber hohe Vorzüge, edle Kräfte, seltene Gaben, ein heller, scharfer, lebendiger, noch im Alter funkensprühender Geist, eine fast männliche Seele im weiblichen Körper, die vielseitigste Bildung, und eine in jüngeren Jahren gefeierte Kunstfertigkeit, durchdringende Menschenkenntniß und die Gabe des klaren bestimmten Ausdrucks, unbestechliche Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, aufrichtige Treue in der Freundschaft und ausdauernde Theilnahme am Wohl ihrer Freunde, im Alter noch viel jugendliche Frische und die Fähigkeit, in den Sinn der Jüngern einzugehen, Sinn überhaupt fürs Schöne und Rechte, und bei dem Allem eben so viel Selbstständigkeit des Urtheils und Feinheit des Geschmackes, als Willenskraft des Charakters.“

Anhang.

Briefe von Schiller, Bellino, Voßler, Ludovike, Therese Huber, Sidonie, Ludovikens Pflegtochter.

Schiller an Ludovike.

Ludwigsburg, den 8. Nov. 93.

Ich habe es bei dem anhaltend schlechten Wetter nicht wagen wollen, meine vortreffliche Freundin, Sie an das Versprechen zu erinnern, das Sie uns neulich auf der Solitude gemacht haben, uns eine Zeitlang hier das Vergnügen Ihres Umgangs zu gönnen, und unser kleines Familienfest mit uns zu feiern. Vor einigen Stunden hat das Wetter sich aufgeklärt, und es scheint, daß wir schönere Tage zu hoffen haben. Erlauben Sie mir also, daß ich meine Bitte erneure, und Sie ernstlich beim Wort nehme. Ich ersuche Ihren Herrn Gemahl, sich unserer alten Bekanntschaft zu erinnern, und Sie zu uns zu begleiten. Sie sollen uns Beide herzlich willkommen seyn.

Alle die Meinigen tragen mir auf, sie Ihnen aufs Beste zu empfehlen, und ich verharre hochachtungsvoll

Ihr gehorsamster
F. Schiller.

Schiller an Ludovike.

Jena, den 24. Juni.

Schon seit langer Zeit habe ich mir das Vergnügen vorbehalten, meiner bewunderten und verehrungswürdigen Landsmännin für das schöne Geschenk Dank zu sagen, das sie mir mit dem Bilde meiner Mutter gemacht hat. Jeder, der es sieht, bewundert die Künstlerin, und ich, der ich zu wenig Kenner bin, um einer so geschickten Meisterin durch mein Urtheil ein Compliment zu machen,

setze zu dem allgemeinen Urtheil blos hinzu, daß ich meine gute Mutter in diesem Bilde vollkommen wieder fand. Erst vor wenigen Tagen blieb Lavater, der auf seiner Durchreise bei mir einsprach, vor diesem Porträt stehen, und huldigte der geschickten Hand, die es verfertigte.

Wie sehr, Madame, würde ich mich freuen, wenn ich einen Pendent zu diesem Bilde von der nämlichen Hand erhalten könnte. Aber dieß ist, wie ich fürchte, ein unbescheidener Wunsch, und ich würde ihn auch in der That nicht gewagt haben, wenn nicht eine Versicherung von meinem Vater, daß Ew. Wohlgeb. nicht ganz dagegen abgeneigt wären, mir dazu Muth machte.

Vielleicht habe ich in einem Vierteljahre das Glück, Ihnen in meinem Vaterlande die Versicherung meiner Hochachtung mündlich zu erneuern, mit der ich mich unterzeichne

Ew. Wohlgeb. gehorsamster Diener
Fr. Schiller.

Schiller an Ludovike.

Von Haus den 6. April 94.

Das rauhe Wetter und meine zurückkehrenden Krämpfe haben mich am Ausgehen gehindert, sonst würde ich Ihnen, meine theure Freundin, und Ihrem Herrn Gemahl meinen Besuch gemacht haben. Meine Frau war bei Ihnen, hat Sie aber nicht getroffen. Ich wollte Sie mündlich bitten, mir meine Frau zu malen, und zwar von eben der Größe, wie mein Porträt ist. Da ich nicht weiß, wenn ich Sie sehe, und diese Sache doch nicht länger aufschieben darf, so thue ich es hiemit schriftlich. Bestimmen Sie also, wenn meine Frau Ihnen gelegen kommt. Aber besser ist's, wir sehen Sie hier bei uns, so können wir das Weitere verabreden.

Ich erwarte heute meine Mutter. Vielleicht finden Sie heute Nachmittag Zeit, einige Stunden bei uns zuzubringen.

Alles empfiehlt sich Ihnen aufs Beste, und ich verharre mit Hochachtung und Freundschaft

Ganz der Ihrige
Schiller.

Schiller an Ludovike.

Ich schäme mich in der That, meine vortreffliche Freundin, Ihnen für die Mühe, die Sie mit unsern Porträts gehabt, und für die Zeit, die Sie dabei verloren, die geringe Belohnung anzubieten, die in meinen Kräften steht. Seyen Sie indessen nachsichtig, und nehmen die inliegende Kleinigkeit als Erstattung für die Farbe und

für die Leinwand an; denn die Kunst kann und will ich Ihnen nicht bezahlen. Wie sehr wünschte ich in diesem Augenblick, daß meine Kräfte meinen Wünschen möchten angemessen seyn.

Ihrem freundschaftlichen Andenken empfehle ich mich und die Meinigen aufs Beste, und nenne mich, mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft

Ihren innig ergebenen
F. Schiller.

Ihrem Herrn Gemahl bitte meine besten Empfehlungen zu machen.

Gräfin L—, geb. Bellino, an Ludovike.

Tours, 28. August 1792.

Wenn ich Ihnen, liebste Freundin, nicht längst schon geschrieben habe, so ist es Ihre Schuld. Sie haben mir nicht gesagt, wohin Sie fliehen werden. Um so beruhigter ergreife ich nun die Feder, da ich Sie in Sicherheit weiß. Gottlob, daß Sie der Gefahr entgangen sind und einen Aufenthalt verlassen haben, wo Sie das Unglück hatten, Zeuge von Dingen zu seyn, welche die Nachwelt noch mit Schrecken erfüllen werden. Ihr Brief rührte mich bis zu Thränen. Wofür danken Sie mir? Für den guten Willen, daß ich Ihnen hätte dienen mögen? Dieser allein giebt mir auch ein Recht auf Ihre Freundschaft. Ach, ich hätte Ihnen so gerne alle Annehmlichkeiten verschafft, und Ihnen alles Unangenehme aus dem Weg geräumt, aber es stand nicht in meiner Gewalt. Es war mir ein schrecklicher Gedanke, Sie allein mit unserem Portier und der Köchin in unserem Hause zu wissen. Nur Ihre Geistesgegenwart und Ihr Gottvertrauen konnte so etwas wagen. Ich bereute es sehr, in eine so weite Reise gewilligt zu haben, da sie viele Unannehmlichkeiten für mich hatte *), nun aber geht es mir besser. Ich freue mich des Landlebens in dieser herrlichen Natur, deren zauberhafte Reize ich nicht zu schildern vermag. Auch lerne ich täglich die vortrefflichen Eigenschaften des edlen Mannes besser würdigen, dessen gütige Fürsprecherin Sie so oft waren. Ich genieße nun das Glück, Ihrem Urtheil über ihn völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie wissen, wie vielseitig gebildet er ist, und da sind mir seine Unterhaltungen immer lehrreich und nützlich. Ach, wie sehr bereue ich es, die Stunden Ihres Umgangs nicht besser angewendet zu haben, wie viel hätte ich von Ihnen lernen können, was mir jetzt zu statten käme.

*) Wir haben schon früher bemerkt, daß Graf L— Besitzungen an der Grenze Spaniens hatte — dorthin floh er mit seiner Gemahlin, während der Schreckenszeit Frankreichs.

Denken Sie doch, Beste, daß der arme Georg in die Ewigkeit versetzt wurde. Er hatte nur neun Tage das hier herrschende Fieber. Sein Tod thut uns wehe. Er hat uns so viele Beweise seiner Anhänglichkeit und Treue gegeben. Wie schwer ist ein treuer Diener zu ersetzen! Auch Lisette und Leonore haben das Fieber. Wir sind sehr besorgt, Sie wissen, unsere Domestiken sind uns keine fremden Leute. Wenn sie treu und gut sind, werden sie wie Familienglieder behandelt, rücksichtlich der Sorge für ihr äußeres und inneres Wohl; so will es der liebe, brave Mann, welchen Sie richtiger beurtheilten, als ich. Er läßt sich Ihrem freundlichen Andenken bestens empfehlen.

Mein schönster Traum ist, mein Vaterland und Sie, geliebteste Ludovike, einmal wiedersehen zu dürfen, und der sehnlichste Wunsch die Erfüllung desselben. Ich darf ihn aber nicht aussprechen, sonst bricht mein guter Mann alle Schranken, mich nach Würtemberg zu bringen, und wie lang wird keine Rede davon seyn können! Dürften wir nur bald wieder nach Paris zurückkehren. Nicht das Getümmel der großen Welt ist es, was mich anzieht, nein, mir graut gegenwärtig ganz davor, aber die zum Theil unglücklichen Freunde möchte ich so viel möglich trösten können. Welch ein Wiedersehen wird das seyn!

Wächter schrieb mir, er hätte wegen Unwohlseyn nicht nach Rom abreisen können. Dieser treffliche Mann wird auch manchen Verlust zu beklagen haben. Nun muß ich schließen. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihre Sie tief verehrende Freundin
L— geb. Bellino.

Dieselbe an Ludovike einige Jahre später.

Es ist das erstemal, meine liebste Freundin, daß ich Ihnen von Montparnasse aus als eine ganz glückliche Frau schreibe. Ich bin nun Mutter von zwei lieblichen Kindern. Ein munterer Knabe, Hippolyt, und ein gutes Mädchen, Oppeline, verschönern unser häusliches Glück.

Politische Stürme allein vermögen manchmal unsere Glückseligkeit etwas zu stören, ohne diese wären wir wohl zu glücklich. Wir leben meistens auf dem Lande, drei Stunden von Paris entfernt, auch bringen wir einen Theil der bessern Jahreszeit in Poitou zu, wo mein lieber Mann auch Güter hat. Der guten Mutter, welche Sie innig grüßt, lassen wir immer eins unserer Kinder zum Trost

zurück. B., der Ihnen diese Zeilen überbringt, soll mir dagegen einen langen Brief von Ihnen übermachen. Ach, meine Ludovike, wir lieben uns doch immer und ewig. Mein lieber Mann grüßt Sie bestens. Ganz die Ihrige

L— geb. Bellino.

B. an Ludovike.

Paris, 6. Juni.

Meine liebe Freundin!

Es wird Ihnen wohl nichts Neues seyn, wenn ich Ihnen sage, daß unter all Ihren Bekannten viel und mit Liebe und Sehnsucht von Ihnen gesprochen wird. Aber schwerlich denken Sie sich, wie sehnlich ich mir jene Stunden zurückrufe, wo wir über Menschen Glück und Unglück, Stärke und Schwäche, über die rein christliche Religion, ihre stillen Tugenden u. s. w. gesprochen haben. Welche Stunden waren dieß am Abend beim Kaminfeuer! Noch höre ich die Sprache Ihres zarten Gemüthes, Ihres lebhaften, für alles Schöne und Gute enthusiasmirten Geistes, wie Sie den erhabenen Lauf der Natur bewunderten, vom Steinchen bis zum Stein, vom Pflänzchen bis zum Baum, vom Thier bis zum Menschen. Der Glanz der Blume und der Thautropfen in ihrem Kelch zeigte Ihnen den Schöpfer, wie die größten Wunder in der äußern Natur. Sie folgten gerne dem großen Gang des Schöpfers mit seinen Geschöpfen in dem großen Buch der Menschheit, der heiligen Schrift.

Sie bewunderten die Revolution, die nur Recht und Freiheit erzielen sollte in dem zerfallenen französischen Reich, aber das Ideal zerrann, und Sie weinten bitterlich über die Verirrungen, welche sich auf eine gräßliche Art bis zur Wuth steigerten. — Ich will erwachen aus dem Traum der süßen Vergangenheit, und Sie in Ihrem deutschen Kreise begrüßen. Wie wird Ihnen der Frieden Ihres Vaterlandes und die Liebe und Ruhe Ihres häuslichen Lebens so wohl thun! Und so reich an Erfahrungen mit all Ihren schönen Eigenschaften sind Sie eben so sehr oder noch mehr die Beglückende als die Glückliche. Vergessen Sie aber dabei nicht der französischen Freunde, unter welchen es, wie Sie selbst sagten, wohl auch deutsche Herzen giebt, die Ihnen mit liebender Treue zugethan blieben, besonders das

Ihres

Freundes B.

Regine an Ludoviken.

Hohentwiel, 27. Jan. 1800.

Glaube nicht, meine Liebe, daß Mangel an Theilnahme mich so lange schweigen hieß; dieß, hoffe ich, soll nie unter uns vorkommen können. Wenn ich einmal so elend werde, daß Du mir gleichgültig bist, so glaube nur, daß ich alles Gefühl fürs Gute verloren habe, und verachte mich, wie ich es verdiene. Sieh, Liebe, ich sagte Dir nie Schmeicheleien, sagte Dir überhaupt noch wenig Schönes, aber ich fühle sie nicht minder, Deine Vorzüge. Oft schon hast Du mich schamroth gemacht. Wenn ich sehe, wie Du aus jeder Lage das Gute herausnimmst und Nutzen daraus ziehst, und das Uebel als Zugabe des menschlichen Lebens, als Bildungsmittel, das durch vernünftige Ansicht viel von seiner Bitterkeit verliert, mit immer gleicher Heiterkeit trägst, muß ich Dich bewundern. Dein Brief, als Dein Mann wegen seiner Krankheit die Gage verloren, hat mich tief gerührt und meine Achtung für Dich auf den höchsten Grad gebracht. Wer mit so viel Resignation duldet und handelt, kann nie unglücklich seyn. Sieh, Liebe, Alles das fühle ich lebhaft, und weiß gewiß, daß nur so eine Handlungsweise, wie Du sie hast, uns glücklich oder wenigstens nie unglücklich machen kann, und bin doch nicht im Stande, Dir nachzuhandeln. Ich weiß nicht, an was es liegt; ob ein unglückliches Temperament, ein verwöhnter Gang der Ideen, ob beides zusammen, kurz, was Schuld ist, ich weiß es nicht. Ich habe oft ernstlichen Willen, alle meine Pflichten zu erfüllen, ich erfülle sie auch so ziemlich im Allgemeinen, aber die Art und Weise, wie ich sie erfülle, ist verschieden von der Deinigen, und der Gewinn zweierlei. Ich muß es Dir sagen: Du bist ein ganzes Weib. Ich aber bin wirklich ein elender Tropf, so unfixirt, so ohne eigentlichen Lebenszweck. Ich habe kein Ziel, auf das ich hinarbeitete. Ich verfolgte eine Zeit lang eine ordentliche Idee, ich glaubte, der Zweck unseres Daseyns sey der, weiser und besser zu werden; ich arbeitete an mir, und hoffte, Glück und Zufriedenheit müssen diesem Streben auf dem Fuß nachfolgen; ich glaubte ferner, wer einmal diesen glücklichen Weg betreten habe, könne nimmer davon weichen, nimmer zurückkommen; ich wußte nicht, daß jeder Stillstand nothwendig rückwärts führt. Aber, o Du mein Gott, wie schwer ist die Erfahrung dieser bittern Wahrheit, die ich jetzt machen muß! So klein auch die Strecke war, welche ich vorwärts schritt, so werde ich doch das Versäumte nimmermehr hereinbringen können. Nur kein Wesen, das irgend

etwas leisten soll, auf Hohentwiel in meine Verhältnisse gethan, oder wehe ihm! Ich weiß nicht, muß ich hier vollends zu Grunde gehen, oder ist noch Erlösung für mich vorhanden? Lebe wohl, meine Theuerste! Grüße Deinen lieben Mann herzlich von mir, und liebe

Deine treue

Voßler.

Ludovike an Regine.

Stuttgart, den 3. Juni 1800.

Nach der Uebergabe Hohentwiels.

Wir werden Dich nicht erst unserer innigsten Theilnahme an Deinem Schicksal versichern dürfen.

Die Nachricht von der Uebergabe Hohentwiels bestürzte uns unbeschreiblich, aber wir haben uns wieder gefaßt und lassen den Hoffnungsstern nicht untergehen. Deine Freunde, deren Du nicht wenige hast, werden Alles für Dich thun. Beschleunige deine Reise hieher und verliere den Muth nicht. Vertraue Gott, dann wird Alles noch gut gehen.

W. ist voll thätiger Theilnahme, ihr Haus und Herz findest Du offen. Ach, warum bin ich nicht in der Lage, Dich wenigstens in ökonomischer Hinsicht sichern zu können! Wie wohlthuend wirken die Freunde in der Noth auch auf unser Gemüth ein. Ich sehe erst jetzt, wie viel wahrhaftige Freunde Du hast, und dieß erfüllt mich, bei allem Kummer, welchen ich für Dich habe, mit Freude. Mit welch unendlicher Liebe und Weisheit hat der himmlische Vater Alles eingerichtet. So stellt er auch neben das Unglück den Trost, wenn wir uns nur die Fähigkeit, jenen aufzufassen und festzuhalten, nicht rauben lassen. Gewiß, es giebt kein Leiden, das nicht auch eine Linderung, eine Erquickung zuläßt, und über alles dieß sind die Leiden, christlich beschaut und getragen, das trefflichste Bildungsmittel für unsere von Natur stolzen, trotzigen Herzen. Ich bin jedoch nicht so unmenschlich, daß sie mir Freude zu seyn dünken, nein, meine Theuerste, ich weine mit Dir und bin sehr traurig über Dein Schicksal, aber Du sollst auch mit mir glauben und hoffen. Mein Mann, der gleichen Antheil nimmt, grüßt Dich mit mir herzlich. Wir sind und bleiben bis in den Tod Deine

treuen Freunde

Ludovike und Simanowiz.

Ludovike an Regine.

Stuttgart, den 19. Febr. 1801.

Kaum warst Du fort, als ich zu W. Dich zu besuchen kam. Du hast Dich nicht mehr bei mir sehen lassen, aber ich nehme Dir's nicht übel, was hätten wir auch zusammensprechen können? Bin ich doch mit meinem Mann selten allein!*) Gewiß, wir bringen der Nothwendigkeit kein geringes Opfer. Hatte ich früher ohne Magd viel zu thun, so habe ich jetzt mit ihr noch weit mehr zu schaffen. Die Ordnung und Reinlichkeit, welche in meiner kleinen Haushaltung herrschte, ist dahin, wenigstens nach meinen Anforderungen. Auch die Stille der Abendstunden, wo ich mich sammeln und erholen konnte von des Tages Mühen, ist entflohen. Welch geringe Entschädigung gewährt der bessere Tisch, welchen wir nun haben. So ist eben Alles auf dieser unvollkommenen Erde; nichts kann uns ganz befriedigen, und wir müssen uns immer mehr nach einem höheren Leben sehnen und uns in der Schule dieses Lebens dazu vorbereiten lassen.

Wie herzlich wünsche ich, daß Dich Deine melancholische Stimmung verlassen möchte, und Du nun in Deinem eigenen Stübchen mit freier Seele thun und denken mögest, was Du willst und wie Dir's gefällt. Habe doch Geduld, es wird, es muß wieder eine bessere Zeit für Dich kommen. Deine Lage ist mir nicht fremd, welche Kämpfe mit dem Schicksal hatte ich zu bestehen, und wie viel mußte ich entbehren lernen. Schreib' mir doch, wie lange Du in L. bleibst und wie sich Dein Pathe befindet. Wenn ich Dir auch weniger zärtlich erscheine, Du hast doch keine Freundin, welche Dich aufrichtiger liebt als Deine

Ludovike.

Therese Huber an Ludovike.

Den 28 Juni 1805.

Ich möchte einen würdigeren Augenblick finden, als den heutigen, um Ihnen, gütige, wohlthätige Freundin, zu danken. Ich möchte die stillste, wehmüthigste Stunde dazu nehmen. Aber ich wartete seit dem Empfang Ihres Geschenkes vergebens auf eine solche. Nun schreibe ich eben unwürdig für diesen Gegenstand, ermüdet von einer Hausarbeit, aber Sie können das nicht wissen und müssen fragen: ob das theure Kleinod sicher in meine Hände

*) Ludovike hatte einige Mädchen in Kost und Wohnung genommen, was ihr lästig wurde.

gelangt ist *). Ich habe es erhalten und viel früher, als ich hoffen durfte. Ja, Sie haben die Erinnerung an seine geliebten Züge treu bewahrt. So war er! Das Bild ist viel tausendmal besser und lebendiger, als das von N. N. Es ist sein feiner Mund, sein sanftes Engelsauge! Ja, es ist Ihrem Herzen gelungen, Ihre liebe Hand zu führen. Gewiß, meine Freundin, ich stehe sehr beschämt, sehr arm vor Ihnen! Ich kann nur danken. Daß Sie Freude empfanden, indem Sie so viele Freude machten, das weiß ich, und das erleichtert mein Bewußtseyn, nicht lohnen zu können. Gegenwärtig macht mich die zu zarte Gesundheit meines Louischens sehr besorgt. Sie ist so ganz des Vaters Ebenbild.

Jetzt zähle ich fast in jedem Monat des Jahres eine Sterbefeier.

Es ist Mitternacht, liebe Freundin. Ich habe das theure Bild neben mir und Dank gegen Sie verbindet sich mit jedem Aufblick.

Leben Sie wohl, denken Sie mit Ihrem lieben Mann oft an Ihn und an mich, sein trauriges Denkmal.

Therese Huber.

Therese Huber an Ludovike.

Montag von Haus.

Ich sprach Hopfengärtner, meine liebe Freundin, heute früh, er schien den gestrigen Zufall Ihres lieben Mannes für eine unbedeutende Kleinigkeit zu halten **). Ich bat ihn, Sie recht bald zu besuchen, was er mir versprach; er ist gut und theilnehmend und würde besorgter gesprochen haben, wenn Sie das Geringste zu befürchten hätten.

Ich wünschte, wir kennten uns länger, Sie wären mich mehr gewohnt, wir hätten die kleinen Fäden der Gewohnheit zwischen uns geknüpft, damit ich in das Detail der Theilnahme mit Ihnen eingehen könnte. Wenn ich Ihnen sage: behalten Sie Muth! so klingt das so trocken. Liebe Simanowiz, wägen Sie Gutes gegen Böses ab. Kampf ist Leben, Leben ist unser Spielraum zur Vervollkommnung. Der Körper kämpft gegen Uebel, der Geist gegen Kummer, allein der Sieg des letztern zeigt uns Vortheile, die an kein Wohlseyn des erstern zu denken uns Zeit lassen. Ich habe

*) Ludovike malte Therese Huber das Bild ihres verstorbenen Gatten aus dem Gedächtniß.

**) Huber hatte Ludovike besucht und sie sehr besorgt um ihren Mann, welchem ein kleiner Unfall begegnete, getroffen. Simanowiz wollte den Arzt nicht rufen lassen, daher sprach Huber mit dem ihrigen.

sehr viel gelitten, und doch schäme ich mich, von meinen Leiden zu sprechen. Ich kann ja mit Freudenthränen für die Leiden danken, da ich fühlen darf, daß sie Gutes in mir und den Meinigen erweckten. Ich glaube, wenn wir aufmerken, finden wir immer Ursache, für die Leiden zu danken. Auch finden wir dabei Kräfte in uns, die sonst geschlafen hätten, und in Anderen Züge von Güte, die wir übersehen hätten. Dennoch ist der Mensch oft so verkehrt, daß ihm die nächsten Gelegenheiten, zu helfen, entgehen und er sich den Vorwurf der Unthätigkeit machen muß. Leben Sie wohl, Theuerste! Gott gebe, daß ich Sie das nächstemal heiterer finde.

Therese Huber.

Therese Huber an Ludovike.

Wertheste Freundin!

Glauben Sie nicht, daß ich ohne Gewissenszweifel die Indiscretion begehe, Sie nochmals um ein Opfer Ihrer Zeit zu bitten. Ich will Ihnen aber eine Ursache angeben, die Ihr weiches Herz gewiß begreift und verzeiht. Ich schicke Ihnen das fast verunglückte Miniaturbild meines Mannes mit der dringenden Bitte, es zu retouchiren. Sie haben ja mit Ihrer warmen Einbildungskraft Hubers Porträt so vortrefflich getroffen. Mein Sohn wird sich dieses Frühjahr weit und auf lange von mir entfernen. Ich möchte ihm gerne das Bild seines Vaters mitgeben, damit der sinnliche Eindruck das Andenken lebhafter erhält. Nur dieser Grund konnte mich bewegen, Sie um eine zweite Gunst zu bitten, welche nur Sie mir erzeigen können. Denn welch ein Herz — außer das Ihre — leitet so mächtig den Pinsel? Hubers Bild aus Ihrer Hand ist der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, Man will nicht glauben, daß nur Erinnerung die Künstlerin leitete. Leben Sie wohl und verzeihen Sie Ihrer

Sie verehrenden Freundin
Therese Huber.

Ludovike an Regine.

Stuttgart, den 20. Febr. 1809.

Liebste Freundin!

Es geht mir wie Dir, ich komme immer seltener zum Briefschreiben, indessen ist die Mittheilung Dir gegenüber meinem Herzen Bedürfniß geworden, und wenn ich Dich nicht sprechen kann, muß ich Dir schreiben. Daß Dir die Clarissa so wohl gefallen hat, freut mich von ganzer Seele. Noch keine Lektüre hat mich so

entzückt, wie dieses herrliche Buch. Man kann unserem Geschlecht kein schöneres, der Nachahmung würdigeres Wesen zeigen, als diese Clarissa. So rein weiblich, in der Tugend nicht unerreichbar, hinaufgeschraubt, sondern gerade recht gehalten für die Nachahmung, ist dieses Bild dargestellt. Warum mußte es uns erst so spät und nicht schon in unserer Jugend begegnen? Clarissa macht Englands Frauen Ehre — denn Richardson hat sie gewiß nach dem Leben gezeichnet. Der Maler muß sich an die Natur halten, wenn er etwas Tüchtiges leisten will, so auch der Schriftsteller bei seinen Charakter-Schilderungen. Die Phantasiebilder gefallen mir weniger, wenn sie auch noch so ideal hingestellt sind, als die nach der Natur gezeichneten. Gestern war ich einige Stunden bei der guten W.... und fand sie sehr verstimmt. Du kennst die Verhältnisse, man kann darüber nicht schreiben. Wir brachten unsere Zeit mit Seufzen zu, denn ich wußte W— nicht zu rathen. Diese Welt, oder besser, die Schicksale der Menschen haben doch gar so viele trübe Stellen. Wo man in das Innere sehen kann, findet man Gebrechen aller Art. Da, wo viel Genußsucht ist, hört man auch die meisten Klagen. Wenn der Mensch auch von einem Vergnügen in das andere rennt, er wird doch nie zufrieden werden, bis er sich nach Innen kehrt und etwas Unvergängliches sucht. Bei andern bessern Menschen mag die Unzufriedenheit auch daher kommen daß sie zu viel Ansprüche machen; man muß bescheiden seyn, wenn man zufrieden werden will.

Der gütige Schöpfer hat uns viel hohe Genüsse bereitet, aber nicht selten ziehen wir irdischen Tand den Himmelsgaben vor, gehen an diesen kalt vorüber, während wir jenen nachjagen. Das menschliche Herz ist ein verkehrtes Ding.

Genug für heute. Es grüßt Dich innig Deine

treue Ludovike.

Ludovike an Regine.

Den 26. Juni 1809.

Der Kriegslärmen, welcher hier erschallte, versetzte mich in eine solche Unruhe, daß ich es nicht länger anstehen lassen konnte, meinen Mann, welcher auf Besuch bei meinen Geschwistern in Erdmannhausen war, abzuholen. Ungern gieng er jetzt schon zurück, und eben so ungern ließen ihn meine Geschwister mit mir ziehen. Es gefiel mir bei meinen Geschwistern sehr wohl. Das schönste Leben hat doch gewiß ein würdiger Landgeistlicher. Wenn ich das

Glück hätte, auf dem Land zu leben, ich wollte mich sehr gut beschäftigen und unterhalten. Mein Hauswesen könnte ich allein und ungestört besorgen, für die Kunst würden sich auch schönere Stunden finden, die Erholung suchte ich in Gottes freier Natur, streifte im Feld herum, setzte mich unter einen schattigen Baum, von Niemand gesehen, als von den Leuten, die im Feld arbeiten, o dieß wäre herrlich! Daß wir uns eine andere Lage immer schöner träumen, als diejenige, in welcher wir sind! und gewiß würden wir uns, wenn unsere Träume verwirklicht würden, getäuscht fühlen, denn daß Alles unter der Sonne seine tüchtige Schattenseite hat, ist eine Erfahrung, welche jeder Mensch machen muß. So wollen wir eben zufrieden seyn mit Allem, was uns der himmlische Vater gegeben. Er kennt die Bedürfnisse seiner Kinder am besten und weiß sie auch durch unsere Schicksale herabzustimmen, und wir suchen, wenn uns irdische Güter versagt oder genommen werden, um so eher die himmlischen.

Es grüßt Dich innig Deine

Ludovike.

Ludovike an Regine.

Stuttgart, den 9. Sept. 1810.

Mein guter alter Vater ist nicht mehr auf dieser Erde. Vorgestern, als am letzten kampfvollen Tag seines Lebens, waren ich und mein Mann in Erdmannhausen, um ihn noch einmal zu sehen. Er erkannte uns noch, aber sprechen konnte er nimmer vernehmlich; seine Schmerzen waren zu groß. Doch sey sein Ende, das bald nach unserer Abreise erfolgte, sanft gewesen. So lange wir auch den guten Vater besessen haben, so schmerzhaft ist doch für uns Alle sein Verlust. Meine gute Johanne ist körperlich und geistig sehr angegriffen, sie hatte den alten Vater so lieb und will sich nun kaum trösten lassen. Ach, es ist etwas Herzergreifendes um den Verlust der Eltern! Wir sollten sie im Leben mehr lieben und nie betrüben. Wir sollten durchaus einander zärtlicher behandeln, die Fehler des Nächsten duldsamer ertragen, einander gutwilliger dienen, gerne Opfer bringen und einander mehr zu erfreuen suchen. Wie kurz ist die Dauer unseres irdischen Daseyns, wenn wir auch alt werden!

Ich liebte meinen guten Vater zärtlich, ich meinte Alles zu vermeiden, was ihn kränken konnte, und jetzt, da er gestorben ist, macht es mir Kummer, daß ich ihn nicht noch zärtlicher liebte, ihm

nicht mehr Freude gemacht habe. All seine guten Eigenschaften treten nun deutlicher vor meine Seele. Sein friedliebendes Gemüth, seine Duldsamkeit, seine Liebe zu allen Menschen, die er besonders auch in seinem Beruf zeigte. O, er war eine gute, treue Seele! Mein Herz ist von unaussprechlicher Wehmuth erfüllt. Wie wird es ihm wohl seyn, dem guten Vater! er darf nun ausruhen von den vielen Mühen und Sorgen eines Lebens, das ihm vielfach den bittern Kelch der Leiden reichte.

Dennoch weine ich unaufhörlich. Wer wird mir diese Wehmuth verargen? Gott erhalte Dir Deine liebe Mutter noch lange, damit Du meinen gegenwärtigen Schmerz nicht empfinden mögest.

Meinem Mann hat der Anblick meines guten Vaters, als er betend die Hände gen Himmel erhoben, die Schmerzenszüge im Angesicht, um Auflösung der drückenden Bande flehend, Herzstöße gegeben. Ach, an dem Sterbebette kann wohl keines der bessern Gemüther verschlossen bleiben, hier sollen sie sich aufthun für ein höheres Leben. Besuche bald Deine

betrübte Ludovike.

Ludovike an Regine.

Der Rath Deiner Freunde, Unterricht im Klavierspielen zu geben, ist ja längst auch der meinige.

Aller Anfang hat sein Peinliches, besonders in einem Alter, wo uns keine liebliche Phantasie mehr bezaubert und wir die Welt- und Menschenverhältnisse näher kennen. Auch da müssen wir uns eben selbst überwinden lernen, eine Kunst, welche zwar schwer zu erlernen, aber belohnender als jede andere ist. Auch ich mußte und muß noch viel überwinden. Ich habe mich an die Nothwendigkeit, die Kunst mitunter als Erwerb treiben zu müssen, gewöhnt, und habe es durch meinen Fleiß so weit gebracht, daß wir unabhängig leben können. Was wäre aus unserem Schicksal geworden, wenn mir Gott nicht den Muth geschenkt hätte, meine Kunst auf eine, ich gestehe es, sehr unangenehme Art, zu treiben. Nun ist der Lohn doch süß. Laß Dich nur durch den Anfang nicht abschrecken. Ach, wenn Du nur einmal recht wolltest, es würde Alles gut gehen! Wir grüßen Dich aufs Herzlichste. Deine

tr. Ludovike.

Ludovike an Regine.

Stuttgart, den 11. Juli 1811.

Dein Brief an Hrn. W. wurde übergeben. Ich hätte gewünscht, daß Du Dich weniger stolz benommen hättest. Er konnte

seiner ganzen Natur nach nicht anders handeln, und ich glaube erst noch, daß er viel nachgegeben hat und es ihm darum zu thun war, Dich zu besänftigen. Dein Schreiben wird die Sache lassen, wie sie ist, es wird ihm nicht gefallen haben. Es ist nicht klug, wenn wir Alles sagen, was wir denken.

Ich weiß wohl, es ist sehr schwer, am rechten Ort zu schweigen, oder zu sprechen.

Oft meinen wir, wir eifern um das Recht, wenn wir es auf unserer Seite glauben, und doch sind wir es selbst, was wir vertheidigen. Unser Gewissen muß von zarter Natur seyn und das Auge unseres Verstandes durch jenes geübt und geschärft, wenn wir die geheimen Falten unseres Herzens finden und durchschauen wollen. Du, meine Theuerste, hast offenbar zu viel Stolz und wirst daher so oft verletzt. Ich fürchte jedoch nicht, daß Dich meine Aufrichtigkeit beleidigen wird, Du weißt ja, wie sehr ich Dich liebe.

Ich muß abbrechen. Lebe wohl! Ewig die Deinige

Ludovike.

Ludovike an Regine.

Meine Liebe!

Ich danke Dir, daß Du mir Nachricht von Dir gegeben hast. Ob sie gleich nicht beruhigend über Deinen Gesundheitszustand lautet, so wäre ich doch noch unruhiger, wenn ich nichts von Dir wüßte. Daß Du in Dich hinein brüteſt, kann ich mir wohl vorstellen, und daß Deine Nächte immer schlafloser werden, ist eine natürliche Folge davon. Ich sehe wohl, daß Deine Gesundheit nur durch ein Leben, das Deinem Herzen wohl thun würde, besser werden könnte. Dürften wir zusammen leben, es sollte Dir besser gehen. Mein Haus sollte Deine Heimath seyn, was die Liebe vermag, sollte Dir bei mir werden! Aber wir dürfen ein Glück, das so unschuldig und schön wäre, nicht genießen, unsere Verhältnisse erlauben es nicht, meine zärtlichste Freundschaft wirst Du besitzen so lange ich lebe, und unser gegenseitiges Vertrauen wird nie eine Störung erleiden. Madame K. besuchte mich und blieb bis diesen Abend acht Uhr. Ich werde mit dieser Frau nie weiter kommen, sie spricht zwar über mancherlei Gegenstände sehr vernünftig, aber sie ist wie alle Menschen, welche die größte Cultur auf Lebensart und Anstand verwenden, nicht herzlich, nicht offen, nicht zutraulich,

ich liebe diese Art nicht: so lang ich auch in der großen Welt lebte, die Liebe zur schwäbischen Treuherzigkeit wurde nicht aus meiner Natur verdrängt, und wo ich sie vermisse, ist mir nicht wohl. Wenn sich doch die Frauen nicht hinaufschrauben wollten, sie sind viel angenehmer, wenn sie in ihrer Sphäre bleiben, und diese ist, richtig aufgefaßt, nicht so klein und so eng, als es scheinen mag. Sie zu verbessern und zu verschönern, soll das Geschäft der Frauen seyn; dabei brauchen sie aber keine Reisen über die Wolken und Gott weiß wohin zu machen, sie können hübsch ordentlich des häuslichen Heerdes pflegen, und die Weltangelegenheiten werden ihnen doch nicht fremd bleiben. Eine kluge Frau weiß viel in sich zu vereinigen; ohne das Gepräge von Wissenschaftlichkeit an sich zu tragen, wird sie doch denjenigen Schatz des Wissens in sich haben, welcher ohne die häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, gesammelt wurde. Eine fleißige geordnete Frau hat viel mehr Zeit, als eine gelehrte oder Weltdame, denn an einer gewissenhaften und klugen Zeiteintheilung liegt Alles. Verzeihe, daß ich mich wieder in dem so oft besprochenen Thema ergieng.

Lebe wohl! ewig Deine treue

Ludovike.

Ludovike an Regine.

Den 4. Aug.

Daß Dich die P. aufs Neue wieder verstimmt hat, thut mir sehr leid. Du quälst Dich ohne Noth. Hast Du nicht Jahre lang über Deinem Schicksal gebrütet, Alles erwogen und überlegt und endlich gefunden, daß Du Dir keine selbstständige Lage verschaffen kannst, wenigstens nicht durch Dein Musiktalent?

Nun, so laß doch Alles in Ruhe und füge Dich in Dein Schicksal. Ich muß Dir gestehen, meine Liebe, ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß Du zu keinem Entschluß kommen kannst, daß es nicht in Deiner Macht steht, über alle Schwierigkeiten hinweg zu schreiten, und daß es besser wäre, Du würdest weniger darüber grübeln, was Du thun solltest; Du raubst Dir dadurch vollends alle Zufriedenheit und kommst nicht zum Ziel. Daß die Hindernisse, unsere Glückseligkeit zu fördern, meistens in uns selbst liegen, davon giebst auch Du mir Beweise. Du fühlst Dich stets zu strenger Pflichterfüllung angetrieben, Du bist durchaus thätig, scheust keine Mühe, hast einen ungewöhnlich kräftigen Geist, so viel Scharfblick, daß Du überall siehst, wo es fehlt, und doch wagst Du keinen

Schritt, aus Deiner drückenden Lage hinauszukommen. Zur Musiklehrerin fehlt Dir hauptsächlich die Geduld. Diese geht mir bei dem Unterricht, welche ich im Zeichnen ertheile, oft bis auf den letzten Tropfen aus, und der Musikunterricht soll noch unangenehmer seyn. Wenn ich einer Schülerin dieselben Fehler immer wieder corrigiren muß, wenn es an Fleiß, an Talent, kurz an Allem fehlt, was sie fördern könnte, und ich mich sechs bis acht Stunden abgemüht habe, so bekomme ich heftig Kopfweh, oder eine solche Abspannung, daß ich's nicht beschreiben kann. Die Nothwendigkeit gebietet mir, diesen Unterricht fortzusetzen, und Gott schenkt mir Muth und Geduld dazu.

Du kannst in einem kleinern Wirkungskreis Manches thun, und hast schon Manches gethan, das nicht ohne gute Früchte geblieben ist. Gieb den trostlosen Gedanken dahin, daß Du der Welt unnütz seyest. Wer so reich begabt ist, so rechtschaffen und wahrheitsliebend denkt, wie Du, lebt nicht umsonst. Es wird sich Dir manche Gelegenheit darbieten, wo Du wirken kannst, wenn sie Dir nicht zu gering ist, sie aufzufassen, und Deinem Verstand ist nichts zu gering, was zu einem vernünftigen Zweck führt. Vor allen Dingen solltest Du mehr Zufriedenheit in Dein Gemüth zu bringen suchen, und wäre dieß nicht an dem Vaterherzen Gottes zu finden, in der stillen Ergebung in den höchsten Willen, im Flehen und Bitten zu Gott um dasjenige, was uns fehlt? Dein Scepticismus ist gewiß die einzige Klippe, an welcher die Kräfte Deines reichen Geistes und die Hoffnungen Deines vielfach bewegten Herzens scheitern!

Du kennst die Sprache der Liebe zu gut, als daß ich fürchten müßte, Dich damit zu beleidigen. Ewig die Deinige

Ludovike.

Regine an Ludovike.

Du hast, meine liebe Freundin, mein Inneres richtig aufgefaßt, kennst meine dringendsten Bedürfnisse recht genau. Ich kenne sie zwar auch, nur mit dem traurigen Unterschied, daß Du, meine geliebte Freundin, mit einem ernstlichen Willen, den Hauptzweck im Auge behaltend, den Hindernissen in den Weg trittst und so auf ein Resultat kommst, ich aber mit meiner melancholischen Indolenz in alle Ewigkeit zu keiner Ausführung der Aufgabe gelange. Denn dieß Einemal, wo ich eine Aenderung in meinem Schicksal vorzunehmen suchte, habe ich mich so ungeschickt benommen, und diese

Ungeschicklichkeit war so gewiß Wirkung von verkehrter innerer Anlage, daß mich dieser Versuch erstaunlich unglücklich machte, indem er mir einen Zwiespalt in meinem Innern zeigte, welchen ich in diesem Grad nicht in mir vermuthete. Ausführlichere Antwort Deines Briefes kann ich Dir vielleicht bald mündlich geben.

Deine treue Fr. R.

Den 20. Aug. 1809.

Ludovike an ihre Schwester.

Die Reisebeschreibung Mayers hat mir gar viel Vergnügen gemacht, sie scheint lauter Wahrheit zu enthalten, Alles einfach gemüthlich gegeben. M. muß ein trefflicher Mann seyn, voll Gefühl und Kenntnisse.

Ich lese gegenwärtig Agathon, der mir wieder ganz neu ist, und theilweise sehr wohl gefällt. Wieland studierte die Griechen sehr, es muß seine Lieblingsbeschäftigung gewesen seyn. Wie viel Aehnlichkeit haben die Franzosen mit den Griechen. Könntest Du den **faux bles** von Couret lesen, der die vornehme Pariser Welt beschreibt, Du würdest viele Aehnlichkeit mit den Grundsätzen des Hippias finden. Couret hatte Gelegenheit, das Treiben der vornehmen Pariser beobachten zu können, besonders wie es kurz vor der Revolution zugieng, er geht auch in das geheime Leben ein, aber mit einer Sprache, daß man doch Alles lesen kann. Ich habe noch nichts dieser Art gelesen, es ist eine treue Schilderung der schlechten Sitten und unmoralischen Grundsätze der vornehmen Pariser Welt. Du wirst denken, man könne Besseres lesen, und Du hast recht. Meiner Wißbegierde ist Alles, was in Menschen, Welt und Völkergeschichte einschlägt, interessant. Auch sollen wir in begabten Dichtern — Schriftstellern, Künstlern u. s. w. den Schöpfer bewundern; freilich wäre es zu wünschen, daß diese ihre Gaben mehr zur Ehre Gottes, als nur zu ihrem eigenen Ruhm, anwendeten.

Schillers Biographie habe ich auch gelesen, sie hat mich sehr gerührt. Dieser vortreffliche Mann zieht immer wieder aufs Neue Geist und Gemüth gleich stark an. Unsere liebe Christophine ist auch innerlich seine Schwester; das Gefühlvolle, Schöne liegt eben so in ihr, und dabei ist sie so fromm und rein; o, wie liebenswürdig sind solche Menschen!

Ludovike an ihre Schwester.

1820.

Es freut mich ungemein, daß auch Ihr, wie mein Mann, des seligen Vaters Bild so ähnlich findet. Was Ihr über der Mutter Bild urtheilet, kam auch mir so vor, oft sind es fast unmerkliche Dinge, die Alles verändern. Ich glaube, ich habe die Augen zu groß und die Nase, wie Du sagst, zu breit gemacht. Es kann in Allem etwas fehlen, und doch erkennt man sie. Wenn ich sie ansah, so stand die liebe Mutter vor mir. Zu jugendlich ist das Bild, aber das hat nichts zu bedeuten. Vollkommen recht hast Du, daß des Vaters Bild einem ehrsamen Spießbürger oder einem Rathsherrn in einem Landstädtchen gleich sieht, es ist frappant so; wir lachten herzlich über Deine richtige Bemerkung.

Wie hat Euch das Schreiben von de Wette an Sands Mutter gefallen? Mich hat es sehr bewegt, daß man diesen Mann seines Lehramtes entsetzte; suchte er doch nur alle Gründe hervorzurufen, um eine unglückliche Mutter zu trösten!

Die Aristokraten, die Edelleute suchen ihre Rechte — die alten Ungerechtigkeiten wieder für sich zu erringen. Wie begierig muß man doch seyn, wie dieser Kampf enden werde. Was werden die Franzosen thun? Heute kommt etwas wegen der Protestanten von Frankreich in der Zeitung, was ganz sonderbar ist, und verdächtig scheint.

Alles, was richtig denkt und sich offen ausspricht, wird ja verfolgt.

Sie fangen es klug an, aber ob sie es hinausbringen werden, ist zweifelhaft. Hr. de Rrodt hat gewiß vorausgesetzt, daß das spanische Amerika, sich frei machen werde. Ich werde abgerufen

Deine treue Schw. Ludovike.

Nachschrift.

Gestern war ich bei Hr. v. Uexküll. Er kaufte eins der schönsten Gemälde für 80 Louisdor. Es ist von Wächter und stellt den schlafenden Sokrates vor. Dieser liegt im Gefängniß, sanft ruhend auf einem Bett. Crito will ihn besuchen und findet ihn ruhig schlafend, steht in Gedanken versunken neben ihm, und betrachtet den ruhig schlafenden, weisen, tugendhaften Mann. Ach, es ist über alle Beschreibung anziehend und vortrefflich, und giebt so viel zu denken und zu fühlen, was innig rührt. Dieses Gemälde allein würde den Künstler unsterblich machen. Es ist gar schön gemalt,

herrlich gezeichnet und voll Haltung, ich sehe es immer vor mir. Unser König kaufte vier Gemälde von Wächter, Urküll den Sokrates, und ist in Unterhandlung wegen noch zwei von Wächter. Erst kurz erhielt Hr. v. Urküll ein Schreiben von einem berühmten Künstler aus Rom, der von Wächter sagte, er sey gegenwärtig der erste Historienmaler in der Welt, und dieser treffliche, zu bescheidene Künstler ist nicht beschäftigt und gewürdigt, wie er es verdiente. Wie einst N. N., welchen man den französischen Raphael nannte, in Paris der Thorschreiber werden mußte, um leben zu können.

Ludovike an ihre Schwester.

1820.

Lies doch den Artikel in der gestrigen Zeitung von Spanien, das ist sehr wichtig und macht allgemeines Aufsehen. Die officiellen Nachrichten sind noch nicht da, aber man zweifelt nicht an der Wahrheit dieser Begebenheiten, man konnte es ja schon lang erwarten, daß das Volk endlich müde werden mußte der Gräuel dieser Regierung. Wie werden sich die Amerikaner freuen, nun wird auch das Gemetzel aufhören und Hr. Marito sich ergeben müssen. Gestern war Finanzrath Paulus bei uns, ein gescheidter Mann, wir sprachen auch von den Ereignissen, er fürchtet Krieg und meint, die Könige werden dem geflüchteten legitimen König nach ihren Grundsätzen wieder auf den Thron helfen und die Spanier besiegen wollen, ob aber die Franzosen marschiren werden? Sie, die durch traurige Erfahrungen wissen können, wie schwer diese Nation zu besiegen ist, und was die Verzweiflung eines Volkes vermag.

Ach, es wäre wieder eine große Lehre für die Herrscher gegeben! Ich bin begierig auf nähere Nachrichten.

Deine treue Schw. Ludovike.

Ludovike an Christophine, geb. Schiller.

Herzlichen Dank, liebste Christophine, für Dein Schreiben und das Gedicht Deines lieben seligen Bruders, das gar schön ist. Es freut mich, daß ich Dich bei den Meinigen weiß, ich dachte, Du sitzest mit Husten und Medicin in Deinem einsamen Stübchen, wie gut ist's, daß es mit Deiner Gesundheit wieder besser geht. Ich bin froh, daß das wüste Wetter Dich abhält, Deinem Marbach wieder zuzueilen. Wenn ich nur auch bei Euch seyn könnte!

Ich dachte mir, daß Euch die Nachricht von der Ermordung des Herzogs von Berry frappiren würde. Man glaubt in Paris, es sey mehr eine fanatische Handlung, als Complott, wie auch Du glaubst. Hr. v. H. sagte uns gestern, daß der Herzog nicht geliebt gewesen seye, weil er gegen die Truppen strenge verfahren u. s. w., gestehen wird sein Mörder nichts; dieß merkt man aus seinem Benehmen. In Vincennes habe ich all die Gefängnisse gesehen, es ist ein festes Schloß, und soll ehmals Communikation mit der Bastille gehabt haben. Aber auf den Dächern ist eine Art Platt=form, wo die Gefangenen spazieren gehen. Dort ist Alles ver=kritzelt und überschrieben. Die Fußböden sind alle von Stein und von den Unglücklichen ganz ausgetreten; es schauderte mich in den Gemächern des Unglücks, auch die Wände sind ganz überschrieben. Hr. K. sagte mir, daß Napoleon noch viele Anhänger in Paris hätte, besonders in der Klasse der Handwerker, und das Militär ist ihm ohnehin zugethan. Ich verlasse mich auf die Engländer, daß diese ihren Feind strenge bewachen. Wäre ich der gute Louis **XVIII.** ich dankte ab, und zöge aus diesem unruhigen Reich, wo man meine Familie vertilgen möchte. Der Herzog von Angoulème ist ein schmächtiger Herr, still und fromm, wie seine unglückliche Ge=mahlin. Ach Gott, wie mag letzterer das Unglück ihrer Eltern wieder neu geworden seyn!

Käme der Löwe von St. Helena wieder an die Spitze, Gott gnade der Welt! Aber ich kann es nicht glauben, daß selbst die Franzosen seine Zurückkunft wünschen können, außer einem Theil seiner Anhänger, der dabei gewinnen würde.

Lebe wohl, meine Theuerste! behalte lieb Deine

treue Ludovike.

Sidonie *) an Ludovike.

Sey mir tausendmal gegrüßt, meine geliebte Freundin! Könnte ich Dir doch mit einer Umarmung sagen, wie mich Dein lieber Brief nach so langem Stillschweigen, erquickt hat.

Ich wußte wohl, daß Du mich nicht vergessen hattest, wir werden, wir können einander nie vergessen; nur äußere Verhältnisse

*) Sidonie wollen wir eine Freundin Ludovikens nennen, weil wir Gründe haben, ihren wahren Namen zu verschweigen, ob sie gleich nicht mehr unter den Sterblichen weilt. Daß sie eine Frau von Geist und gesundem Urtheil war, bewei=sen ihre Briefe, die jedenfalls der Veröffentlichung werth sind, und theilweise als Muster dienen könnten.

erschweren uns das innigste An= und Aufschließen unserer Herzen. Mein Vertrauen zu Dir ist so fest, als wenn ich Deine Freundschaft viele Jahre erprobt hätte; denn es beruht auf Deinem schönen edlen Charakter. Wie beneide ich die Voßler, daß sie so nahe bei Dir ist. Meine Sehnsucht nach Dir ist groß, ich möchte über mancherlei mit Dir reden, besonders auch über die politischen Ereignisse, an denen alle gebildete Menschen den innigsten Antheil nehmen müssen. Das Jahr 1813 bleibt wohl das bedeutungsvollste, das wir erlebt haben. So sehr die Deutschen im Vergleich mit andern Nationen seit 20 Jahren an geistiger Ausbildung gewonnen haben, so wenig ist dadurch für die wahre Geistesfreiheit bewirkt worden. Während das Publikum mit gedruckten großherzigen Sentenzen überschwemmt wurde, wuchs der Despotismus erst im Stillen immer höher und höher, bis er dann endlich laut von seinem höchsten Gipfel herab die Wortmenschen zum tiefsten Schweigen verwies. Das Schweigen war ihnen langweilig, Langeweile macht schläferig, und so versanken sie nun allmählig in den dumpfesten Schlaf der Knechtschaft. Die Bessern träumten wohl noch zuweilen von Menschenrecht und deutscher Kraft, aber Keiner hatte den Muth für die Realisirung seines Traums etwas zu wagen. Jetzt endlich sind sie wach geworden, ja, ich möchte sagen, die Zeiten der Wunder sind wieder wach geworden, denn wie durch höhere Inspiration sehen wir alle Männer, alle Jünglinge von Kampflust beseelt und zu jedem Opfer bereit, um sich wieder von ihrem tiefern Fall zu erheben. Gott, der das Wollen in ihnen erweckt hat, schenke ihnen auch die Kraft, es zu vollbringen. Noch ist das wünschenswerthe Ziel nicht erreicht, und die goldene Zeit noch nicht so nahe. Indessen zweifle ich nicht an dem glücklichen Erfolg so vieler edlen Anstrengungen. Dieser Krieg, der eigentlich ein Volkskrieg ist, wird wieder energische Menschen bilden und hervorbringen, die Gott und der uns von ihm verliehenen Kraft vertrauen lernen, dann erst werden wieder schönere Zeiten aufblühen. Es ist nicht genug, daß der fremde Feind besiegt werde, auch der böse Einfluß, welchen er auf unsere Moralität hatte, muß vertilgt werden. Von mir selbst kann ich Dir nicht viel erzählen. Wir Alle grüßen Dich und Deinen lieben Mann aufs Innigste. Voll Liebe

Deine

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Der Ausdruck Deines Wohlwollens und Deiner Theilnahme hat mir innig wohl gethan. Sey versichert, meine geliebte Freundin, daß dieselben Gefühle gegen Dich in meinem Herzen leben. Ach, könnte ich nur auch einmal wieder bei Dir seyn, und Dir Alles, Alles mittheilen, was mein Innerstes bewegt. Schriftlich vermag ich das nicht. Damit wir aber doch in geistiger Berührung mit einander bleiben, wollen wir fortfahren, uns auf schriftlichem Weg zu sagen, was wir lesen, und wie das Gelesene auf uns wirkt. Dein Urtheil über Herders Leben ist auch das meinige. Mit unserer Freundin Voßler sind wir so weit als vorher. Was soll ich Dir und ihr antworten? Es wäre wirklich besser, gar nichts mehr über ihre Lage zu sagen, und doch kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, sie in einer andern zu sehen. Du sagst mir, sie habe einen Widerwillen gegen das Unterrichtgeben, daraus folgt aber nicht, daß sie es unterlassen solle. Was man im Leben nicht aus Neigung thun kann, das thut man eben aus Pflicht. Wir sind zwar nicht Herr über unsere Neigungen, aber wir können es über unsern Willen werden. — Mir selbst ist fast nichts so zuwider, als wenn ich Unterricht geben muß, und doch habe ich es bei meiner Tochter seit zehen Jahren und bei meinem Knaben seit einem Jahr täglich gethan, ob gern oder ungern, das ist einerlei; sie haben doch etwas gelernt. Du würdest gewiß immer lieber vor Deiner Staffelei sitzen, als am Heerd stehen, aber Deinem lieben Mann werden die von Dir bereiteten Speisen doch besser schmecken, als wenn Du Alles der Magd überlassen würdest. Die Pflichterfüllung hat auch ihre eigenen Genüsse.

Lebe wohl! Ewig die Deinige

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Du treue, innig geliebte Freundin, wie haben Deine Worte meinem Herzen wohl gethan. Wie erkenne ich Dein liebevolles Bestreben, mir meinen Schmerz zu erleichtern. Ach, er kann und wird sich nie vermindern, aber Erleichterung würde ich bei Dir finden, das fühle ich wohl. Du allein würdest mich ganz verstehen, Dir allein würde ich mittheilen können, was mein Gemüth und meinen Geist jetzt ausschließend beschäftigt. Meine Ahnungen, Hoffnungen, Aussichten in die Ewigkeit, Alles, was sich nur auf dieses Leben bezieht, ist mir völlig gleichgültig geworden. Eine

unbeschreibliche Sehnsucht zieht mich dorthin, wo ich meinen verklärten Liebling wieder finden werde. Ach, jetzt weiß ich erst recht, was Mutterliebe ist! Die Stärke meines Schmerzens hat mich erst die Stärke jener empfinden lassen.

Ich lese gegenwärtig ein ebenso scharfsinniges als frommes Werk, das auch Dich gewiß im höchsten Grade ansprechen würde: **„La Palingénésie philosophique où idées sur l'état passé et sur l'état futur des êtres vivans par C. Bonnet.“** Welch ein Genuß wäre es für uns, wenn wir dieses herrliche Buch zusammen lesen und studieren könnten. Suche es Dir doch zu verschaffen. Vielleicht besitzt es Hr. Dr. Schelling, und da könntest Du es leicht bekommen.

Ach, meine Theuerste, behalte mich immer lieb und glaube mir, daß ich mich recht ernstlich bestrebe, Deiner Liebe werth, das heißt immer besser zu werden, und mich mit Demuth und Ergebung in den Willen Gottes zu fügen: Bete für mich. Gottes Segen sey mit Dir! Ewig Deine treue Freundin

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Den 16. Nov. 1817.

Les grands hommes ont toujours des adoersaires!

So auch der wahrhaft große Jean Paul. Daß er sich oft berausche, ist eine der schreiendsten Unwahrheiten, Er war sieben Wochen hier, und brachte einen großen Theil seiner Zeit bei uns zu. Mittags, Nachmittags, Abends, oft Nachts bis eilf und zwölf Uhr, saß er bei uns allein, oder auch in Gesellschaft, und auch nicht ein einziges Mal hat er die Mäßigkeit im Trinken überschritten. Wir machten auch viele Parthien mit ihm, wo wir längere Zeit in mancherlei Situationen mit ihm waren, nie, nie haben wir ihn anders als völlig nüchtern gesehen. Doch, genug über diese lügenhafte Beschuldigungen.

Du solltest das verklärte Gesicht meiner Tochter gesehen haben, als sie ihren Lieblingsschriftsteller von Angesicht zu Angesicht schauen durfte; kein Wunder, daß er ihr Gesicht in diesem Augenblick mit unserer schönen Gegend verglich; die Beleuchtung gieng ja von ihm aus, wie hätte der Effekt nicht schön seyn sollen! Ich habe ihn schon vor ungefähr zwölf Jahren in Weimar kennen gelernt, und fand ihn schon dort so, wie er schreibt. Ach, hättest Du doch auch zu uns kommen können! Wie würdest Du den herrlichen

Mann liebgewonnen, wie würden seine Reden Dich begeistert haben! Alle Ideale, die wir in seinen Schriften bewundern, fanden wir in ihm verwirklicht, ach, könnte ich Dir ihn doch recht lebendig mit Worten schildern. Sein wohlwollendes, frommes Gemüth, diese Fülle von Geist und Liebe, diese hingebende Offenheit, dieses Vergessen der eigenen Größe, diese jugendliche Frische der Empfindungen, kurz alles Schöne und Gute, was in ihm wohnt.

An meine Tochter hat er sich mit wahrhaft väterlicher Liebe angeschlossen. So ein schönes Verhältniß wie bei diesen zwei Menschen habe ich in der Wirklichkeit nicht gefunden. Den Tag vor seiner Abreise mußte sie den ganzen Vormittag mit ihm auf seinem Berge seyn (er arbeitet im Sommer immer im Freien). Mittag aß er bei uns, und blieb bis Abend. Ach, es war ein unvergeßlich schöner Tag, aber auch ein unvergeßlich schmerzlicher Abschied. Meine Tochter hat schon zwei Briefe von ihm bekommen, so rührend schön, wie nur er fühlen und schreiben kann. Während seines Hierseyns hat er an einer neuen verbesserten Ausgabe seines Siebenkäß gearbeitet, das Werk wird hier gedruckt, und meiner Tochter hat er die Redaktion desselben übergeben.

Daß auch Du, meine geliebte Freundin, indeß glückliche Stunden mit Deiner trefflichen Jugendfreundin (der Reinwald) verlebt hast, daran dachte ich oft im Genuß der meinigen. Hätten wir doch beide mit einander theilen können, was uns beglückte.

Vor einigen Tagen besuchte uns Schelling mit seiner liebenswürdigen Frau, aber leider war dieser Besuch so kurz, daß ich ihn nur eine Erscheinung nennen kann.

Lebe wohl und behalte lieb Deine treue Freundin

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Wenn meine Gedanken an Dich, liebste Freundin, zu Papier kämen, so würdest Du mit Briefen überhäuft. Vor einigen Tagen war ich bei der Voß, die mir einen Kupferstich von Schiller, welchen ich noch nicht kannte, mit dem Zusatz zeigte, daß sie die Zeichnung von diesem viel ähnlicher finde, als die von dem sehr schön gestochenen von Miller. Wie sehr freute ich mich, daß ich Deinen lieben Namen darunter, und somit Gelegenheit, von Dir zu sprechen, fand. Das Bild ist wirklich sehr ähnlich und gewährt mir einen doppelten Genuß.

Wieland ist nun auch heimgegangen, und der deutsche Parnaß wird wohl noch lange verödet bleiben, so sehr auch unsere neuern unbeflügelten Dichter ihn zu erklimmen streben, ja erklimmt zu haben wähnen. Selbst unser hochgefeierter Göthe vermag es nicht mehr, sich frei und fesselos darauf zu bewegen. Seine poetische Natur hat etwas an Frost gelitten. Uebrigens enthält der zweite Band von Göthes Leben viel Unterrichtendes, viele bewundernswürdige, anschauliche Beschreibungen, viele interessante Charakterschilderungen, die getreuer und vollständiger sind, als seine in den weiten Mantel der Dichtung eingehüllte, eigene, aber auch viele Spielereien und unwürdige Spötteleien auf den mit Recht allgemein verehrten Herder.

Lebe wohl! Mit inniger Liebe Deine

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Meine geliebte Freundin!

Die Gräfin Maria, deren Biographie Du gelesen, ist wohl nicht dieselbe, welche in Herders Leben vorkommt; wenigstens finden sich in ihren Briefen keine Andeutungen davon. Der äußere Lebensgang dieser war, wie es scheint, sehr einfach; nur ihrem innern Leben nach gehört sie unter die seltenen Menschen. Wie ihr reines, von Natur Gott ergebenes, aber ängstlich frommes Gemüth unter Herders Leitung zur geistigen Freiheit im Sinne Christi aufblühte, wie kindlich sie Herder verehrte, welchem sie das Höchste, was der Mensch in diesem Leben erstreben kann, zu danken hatte, ist achtens- und lobenswürdig; ebenso die Größe und demuthsvolle Ergebung, mit welcher sie den Verlust eines geliebten Bruders und ihres einzigen Kindes ertrug. Ich habe mir diese fromme Frau recht zum Vorbilde gewählt; Gott schenke mir Kraft, ihr ähnlich zu werden, und, wie sie, die schwersten Prüfungen im festen Glauben an Gottes Verheißungen zu bestehen. Bonnet habe auch ich vorzüglich wegen seines religiösen Strebens lieb gewonnen. Seiner Hypothese eines präexistirenden Keimes, die, fast möchte ich sagen, wie eine fixe Idee durch sein ganzes Werk geht, kann ich nicht beistimmen. Weit mehr sprechen mich Herders ahnungsvolle Ansichten über dieselben Gegenstände in seiner Philosophie der Menschheit an. Was Bonnet zu erklären sucht, scheint mir unter die unerklärbaren Dinge zu gehören. Herder sagt: Wir sollen in unsern künftigen Zustand nicht hineinschauen wollen, sondern uns hineinglauben. O, könnte ich

mit Dir und Deiner Reinwald Herders herrliche Abhandlungen darüber lesen! Du schreibst mir, auch sie schweife so gerne nach jenen unbekannten Wohnungen hinüber, wo unsere geliebten Vorangegangenen weilen.

Mit welch unaussprechlicher Gewalt ergreift mich oft die Sehnsucht nach meinem verklärten Liebling *). Er kommt nicht wieder zu mir, — aber ich komme mit Gottes Hilfe zu ihm. Lebe wohl! Ewig Deine treue

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Den 3. Juni 1817.

Viele Tage her, meine geliebte Freundin, habe ich nur in Gedanken mit Dir sprechen können. Ich hoffte, Dich zu sehen, aber ich wurde krank, und nun ist es Winter.. Auch die Huber, welche mir ein so liebes, freundliches Briefchen von Dir brachte, konnte ich nicht einmal besuchen; doch konnte ich diese Entbehrung leichter verschmerzen, als die, Dich nicht zu sehen, denn Du bist und bleibst mir von allen interessanten Frauen die verehrteste und geliebteste. Laß mich auch Deinem Herzen immer nah bleiben!

In meiner häuslichen Welt (die übrige wird mir immer fremder) hat sich indessen nichts verändert. Meine Tochter geht ihren stillen Lebensgang, welchen sie durch mancherlei geistige Genüsse zu verschönern weiß, mit immer gleicher Heiterkeit fort. Im nächsten Frühjahr werden wir die Freude haben, ihren Lieblingsschriftsteller, Jean Paul, hier zu sehen.

Herders Schriften lese ich abermals, das heißt diejenigen, welche meiner Fassungskraft angemessen sind, mit größtem Interesse, aber nie ohne den lebhaften Wunsch, Dich dabei zu haben und mit Dir darüber sprechen zu können; denn ich überzeuge mich immer mehr, wie sehr wir in unsern Ansichten und Gefühlen zusammenstimmen, ja wie wir in allen Beziehungen *eines* Glaubens sind. Von der theuren Reinwald hast Du lange nichts geschrieben. Ihr werdet auf das Frühjahr einige Wochen in Erdmannhausen mit einander zubringen? Fast beneide ich Euch zum Voraus darum, oder besser, ich gönne Euch das Glück des Zusammenseyns, aber ich möchte eben auch dabei seyn. Dieser Wunsch gehört nicht unter die unerlaubten. Um geistigen Gewinn dürfen wir ja beten, folglich ihn

*) Ein hoffnungsvoller Sohn, welcher ihr in der Blüthe der Jahre durch den Tod entrissen wurde.

auch wünschen. Eine liebe Freundin habe ich kürzlich verloren: Karoline Jung (Tochter von Jung Stilling). Sie war einige Zeit hier, und da lernte ich sie hochschätzen und lieben.

Nächstens wird eine Geschichte Frankreichs aus den Zeiten der Revolution von Frau v. Staël erscheinen; ich mache Dich darauf aufmerksam, weil sie für Dich besonders interessant seyn wird. Was ich davon gelesen habe, hat mir außerordentlich wohl gefallen. Nun lebe wohl! Empfiehl mich Deinem lieben Mann. Ewig Deine treue Freundin

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Das war eine lange Briefpause! Sie früher zu unterbrechen, war mir nicht möglich, so gerne ich es gethan hätte. Seit wir von Wiesbaden zurückgekehrt sind, ist noch kein Tag vergangen, an welchem wir nicht Besuche von durchreisenden Freunden und Bekannten hatten. Gestern als ich eben diesen Brief anfangen wollte, kam W. Gries aus Jena, der Uebersetzer des Ariost und Tasso, der auch eine Zeitlang mit uns in Wiesbaden war, und dessen Gegenwart mir recht angenehm seyn würde, wenn er nicht fast ganz taub wäre, so daß man bei aller Anstrengung der Stimme doch kaum von ihm verstanden wird. Von meinem Aufenthalt in Wiesbaden kann ich Dir nicht viel sagen. Hofrath Majer (Maler) mit seiner Frau aus Weimar, der genannte W. Gries, und ein Regierungsrath Quentin aus Detmold waren die einzigen Leute, an welche wir uns anschließen konnten. Majer ist ein gar lieber, guter und dabei sehr gebildeter Mann. Es that uns nur leid, daß er früher weggieng, als wir. Du scheinst zu glauben, das Gedicht welches ich Dir mittheilte, sey von mir, da irrest Du dich sehr. Ich fand es in den schönen Predigten von Harms, welche ich Dir sehr zum Lesen empfehle.

Ich schicke Dir hier ein Büchlein, nimm es freundlich auf, und lies es mit gewohnter Nachsicht. Ich habe diese Erzählungen schon vor zwölf Jahren geschrieben, und sie waren nie für den Druck bestimmt. Hätte ich nicht zu einem wohlthätigen Zweck Geld nöthig gehabt, so würde es mir nie in den Sinn gekommen seyn, das Manuscript an einen Verleger zu verkaufen.

Lebe wohl meine Theuerste! Voll Liebe Deine

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Den 29. Jan. 1816.

Diesen ganzen Monat über war es täglich mein Vorsatz, Dir, meine geliebte Freundin, zu schreiben, aber es wollte sich keine stille Stunde dazu finden. Der vergangene Sommer nahm uns durch höchst lästige Einquartierung fast jeden Genuß. Wir mußten die zwei vornehmsten russischen Generale nebst Dienerschaft ins Haus nehmen, und mußten uns während dieser Einquartierung erbärmlich behelfen. Desto angenehmer war für uns das Ende des Septembers und der Anfang des Oktobers, wo Göthe beinahe drei Wochen hier war. Er kam fast jeden Abend um sieben bis acht Uhr zu uns, und blieb bis Nachts zehn bis eilf Uhr, einmal, wo er vorzüglich heiter war, bis Mitternacht.

Könnte ich Dir doch diesen merkwürdigen Mann genau so schildern, wie er ist, aber man muß ihn eben selbst sehen und hören, um sich davon zu überzeugen, wie einzig er ist. Seine Geistesjugend offenbart sich in mündlichem Gespräche weit mehr, als in seinen spätern Schriften, in welchen oft, wie mir scheint, der freie Geistesflug durch Kunst und Studium dominirt wird. Der Prophet, nach dem Du Dich so angelegentlich erkundigst, hat auch mich anfänglich sehr interessirt, weil seine früheren Weissagungen alle in Erfüllung gegangen sind. Daß dieß aber bei seinen spätern nicht der Fall war, davon habe ich mich selbst überzeugt. Von Napoleons Wiedererscheinung auf dem französischen Thron hat er mir nichts gesagt, aber daß bis auf den 1. Jan. 1816 der König von Frankreich vom Thron gestürzt werden, und dann erst die große Schlacht im Elsaß erfolgen werde, behauptete er bestimmt. Beides ist unerfüllt geblieben. Die alte Volkssage vom ausziehenden Heer in Roddenstein bestätigt sich auch nicht, so viel auch darüber gesprochen, und so fest auch von vielen daran geglaubt wird. Ich habe erst kürzlich von einer Person, die seit zwanzig Jahren in Roddenstein wohnt, erfahren, daß sie, so oft auch in der Zeit behauptet worden sey, das Heer seye ausgezogen, nie etwas der Art gehört habe. Daß man in der gegenwärtigen Zeit vorzüglich geneigt ist, an derlei Dinge zu glauben, ist sehr natürlich. Die Menschen haben von so schweren Kämpfen und Aufopferungen segensreiche Wirkungen erwartet, und sehen sich nun so schrecklich getäuscht, und so erwarten sie neue stürmische Ereignisse, welche sie dem entrückten Ziele wieder näher bringen sollen.

Herzlichen Antheil nehme ich an der Dir bevorstehenden Freude,

Deine alte Jugendfreundin Reinwald wieder zu sehen. Sie ist mir schon als Schillers Schwester, welche so viel innere Aehnlichkeit mit ihm haben soll, sehr werth, aber ich möchte sie auch deßwegen sprechen können, weil ich unschuldiger Weise mich eines sehr ungefälligen Betragens gegen diese vortreffliche Frau schuldig gemacht habe. Vor ungefähr zwanzig Jahren ersuchte sie mich schriftlich, sie bei meiner Rückreise nach Jena bis Meiningen mitzunehmen. Ich hatte keinen Platz, reiste früher ab, als ich glaubte, und trug meinem Schwager auf, mich bei ihr zu entschuldigen, dieser hat es aus unverzeihlicher Nachlässigkeit unterlassen, was ich erst lange nachher erfuhr. Lebe wohl und behalte lieb Deine

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Tausend Dank für Dein liebes Briefchen, das mir die Hopfenstock zuschickte, und noch einmal tausend Dank für die frohe Stunde, die ich in Deinem freundlichen Stübchen genoß. Ach, Du weißt gar nicht, wie wohl mir immer bei Dir ist. Ueberall, wo Du bist, weht ein sanfter, wohlthätiger Geist, der den befreundeten so innig anspricht. Wird mir denn der Wunsch nie erfüllt werden, auch einmal länger in Deiner Nähe leben zu dürfen? Könntest Du denn nicht im Sommer, wenn Dein lieber Mann in Erdmannhausen bei Deinen Geschwistern ist, auf einige Wochen zu mir kommen? Besinne Dich und schreibe mir, ob es nicht möglich wäre. Die Hopfenstock habe ich recht lieb gewonnen, sie hat eben so viel gründlichen Verstand als Gutmüthigkeit und billige Nachsicht gegen Andere. Von unserer Voßler möchte ich am liebsten schweigen. Sie kommt mir vor wie ein verstimmtes Instrument, zu welchem noch Niemand den Schlüssel gefunden hat, der es rein stimmen könnte. Ich beklage sie aufrichtig; sie wird am Ende die Langmuth all ihrer Freunde erschöpfen, doch Deine Geduld nicht, aber wer hat diese wie Du? Die Ecken ihres Charakters sind zu scharf und schneidend.

Lebe wohl, Geliebteste! Von ganzer Seele die Deinige

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Darf ich, meine theure geliebte Freundin! Deine Einsamkeit unterbrechen? Ich komme dießmal mit einer kleinen Gabe, die Du gewiß gerne von mir annimmst. Du und Dein lieber Herr Gemahl werden dieses Büchlein *) mit Antheil lesen. Ich habe auch unserer

*) Der Titel des Buches ist uns nicht bekannt geworden.

lieben Voßler ein Exemplar geschickt. Was ich diesen Winter treiben werde, weiß ich nicht. Seit vier Wochen nähe, stricke und flicke ich fast unausgesetzt, um das Versäumte wieder einzubringen; es ist mir immer, als ob ich mir dadurch das Recht erkaufen müßte, wieder schreiben zu dürfen. Mein Mann meint zwar, die geringen Arbeiten könnte ich durch andere Leute versehen lassen, indem ich Besseres zu thun wüßte. Aber die Pflicht der Hausfrau ist es, doch überall selbst Hand anzulegen, und sollte es nur wegen dem Beispiel seyn, das sie den nächsten Umgebungen zu geben hat.

Wie schwer wir den Verlust von Voß empfinden, brauche ich Dir nicht zu sagen. Die gute Mutter Voß erträgt diesen harten Schlag mit bewundernswürdiger Fassung und Ergebung. Wenige Tage nach dem Tode ihres Gatten besuchte sie einer der geachtetsten Geistlichen, der ihr beim Weggehen sagte: „Ich bin gekommen, Sie zu trösten; Sie aber haben mich wahrhaft erbaut."

Ihr einziges Geschäft ist jetzt, den Nachlaß an Briefen ꝛc. von Voß zu lesen, zu ordnen und durch Beifügen von Erläuterungen für ihre Kinder und Enkel ihn zu einem bleibenden Denkmal zu machen. Alle Freunde erhalten Andenken. Mein Mann, ich und meine Tochter sind schon reichlich bedacht worden. Eine sehr anziehende Unterhaltung gewähren mir gegenwärtig eine Sammlung von Briefen, welche Voß 1772, als er in Göttingen studierte, an seinen vertrautesten Freund Brückner schrieb. Sie enthalten meist für sein damaliges Alter sehr gediegene und belehrende Urtheile über die Dichter und Schriftsteller jener Zeit. Wie gerne möchte ich Alles mit Dir theilen, was mich interessirt.

Das geistreiche Werk der Fr. v. Staël (ihr Deutschland) hat mir eine lehrreiche Beschäftigung gewährt. Ich fand darin fast eben so viel zu tadeln, als zu loben. Aber auch wo man sie tadeln muß, kann man nicht umhin, sie zu bewundern, ja ihre Urtheile, selbst wo sie schief sind, werden unterrichtend, weil sie, mit Scharfsinn und Geist vorgetragen, zum Nachdenken aufregen. Am meisten hat mich der erste Band angezogen. Göthe, Schiller und Wieland sind sehr richtig charakterisirt. In den folgenden Bänden greift die Verfasserin mit einem übertriebenen Selbstvertrauen allzukühn nach allen poetischen und wissenschaftlichen Gegenständen der deutschen Literatur, und entstellt mehr oder weniger die Produkte unserer großen Geister durch französirte Uebersetzungen. Unsern hochverehrten Jean Paul hat sie am schreiendsten mißhandelt. Er hat dagegen eine äußerst scharfsinnige Recension über dieses Werk in die Heidel-

berger Annalen einrücken lassen, die ich Dir als sehr lesenswerth empfehle.

Lebe wohl und behalte lieb Deine

Sidonie.

Sidonie an Ludovike.

Den 7. Jan. 1809.

Schon lange sehnte ich mich nach der schriftlichen Unterhaltung mit Dir, meine geliebte Freundin. In der letzten Zeit unterließ ich sie, weil ich zugleich der Voßler schreiben wollte; ich kann dieß heute ebenso wenig, als ichs vor acht Wochen gekonnt hätte; denn wahrlich, ich begreife dieses unglückliche Wesen so gar nicht, daß ich nicht wüßte, was ich ihr auf ihren letzten Brief Vernünftiges antworten könnte, denn das einzige: daß sie gegen sich selbst ungerechter ist, als ihr Schicksal; aber wozu sollte ich ihr einen Vorwurf machen, der nichts bessert und aus einem andern Mund ihr weher thut, als aus dem eigenen? Denn wie gerne sie sich selbst anklagt, wissen wir ja. Sie hat einen großen Fehler begangen, sich mit ihrem Bruder zu entzweien. Ihr Zustand ist dadurch noch drückender geworden, weil sie nun gar keine Heimath mehr hat. Wohl wissen wir, daß es jedem Menschen schwer, ja fast unmöglich ist, die Grundtöne seines Charakters total umzustimmen, aber so viel Herrschaft muß doch jeder vernünftige Mensch über sich gewinnen, daß die eigenthümlichen Töne nicht zu laut und schneidend in die Lebensmelodie unserer Umgebungen einfallen; dazu braucht man nur das Pianissimo, oder die schöne Ausübung der Duldung. Wäre die Voßler verheirathet, so hätte sie sich diese gute Eigenschaft erwerben müssen, oder sie wäre noch unglücklicher geworden, als sie jetzt ist. Je enger unser Verhältniß mit einem andern Wesen ist, desto nothwendiger wird das Zusammenstimmen, oder, wenn dieß nicht möglich ist, die Dämpfung der contrastirenden Töne bis zur Unhörbarkeit.

Voßlerin thut mir in ihrem letzten Brief die Ehre an, mich für einen ruhigen Charakter zu erklären, aber ich bin in der That leider von heftiger Gemüthsart. Meine Heftigkeit hat mich in der Jugend zu manchen Fehlern hingerissen, deren Folgen mich nun freilich nach und nach kluger gemacht haben. Indessen wäre es eine Unwahrheit, mich, weil Einsicht, Alter, und Schicksal mich mäßigten, für gleichmüthig und ruhig auszugeben. Ich habe mich nach manchen Kämpfen in das Unabänderliche fügen lernen, und bin

duldsamer geworden, und das muß am Ende doch jeder Mensch; denn das Schicksal ist ein strenger, unerbittlicher Herrscher; aber über ihm steht ein milder, ein alliebender Gott, zu welchem wir über jenes hinweg mit kindlichem Glauben aufblicken dürfen. Geschieht dieß oft und in rechtem Sinn, so kommt Alles in Ordnung.

Wo ist der Sterbliche, der keinen tiefen Verlust erlitten? der keine verfehlten Wünsche zu verschmerzen hätte? Wessen Lebensweg ist ohne Dornen, ohne Berge, ohne Schattenseiten? Göthe's *) Wahrheit und Dichtung wirst Du wahrscheinlich gelesen haben. Es hat mich hinsichtlich der kunstreichen Diction sehr angezogen; alles Uebrige hat mich wenig, ja gar nicht befriedigt. Das sieht man sehr deutlich, daß der Verfasser nicht mehr fähig war, sich in den Zustand seiner Kindheit zurückzuversetzen, und daß er diese nur nach seinen jetzigen Ansichten beschrieben hat. Wer kann das Mährchen, das selbst in der Tendenz wenig Kindisches und Kindliches hat, wenn es gleich mit kleinen Püppchen und kindischem Spielzeug dekorirt ist, für eine Dichtung von einem neunjährigen Knaben halten? Man kann Göthe in dem Buch nicht als Kind, was so interessant wäre, kennen lernen, sondern man wird nur mit seinen damaligen lebendigen und leblosen Umgebungen bekannt, die er uns mit der ihm eigenen Kunst einer malenden Darstellung und mit achtundfünfzigjährigen, ich möchte sagen, überreifen Geistesräften, zierlich gedrechselt, geschnörgelt und fein zusammengefügt, vor Augen stellt. Mir kommt dieses kunstvolle Machwerk nicht anders vor, als ein idealisirter Guckkasten, und wenn die folgenden Bände dem ersten gleichen, so lasse ich meinen Kaffee während dem Lesen nicht kalt werden.

Behalte mein Urtheil für Dich, denn es kommt mir nicht zu, laut über einen Mann zu urtheilen, der die Bewunderung seiner Mitwelt in so hohem Grade sich erworben hat. Dir darf ich wohl sagen, was ich darüber denke, und welchen Eindruck es auf mich gemacht hat.

Lebe wohl, meine herzlich geliebte Freundin!

Voll inniger Liebe

Deine

Sidonie.

*) Sidonie war mit Göthe, so wie mit allen deutschen Dichtern ihrer Zeit, persönlich bekannt. Mit Göthe verkehrte sie besonders viel, schien ihn aber später weniger zu achten. Herder und Jean Paul waren ihre Lieblinge.

Sidonie an Ludovike.

Den 3. Jan. 1821.

Gewiß wirst Du den Bonet verstehen; Du traust Dir in Deiner übergroßen Bescheidenheit immer viel zu wenig zu. Aufmerksamkeit und Nachdenken erfordert diese Lektüre allerdings, aber daran wirst Du es nicht fehlen lassen, und an Fassungskraft fehlt es Dir ebenso wenig. Besser für uns Beide wäre es freilich, wenn wir zusammen lesen und uns gegenseitig nachhelfen könnten. Bei allem Schönen, das ich lese, denke ich immer an Dich und wünsche Dich zu mir. Seit mehreren Wochen lese ich viel von Herders religiösen Schriften. O, was war er für ein großer, Gottbegrifterter Mann! Und dieser Mann ist mir im Leben begegnet, und ich hätte Gelegenheit gehabt, mich näher an ihn anzuschließen, wenn mir damals nicht der Sinn für das Hohe und Höchste gefehlt, wenn der damals herrschende Wind der Modephilosophie oder Modethorheit, durch welchen alles Kirchliche und Religiöse verspottet und lächerlich wurde, nicht auch mich angeweht hätte! Ach, wie vieler Thorheiten und Fehler klagt mich meine Vergangenheit an, mit welcher Wehmuth und Reue blicke ich auf sie zurück! Die Briefe von der wahrhaft frommen Gräfin Maria haben mich ganz besonders angezogen und erquickt. Ihre stille Sehnsucht nach der Ewigkeit, wohin ihr ein geliebter Bruder und ihr einziges Kind vorangegangen waren, ihre fromme Ergebung in den Willen Gottes, wirken lindernd und tröstend auf mein verwundetes Herz. In einem ihrer letzten Briefe schreibt sie: „Ich bin gleich fest an Himmel und Erde gebunden, herzlich gerne hier, doch lieber droben, und singe fröhlich: Lebt Christus, was bin ich betrübt? Wer die Unsterblichkeit mathematisch bewiesen haben will, den beklage ich sehr, denn der hat nie geliebt.“ Herder sagt in einem Brief an die Gräfin: „Der Geist Gottes schreibt die Unsterblichkeit ins Herz. Das Leben Gottes und Jesu Christi ist das ewige Leben; was nicht zu diesem Leben gebildet ist, kann so wenig eingehen, als daß ein Stein oder eine Kugel zur Sonne fliegt; mit allen Kräften fortgetrieben, macht er einen Bogen und fällt zur Erde zurück. Aber Licht und Flamme, Erkenntniß Gottes durch Uebung der Liebe, steigt auf und sammelt sich zur Herrlichkeit Jesu.“

Jean Paul, der auch ein großer Verehrer von Herders Schriften und als ein vertrauter Freund viel mit Herder umgegangen ist, giebt gegenwärtig ein neues Werk, der Comet betitelt, heraus. Das erste Bändchen ist schon gedruckt, ich habe es aber noch nicht

lesen können und nur darin geblättert; da fand ich eine Stelle, welche ich Dir und Deiner lieben Reinwald mittheilen muß. Erinnerungen an Dahingegangene, ein Polymeter. „Kein Todter, so riethen die Alten, mache mit dem Lebendigen die Fahrt; sogar seine Asche errege die Wogen, und drohe ihm Sturm und Untergang. — O, wie anders und schöner begleitet ein Dahingegangener das Herz auf der Fahrt des Lebens, das ihn in sich aufbewahrt, und das im Geschrei und Gepränge des Aeußern immer zu ihm hineinblickt! — Wie erwärmt und erhebt den Sterblichen ein geliebter Unsterblicher, gleichsam ein überirdisch Herz in einer Erdenbrust! Ein Mensch, der einen unersetzlichen Verlust fortliebend in sich tragen muß, erhält gegen einen jeden andern, aber glücklicheren, eine höhere Stellung im Handeln."

Gott lasse es Dir und Deinem verehrten Herrn Gemahl auch im neu angetretenen Jahre wohl gehen! Ich danke Dir für Deine reiche Liebe, und namentlich auch dafür, daß Du Dich meiner verlassenen Schwester so freundlich und treu annimmst; Gott wird Dir lohnen. Das gute Zeugniß, welches Du ihr und ihren Kindern giebst, freut mich sehr. Sie sollen nur auf dem guten Weg fortwandeln. Ich werde sie gewiß, so viel ich kann, unterstützen, und so lang ich lebe, soll es ihr nicht fehlen.

Mann und Tochter schließen sich Wunsch und Gruß von Herzen an. Ewig Deine Dich liebende

Sidonie.

Ludovike an Regine.

L., den 19. Febr. 1820.

Mit froher Theilnahme habe ich erfahren, daß es Dir gegenwärtig mehr nach Wunsch geht. Ich sagte Dirs oft, daß es besser kommen werde, aber Dein Unglaube läßt Dich in allen Fällen immer nur das Schlimmste erwarten, was mich oft befremdete, da Du eine Feindin aller Vorurtheile bist.

Das bessere Gemüth ist immer inconsequent, wenn es unglaubig ist.

Vor einigen Tagen war ich bei Deinem Pathen und traf ihn in einem Armstuhl schlafend an. Er hatte ein Buch in der Hand; er muß während dem Lesen eingeschlafen seyn. Lange wartete ich, bis er endlich die Augen öffnete. Er war sehr höflich, als er mich erkannte, und fieng sogleich an, über die Gebrechlichkeit seiner Maschine, wie er sich ausdrückte, zu sprechen, die nun ihrem Unter-

gang entgegeneile; dabei erkannte er, daß ja wenige Menschen ein so hohes Alter erreichen, wie er, und er nun ein Leben gerne verlasse, welches ihm keinen Genuß mehr biete. Da sitze er ganz allein ohne alle Ansprache, keine Seele interessire sich mehr für ihn, und bange müsse er vor den Menschen haben, die ihn bedienen, daß sie ihn gewaltsam von der Welt schaffen, oder ihn wenigstens bestehlen. Nun fieng er an, von den alten Zeiten, von Herzog Karl u. dgl. zu sprechen, wobei ich sein Gedächtniß bewunderte. Endlich kam er auf die Lektüre, er gab mir die **Lettres de Madame de Sevigné** mit nach Haus. Von diesen Briefen sprach er mit jugendlicher Wärme und freute sich, daß ich sie lesen wollte. Er erzählte mir Vieles daraus, und seine Urtheile waren, wie ich jetzt finde, ganz richtig, wenigstens nach meinem Gefühl, denn nie habe ich natürlichere Briefe gelesen, als diese; auch meinem Mann machten sie viel Vergnügen. Nachdem er noch viel Anderes gesprochen, kam er auf Dich, und hier schien ihn sein Verstand und Gedächtniß ganz zu verlassen. Er behauptete, Du seyest im Besitz seines ganzen Vermögens, und es seye ihm nichts verkauft worden; er gab aber Deiner Mutter mehr Schuld, als Dir. Du seyest ein Genie, man hätte Alles aus Dir machen können, das aber begreife er nicht, daß Du Alles vergessen hättest, was er an Dir gethan habe u. dgl. Er hörte keine Beweisführung, die ich ihm so gut geben konnte, an. Er hat Dir gegenüber fixe Ideen, und spricht ganz verwirrt. Jedoch fragte er, wo Du wohnest. Vielleicht, wenn Du hier geblieben wärest, hätte eine Aussöhnung stattfinden können. Aber wie oft geschah diese in Deinem Leben, nach den unerhörtesten Beleidigungen. Hier hast Du Dir nichts vorzuwerfen. An Deinem Pathen hast Du Alles gethan, was die Dankbarkeit immer thun kann, die Wunderlichkeiten dieses alten Mannes und die Beweise seines nicht guten Herzens vergißt man in den Augenblicken, wo man ihn in seinem Elend sieht. Da saß der Greis zusammengekrümmt in einem schlechten Armstuhl, seine Geräthschaften um ihn herum alle dürftig, voll Schmutz und Staub, sein Schlafrock nicht weniger schmutzig, sein weißes Haar hieng unordentlich herab, lange betrachtete ich dieses traurige Gemälde mit Wehmuth — welche Verwandlung des frühern Glanzes in das schauerliche Gegentheil. Wie anders diese Erscheinung, wenn sie ein würdiges Bild der Leiden, ein Bild christlicher Ergebung gezeigt hätte, dann wäre ich als Schülerin vor ihm gestanden, und hätte mich seiner nahen Vollendung gefreut. Die Thränen wahrer Christen glänzen gewiß

einst als Perlen in ihren Kronen, und daher wird unser Herz bei ihren Leiden auch ganz anders bewegt, als bei den Schmerzen der Unglaubigen; diese sind trostlos, während jene die schönsten Hoffnungen geben.

Ich werde Dich mit meiner Nachricht von dem unglücklichen Alten traurig gestimmt haben, aber Du hast sie gewollt, und weißt auch, daß ich Dir nichts Unwahres sagen kann. Lebe wohl, mein Mann grüßt Dich mit mir innig. Deine treue

Ludovike.

Ludovike an Regine.

Den 4. Okt. 1820.

Meine Liebe!

Dein trauriges Briefchen erhielt ich richtig. Welch neuer Unfall Dich betrübte, kann ich errathen. Wahrscheinlich hat Dein alter Pathe Dich in die traurige Stimmung versetzt. Seine Haushälterin, welcher Du Deine Verachtung zeigst, ist natürlich sehr geschäftig, ihn immer mehr gegen Dich aufzureizen. Eine gebildete Person kann es bei diesem alten wunderlichen Mann nicht aushalten, und so mußt Du am Ende noch froh seyn, wenn er nur äußerlich berathen und mit ihr zufrieden ist; daher möchte ich Dich bitten, diese Person so viel möglich gehen zu lassen. Du mußt solchen gemeinen Naturen gegenüber auch etwas duldsamer werden. Wie wenig rechtschaffene, treue Menschen giebt es unter der dienenden Klasse, und auch unter den Gebildeten wirst Du nicht Viele finden, welche Deine Anforderungen befriedigen. Wir sind unvollkommene Geschöpfe, und müssen gegenseitig unsere Fehler ertragen lernen, und durch Liebe einander zu bessern suchen. Wie viel Geduld muß Gott mit uns Allen haben. Es wird Dich, meine Liebe, sehr beruhigen, wenn Du gegen Deinen alten Pathen auch diejenigen Pflichten erfüllst, welche Dir die peinlichsten sind. Es wird Dir zu schwer, da zu schweigen, wo Du ein Unrecht begehen siehst, wenn Du aber nach vielen Erfahrungen wissen kannst, daß durch Deine Rüge das Uebel größer wird, so ist es doch kluger, zu schweigen. Diese Klugheit ist gewiß keine Falschheit, sie ist von demjenigen, der nie eine Sünde that, empfohlen, und kann recht gut neben der Taubeneinfalt bestehen. Lebe wohl!

Deine treue

Ludovike.

Ludovike an Regine.

L. den 9. Sept. 1821.

Meine sonst so guten Augen fangen an mir ihre alten Dienste zu versagen; daher erhältst Du weniger Briefe von mir. Dein letzter Besuch war zu kurz, ich hätte Dich noch manches fragen, noch viel mit Dir reden mögen. Mein Herz ist oft so voll, und hier habe ich keine Freundin, in deren Schoos ich's schütten könnte. Nur die alten Freunde verstehen sich ganz, von dieser Wahrheit bin ich immer fester überzeugt. Man kann sich im Alter nimmer recht aufschließen, neue Bekanntschaften sind eher lästig, als wünschenswerth. Ein Spaziergang in die freie Natur gewährt mir mehr Genuß als eine Gesellschaft, wie ich sie hier finde. So wenig man den alten Körper mehr herausputzen mag, so wenig mag man sich bemühen, in Gesellschaft artig und charmant zu seyn, was man doch verlangt, denn die Menschen wollen überall nur angenehme Eindrücke geben und empfangen, so verwöhnt ist die gegenwärtige Welt, welche mir eben gar nicht mehr gefällt. Arbeit und Bücher geben mir genug Unterhaltung. Auf dem Land kann man freilich die Einsamkeit noch ungestörter genießen; mit einigen Menschen, die man liebt, in einem stillen Dorf zu leben, ist wohl das schönste Loos. Hier fällt nun Alles weg, was in den Städten beengt, die zeitraubenden, geisttödtenden Gesellschaften kennt man nicht. Doch ich will mich nicht in etwas hineinträumen, was ich nun eben nicht haben kann.

Der Ort ist es eigentlich nie, welcher uns Zufriedenheit geben kann, wenn wir diese nicht im Herzen tragen, so finden wir sie nirgends. Laß bald etwas von Dir hören.

Deine Dich ewig liebende

Ludovike.

Ludovike an Regine.

L., den 19. Nov. 22.

Es ist schon lange, daß ich Dir nicht mehr geschrieben habe, was daher kommt, weil ich Dir Vieles sagen möchte, und doch zum Schreiben nicht aufgelegt bin. Nichts desto weniger bin ich mit Dir beschäftigt. Ich möchte so gerne wissen, wie es Dir geht, ob Dir das Alleinseyn nicht peinlich ist. Sommers mag es sich thun, aber Winters, da wird es wohl nicht gehen. Bedenke, wenn Du Dir immer selbst einheizen mußt, ach, da fürchte ich, Du frierst lieber, als daß Du nach dem Feuer siehst, besonders während Deiner

Lektionen. Gehst Du Abends aus, und kommst heim in Dein leeres, kaltes Zimmer und hast Niemand, der Dich freundlich anspricht, so fühlst Du gewiß eine Verlassenheit, welche Dich aufs Neue bekümmert, und würdest Du des Nachts unwohl, so wärest Du ja gar hilflos, dieß Alles kann in der Jugend leicht ertragen werden, aber im Alter sind wir Hilfe bedürftiger.

Die Phantasie, welche in der Jugend Alles verschönert, entflieht mit den Jahren, die Kräfte verlassen uns mehr und mehr, Manches wird uns beschwerlich, was uns in der Jugend Freude machte; denn Ruhe und eine gewisse Behaglichkeit sind uns nun Bedürfniß geworden, und hiezu gehört doch auch ein dienstbarer Geist. Du solltest ein armes braves Mädchen zu Dir nehmen, die für Deine äußern Bedürfnisse sorgen könnte. Sie müßte ja nicht gebildet seyn, wenn sie nur rechtschaffen wäre; ich weiß wohl, solche Leute sind rar unter der dienenden Klasse, doch auf dem Land wäre wohl ein braves Mädchen zu bekommen, und ein so unverdorbenes Bauernmädchen kann man wohl aufnehmen mit jener reinen Menschenliebe, welche nachsichtig und gütig stimmt und in der Seele wohl thut. Deine Lektionen wirst Du fortsetzen, ich lobe Dich darum, sie erhalten Dich in Thätigkeit und vermehren Deinen Wohlstand.

Ich habe mein Vermögen, wie Du weißt, meistens unter den Landleuten stehen, und da fehlt es mir oft an den Zinsen; wenn die Leute Fehljahre haben, so verschulden sie sich immer mehr und wissen sich nicht zu helfen, da muß man Geduld haben. Ich habe zu wenig Bedürfnisse, um mich viel um mein Einkommen zu bekümmern, mein Leben geht auf die Neige, mir liegt das ganze Menschengeschlecht mehr am Herzen, wenn ich in die Zukunft schaue. Der Luxus steigt auf eine entsetzliche Art und daraus entsteht immer nur Elend.

Was macht unsere W—? Ist der Bruder angekommen? Ich fürchte, ihr häuslicher Friede ist verloren, er ist bis zur Pedanterie ordnungsliebend, wie wird es da gehen, und sie kann ihrer ganzen Natur nach seine Wünsche nicht befriedigen. Die schönen Züge ihres innern Lebens werden ihn nicht entschädigen, er wird andere Dinge fordern, die sie nicht geben kann. Wenn nur ihre Tochter, das gescheidte, liebenswürdige Mädchen, für häusliche Thätigkeit mehr Sinn hätte, aber es liegt nicht in ihr. Bei all den schönen Eigenschaften des Gemüths und der Feinheit dieser beiden Frauen wird der Friede doch nicht einkehren, weil die Häuslichkeit fehlt.

So ist es eben mit uns, nirgends ist das Glück vollkommen, weil wir unvollkommen sind. Ich komme fast nirgends hin, wo sollte ich auch Erholung suchen, es zieht mich hier Niemand an. Meine Arbeit, gute Bücher, Gottes schöne freie Natur, und vor Allem die Sorge, meinem lieben Mann das Leben erträglich zu machen, dieß sind meine Unterhaltungen, die mich vor langer Weile schützen und mir die Tage nur zu kurz machen, denn mein Leben geht so schnell dahin, daß ich mich über die Zahl meiner Jahre verwundern würde, wenn mich die Abnahme meiner Kräfte nicht daran erinnerte, daß die Zeit meiner irdischen Laufbahn bald abgelaufen seyn wird.

Es ist doch unverantwortlich, daß Du mir auf meine viele langen Briefe so selten antwortest. Was ersetzt uns den Verlust des persönlichen Umgangs, wenn es nicht schriftliche Mittheilungen sind? Du könntest, wenn Du wolltest, auch dießfalls viel geben, denn Deine Briefe enthalten Alles, was man verlangen kann, werden aber leider immer seltener.

Lebe wohl und behalte eben dennoch lieb Deine treue

Ludovike.

Ludovike an Schillers Schwester.

Ludwigsb., den 2. Jan. 1822.

Liebe Christophine!

Schon wieder ist ein Jahr vorübergezogen, und wir hatten in dem vergangenen weder Leiden noch Jammer durchzukämpfen, wie so unzählig viele Menschen. Ich dachte beim Schlusse des Jahres besonders lebhaft daran, und war tief gerührt, beschämt und von Dank gegen Gott erfüllt.

Alles lebt noch, was ich liebe, und meine Freunde haben mir ihre Zuneigung bewährt, wovon Du, Liebe, mir ja erst wieder einen Beweis gegeben hast. Ich werde Dich nicht versichern dürfen, daß ich Dir stets mit zärtlicher Anhänglichkeit ergeben bin und unfähig wäre, meine Gefühle zu ändern.

Ich bin oft in Gedanken bei Euch und besonders bei Dir. Ich sehe im Geist Dein Haus, Dein Zimmer und Dein ganzes Treiben. Ich denke mir die Unterhaltung, wenn Ihr drei Freundinnen beisammen sitzet, sehe Eure Freude, wenn Ihr mit Euren Gesinnungen und Eurem Geschmack zusammentreffet, und so in Euren Urtheilen übereinstimmet, wenn Ihr gemeinschaftlich leset, oder über die höchsten Angelegenheiten des Menschen sprechet. Solche Stunden im Alter, wo nur noch das wahrhaft Schöne Interesse

für uns hat, sind gar erquicklich und die Eindrücke davon wirken lange wohlthuend und belehrend in uns fort.

Die Freunde mit welchen wir im Alter noch gerne umgehen, müssen nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich auf gleicher Stufe mit uns stehen, wir mögen uns im Umgang mit Andern keinem Zwang mehr unterwerfen, wenn nicht die Pflicht gebietet.

Ich kann mir vorstellen, wie gerne Du in Stuttgart bist. Ich habe eine Vorliebe für Ludwigsburg. Jede Stelle hier erinnert mich an angenehm durchlebte Zeiten, oft durchstreife ich die nähere Umgegend und träume mich innig in die Vergangenheit zurück. Besonders oft denke ich an meine selige Mutter, und wie lieb sind mir die Spaziergänge, welche ich einst mit ihr betrat. Auch mit der lieben Voßler gieng ich hier so oft unter zärtlicher Mittheilung der Gedanken und Gefühle. Ich suche all die Wege auf, welche mir die theuren Erinnerungen wieder näher vor die Seele führen.

Allein bin ich nun freilich, aber doch vergnügt in dem Gedanken an die Vergangenheit und an die Zukunft, welche mit all unsern Lieben über den Sternen unserer wartet.

Ich freue mich schon auf den Frühling, wenn ich hinaufgehe in den Salon, wo die Aussicht so schön ist, und ich hinübersehe nach der Stadt Stuttgart, welche Dich, meine Freundin, umschließt. Nun lebe wohl! Wie immer von ganzer Seele Deine

Ludovike.

Ludovike an Regine.

Ludwigsburg, den 23. Juli 1823.

Ich würde Dir früher geschrieben haben, wenn nicht neue Krankheitsanfälle meines Mannes mir alle Schreiblust genommen hätten. Ich mag nicht klagen, besonders Dir nicht, da Dein Gemüth der Aufheiterung bedarf, und doch bin ich gewohnt, Dir Alles, was mein Herz bewegt, mitzutheilen. Die einzige Erholung, welche ich mir erlaube, ist eine angenehme Lektüre. Ich habe erst die Memoires der Frau v. Campon mit viel Interesse gelesen. Ich gehe nur aus, um mir Bewegung zu machen, und mich durch den Anblick der Natur zu ergötzen und zu stärken. Da ich zu wenig Menschen kenne, so kommt man auch nicht mehr zu mir, was ich eigentlich wünschen muß, da meinen Mann in seiner kränklichen Lage Besuche genieren, auch hört er so übel und kann an der Unterhaltung nimmer Theil nehmen. Die alten Freunde würden ihm nicht lästig seyn, aber die meisten sind todt oder fortgezogen. Selten können wir uns im Alter an fremde Menschen anschließen, wir sind zu

vorsichtig geworden, die Unerfahrenheit der Jugend schließt sich mit dem warmen Herzen gar leicht an, wo nur irgend eine Gleichheit der Gefühle und Gesinnungen sich zeigt. O wie ist Alles so anders im Alter! da will man wirkliche Vorzüge des Herzens, man will die Menschen achten und ihnen vertrauen können, und dazu gehören Jahre.

Im Ganzen ist Alles herrlich geordnet von unserem himmlischen Vater. Wir sollen nach und nach Alles verlieren, unser Körper soll zusammenfallen, damit wir das Unvergängliche eifriger suchen und die Erde gerne verlassen, um den Himmel zu gewinnen.

Unsere herzensgute Christophine ist vergnügt in Meiningen, sie scheint sich unter dem Adel zu gefallen, die Herzogin ladet sie öfters ein; sie ist eitel darauf; da hat sie eine große Schwäche, ich hatte darüber öfters Streit mit ihr. Eine solche Ehre gehört so recht zur nächsten Vergänglichkeit. Für mich hatte der Umgang mit solchen Personen nur alsdann einen Werth, wenn sie edle oder geistreiche Menschen waren. Schreibe mir oder lasse Dich sehen. Mein lieber Mann grüßt Dich. Ewig Deine

Ludovike.

Ludovike an Regine.

Ludwigsburg, den 8. Mai 1823.

Mir gehts nächstens wie Dir, meine Liebe, wenn gleich Herz und Geist bei Dir weilen, zum Schreiben komme ich doch nicht. Heute aber soll der Wille sein Recht haben und mir die Feder führen.

Meine Augen fangen an, mir das Schreiben beschwerlich zu machen. Das Alter nimmt eben viel hinweg, was die Pflichterfüllung erleichterte. Die Jugendkraft bringt die Vorsätze leicht zur That, und wie bedenklich werden wir auch bei Kleinigkeiten, wenn uns die Lebhaftigkeit und der Frohsinn verlassen haben. Du wirst denken, ich seufze viel über mein Alter, aber dem ist doch nicht also, einmal freue ich mich der Lebenserfahrungen, die man in der Jugend nicht haben kann, und die doch wenigstens dem Verstand und der Urtheilskraft eine gewisse Reife geben, wenn auch das Gefühlsleben seine Frische verloren hat, und dann stehe ich der Ewigkeit näher, wo ein neues geistiges Leben beginnen wird, wovon wir zwar keine wahren Begriffe haben, auf welches sich aber der Glaube des Christen über Alles freuen darf.

Mein Mann war vor einigen Wochen sehr krank an einem entzündlichen Katarrhfieber, an dessen Folgen er noch leidet. Ich hatte viel Angst. Wie natürlich ist in unserem Alter der Gedanke

an eine baldige Trennung und wie schmerzlich, den Freund zu verlieren, dessen Leben in das unsere wurzelte, — Ein Wirken, Ein Interesse leitete uns. Ein solcher Verlust ist nicht zu ersetzen.

Von der lieben Christophine weiß ich schon drei Monate nichts mehr, eine lange Zeit für mich, die ich sie so in der Nähe hatte; nach Marbach gab es täglich Gelegenheit, und so war ich in beständigem Verkehr mit ihr, ich vermisse sie sehr, auch meine gute Schwester Johanne klagt über ihre Entfernung, da der Umgang mit ihr Johannnens einzige Erholung war. Das fromme Gemüth der lieben Christophine kann ihren Umgebungen immer nur wohl thun und ihr poetischer Geist, der selbst im Alter noch jedem Ding die freundliche Seite abgewinnt, verschönert ihr und Andern das Leben. Nun lebe wohl! Von Herzen die Deinige

Ludovike.

Ludovike an Regine.

Ludwigsburg, den 25. Juni 1824.

Liebe Freundin!

Daß es mit Deiner Gesundheit schlimmer gehen soll, vermuthete ich freilich nicht, auch kann ich Deine Umstände gar nicht begreifen. Glaubst Du nicht selbst auch, wenn Du Dich unbefangen prüfst, daß Du nicht frei von Hypochondrie bist, denn diese Krankheit ist sehr erfinderisch in der Darstellung unbegreiflicher Uebel. Ueber Alles wird Dich Dein beharrliches Lektionengeben anstrengen und Deine Nerven werden immer reizbarer. Du hast ja durch Deinen Fleiß Deine äußere Lage bereits gesichert. Könntest Du Dich nun nicht zur Ruhe begeben, wie ich es auch gethan habe? Ich weiß freilich nicht, ob Du es gleichgültig ertragen könntest, weniger Einkommen zu haben, doch meine ich, wenn wir in Gefahr kommen, das Allernöthigste zu unserem Glück, die Gesundheit, zu verlieren, ohne die wir ja doch nicht froh seyn können, sollten wir uns doch lieber mit Wenigem bescheiden, denn kränkelnd können wir die Früchte, unseres Fleißes ja doch nicht genießen. Du mußt am besten wissen, was Dir frommt. Ich fühle wohl, daß die Urtheile Anderer besonders, über unsern innern Zustand, wo nicht hart, doch unrichtig sind. Es ist nicht möglich, daß wir uns ganz in eine fremde Lage versetzen können. Wir können bei den Leiden unserer Freunde die größte Theilnahme fühlen, ohne zu wissen, was sie am schwersten drückt. Jedes menschliche Herz leidet gewiß auf seine eigene Art und Weise, und wenn wir vollends von den Wechselwirkungen der Seele und des Körpers sprechen wollen, werden wir gar nicht fertig; ich glaube,

wir verstehen hier wenig oder nichts. Bei mir ist es gewiß nur die liebende Sorge, welche mich bewegt, über den Zustand Deiner Seele und Deines Körpers mit Dir zu sprechen.

Du bist glücklich, daß Du die liebe Christophine in Deiner Nähe hast, das ewig heitere Gemüth dieser unvergleichlichen Frau wirkt gewiß wohlthuend auf Dich ein. Sie wird nicht alt, sie hat auch noch mehr Sinn für das gesellschaftliche Leben, als ich. Mir ist Ruhe und Einsamkeit zum Bedürfniß geworden. Die Menschen im Allgemeinen erwecken wenig angenehme Gefühle in mir und wir in unserem Alter können ihnen auch nicht mehr gefallen, sie wollen unterhalten, amüsirt seyn; wie wollten wir dieß angreifen in einem Alter, wo alle Täuschung verschwunden ist!

Wer im Alter noch alte Freunde hat, sollte nicht von ihnen getrennt leben müssen, denn wie wenig Freunde werden mit und neben einander alt, wie viele trennt vor der Probezeit der Tod, das Schicksal, Mißverständnisse u. dgl., kein Wunder, wenn die wenigen Altersgenossen uns über Alles theuer sind.

Du glaubst, W. habe weniger Theilnahme für Dich, als früher, ich glaube dieß nicht. Wenn wir selbst gedrückt sind, und mit uns zu schaffen haben, so können wir gegen die Freunde wohl oft gleichgültiger scheinen; der Grundton des Herzens bleibt aber dennoch derselbe, wenn auch einzelne Saiten verstimmt sind; solltest Du dieß nicht auch bei Dir selbst also finden? Die Empfindlichkeit und das Mißtrauen sind zwei Feinde unserer bessern Natur, die wir mit Gewalt verbannen sollten, sie stehen uns überall im Wege, rauben Ruhe und Frieden und vergiften unsere schönsten Empfindungen. Wie viel finden wir immer in unsern Herzen, das auszurotten wäre, und wie sehr bedürfen wir eines höhern Beistandes, welcher uns Kraft schenkt im Kampfe mit uns selbst.

So eben erhielt ich die Todesbotschaft von Obrist R. Er war ein braver Soldat, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater und ein durchaus trefflicher Mensch. Dieser Mann wurde im besten Alter abgerufen, was ein großer Verlust für Viele ist. Wie dunkel sind doch die Wege Gottes! So viele Menschen leben unthätig, kränklich, Andern zur Last und würden gerne sterben, während Andere in der Blüthe ihrer Jahre einem schönen Wirkungskreis durch den Tod entrissen werden. Könnten wir hineinsehen in den Rathschluß Gottes, wir würden Alles herrlich geordnet finden, und die höchste Weisheit und Liebe anbetend bewundern. Wenn wir darauf achten, bekommen wir auch in diesem unvollkommenen Leben manchmal Aufschluß über

Begebenheiten, die uns anfangs unbegreiflich schienen und uns schmerzlich berührten, später aber müssen wir erkennen, daß uns gerade dasjenige zum Frieden dient, was uns Unglück zu seyn schien. Gott mit Dir! Deine treue

Ludovike.

Ludovike an Regine.

Ludwigsburg, den 9. Mai 1824.

Liebste Freundin!

Es ist gar zu lang, daß ich nichts mehr von Dir höre. Ich weiß, wie ungern Du schreibst und habe mich daran gewöhnt, aber wenn ich in Sorgen um Dich bin, schmerzt mich Dein Schweigen.

Ich wünschte nur, daß Du in Deiner neuen Wohnung wohl und vergnügt seyn könntest. Zu letzterem gehört freilich mehr, als eine gute Wohnung. Ach, warum mußte Deine Lebensansicht so trüb werden! Du hast so frühe, im schönsten Alter, wo Fröhlichkeit und leichter Sinn uns so natürlich sind, durch den sonderbaren Mann, Deinen Pathen, zu viel gelitten, bist mißhandelt worden und hast schwere Stürme durchgekämpft! Wärest Du unter lieben=den Menschen gewesen, wie ganz anders hätte sich Dein Inneres gestaltet. Du hattest eine kräftige, blühende Gesundheit, Deine innere Anlage war, glücklich zu seyn und glücklich zu machen, Du bist von der Natur so reich ausgestattet, und nun siehst Du Dich und Andere durch einen Trauerflor, Alles erscheint Dir schlimmer, als es ist. Ach, wärest Du doch bei mir! Hundertmal denke ich, daß es mir vielleicht doch gelingen könnte, durch herzliche offene Mit=theilungen meiner Liebe Dich heiterer zu stimmen. Wie viel ver=mögen Freunde über uns, denen wir vertrauen, die wir verstehen, die mit uns alt geworden sind.

Gehst Du denn nie spazieren? Es ist gegenwärtig so schön in der freien Natur. Der gütige Schöpfer läßt uns die höchsten, reinsten Genüsse wieder finden. Bei der Anschauung seiner Wunder vergißt man leicht die Unvollkommenheiten des Menschen und den Druck eines mühevollen Lebens. Freilich muß man nicht körperlich leiden und nur wegen Deinem vielen Unwohlseyn bist Du jetzt zu beklagen, denn alles Andere hast Du durchgemacht. Sonst ist Deine Lage gegenwärtig nicht unglücklich. Gott hat Deinen Fleiß sehr gesegnet und Dir so viele Vorzüge vor andern Frauen verliehen, daß es ungerecht wäre, dieß nicht anzuerkennen.

Vor einigen Tagen schrieb mir G., daß H. eben gar nicht in die Haushaltung ihres Bruders tauge. Es fehlten ihr durchaus

die Fähigkeiten einer guten Haushälterin. Hätte sie doch weniger gelesen, und mehr gearbeitet. Unser Beruf ist zunächst, uns für das häusliche Leben zu bilden. Die Mütter sollten ihre Töchter viel mehr zu häuslichen Geschäften anhalten, als in unsern Tagen geschieht, besonders wenn man nicht so reich ist, daß man nöthig hat, selbst Hand anzulegen, und auch in höhern Ständen und bei großem Reichthum ist es gut, wenn die Frau ihre häuslichen Pflichten nicht verkennt. Besonders widerlich sind mir die Viertelsgelehrten, diese taugen zu gar nichts. Wir kennen das traurige Schicksal solcher Frauen. Weißt Du noch, wie einige unserer Bekannten Eckel vor dem Kochlöffel und der rußigen Pfanne äußerten? Und wie es jetzt mit ihnen und ihren armen Kindern steht, haben wir leider vor Augen. Einer geordneten Hausfrau, welche die Zeiteintheilung versteht, bleibt immer so viel Zeit, als sie auf die Fortbilduug ihres Geistes verwenden muß.

Ich habe viel geplaudert. Dürfte ich doch auch auf Antwort hoffen. Deine

ewig treue Ludovike.

Ludovike an Regine.

Ludwigsburg, den 16. Sept. 1824.

Meine Liebe!

Wir waren drei Wochen in Erdmannhausen recht innig vergnügt. O, wie wünschten wir Dich, geliebte Freundin, zu uns! Du weißt, wie hoch Dich meine Geschwister schätzen. Mein Mann konnte einige Mal die frische Luft im schönen Pfarrgarten genießen und Abends vollendeten trauliche Unterhaltungen das Glück des Tages, welches meinem Herzen im Umgang der Meinigen zu Theil wurde. Die Zeit flog schnell dahin und mein Mann sehnte sich nach seinen sonderbaren Bequemlichkeiten — seinem Altvaterstuhl u. dgl., ob er schon in Erdmannhausen tausend Annehmlichkeiten hatte, die ich ihm hier nicht verschaffen kann. Welche Eigenheiten bekommt man doch im Alter! ich fühle das auch an mir selbst, trotz meinen sonst so heitern Lebensansichten. Was ist doch das jüngere Alter eine köstliche Zeit! Wie leicht geht man über Manches hinweg, was später drückt und beschwerlich wird. Auch meine ich, wir waren nachsichtsvoller gegen die Fehler Anderer, ehe die Alterswunderlichkeiten uns bewegten. Dieß sollte nicht seyn. Die Liebe sollte wachsen, nicht abnehmen. In Erdmannhausen habe ich die Reise nach England von Niemeyer gelesen, welche mich sehr angezogen hat, auch wurde unser Steckenpferd, die Politik, wacker geritten, und der

Atlas oft aufgelegt, hauptsächlich die Karte von Spanien und Griechenland. Wenn man ein Herz hat, so ist es doch nicht möglich, gleichgültig gegen das Schicksal ganzer Völker zu seyn. Lebe wohl, meine Liebe. Laß Dich doch auch zum Schreiben bewegen von Deiner treuen Ludovike.

Ludovike an Regine.

Ludwigsburg, den 25. Juni 1825.

Dein Besuch freut mich noch innig im Nachgenuß; er war viel zu kurz für die Gegenwart. Das Erinnerungsvermögen ist eine herrliche Gabe; besonders im Alter, wo die Phantasie fehlt, um Blumen auf den öden Weg zu streuen, da thut die Erinnerung schöner Stunden dem einsamen Herzen wohl.

Was macht die gute, arme K.? wie dauert mich diese gute Frau, wenn sie das verkehrte Wesen ihrer Tochter ansieht. Wäre das Mädchen zu häuslicher Thätigkeit angehalten worden, dieß wäre wohl ein Schutzmittel gegen ihren jetzigen Zustand gewesen. Der Mensch soll beten und arbeiten; dieß ist gesund für Körper und Seele. Das Mädchen durfte nicht kochen, die Mutter sagte, es seye schädlich für ihre Haut und die schönen Hände. Darüber ärgerte ich mich. Thätigkeit, wobei auch körperliche Bewegung stattfindet, verwahrt vor Phantasien und Narrheiten, die nicht ins Leben taugen. Wie viel wird in der Erziehung der Töchter gefehlt, wenn die Mutter ihre Tochter nicht fleißig zum Hauswesen anhält und die zarten Händchen schont. Die Tochter soll in Haus und Küche nur überall angreifen, dieß bringt ihr mehr Vortheile als alle Tändeleien, Dir aber möchte ich rathen, weniger zu arbeiten, Du thust über Vermögen, Du übertreibst Alles, das muß Dich entkräften; Du wirst nicht einmal ruhig essen, das soll nicht seyn, wir müssen auch unsere Erholung haben; auch dürfen wir die Früchte des Fleißes genießen, dieß will der liebe Gott gewiß nicht anders. Wie froh bin ich, daß ich keine Lektionen mehr geben muß, und mit dem kleinen Besitz von Geld und Gut zufrieden seyn kann! Du mußt nun auch bald genug haben; wenigstens nimmer so viele Lektionen geben.

Dein Pathe ist nicht besser, ich fürchte, wenn Du ihn besuchst, Du habest entsetzlichen Verdruß durchzumachen. Erwarte keine Aenderung der Gesinnungen bei diesem Mann, er wird bleiben, wie er ist, so lange er noch lebt, das nach menschlicher Ansicht nur noch wenige Tage seyn kann; aber dieß ist ein trauriger Trost für Dein fühlendes Herz, Du würdest sein Leben so gerne fristen, wenn Du könntest. Ich wünschte mit Dir sehnlich, daß er mit Friedens-

Gedanken Dir und der Welt gegenüber diese verlassen möchte. Ach, wie gut ist es, wenn wir am Abhang unseres Lebens mit liebendem Herzen stehen, wenn wir versöhnt sind mit Gott und den Menschen. Alles lassen wir zurück, aber die Schuld geht mit uns, wenn sie nicht vergeben ist. Du glaubst nicht, wie ich auch dießfalls immer ängstlicher werde; jedes kleine Unrecht, das ich zu begehen glaube, drückt mich entsetzlich. Ich bin auch von Natur zu weich und nachgiebig. Du hast viel mehr Charakterstärke, als ich, daher werden Dir auch einige weibliche Tugenden schwer, aber Du hast bei ihrer Ausübung um so mehr Verdienst, doch hievon will ich eigentlich nicht sprechen, denn Christus sagt: „Wenn ihr auch Alles gethan habt, so seyd ihr doch unnütze Knechte.“ In der heiligen Schrift finden wir doch überall Zurechtweisung, Belehrung und Trost. Nun lebe wohl! Voll Liebe Deine

treue Ludovike.

Ludovike an Regine.

Ludwigsburg, Sept. 1826.

Ich war sehr verwundert, als ich Dein Mädchen sah und hörte, daß sie wieder bei Dir seye. Ich wünsche nur, daß Du mit ihren Fehlern Geduld haben mögest; sie ist gar nicht gemein, man sieht sie gerne an, ihre Augen sind so klar und gut; man kann nicht glauben, daß sie Tücke habe, und doch konnte ich sie in den sechs Jahren, wo sie bei mir war, nicht durchschauen, sie war nicht offen genug. Wie schwer ist die Menschenkenntniß, wie viele Erfahrungen muß man gemacht haben, um richtig zu urtheilen und selbst dann können wir, wenn wir noch obendrauf Geist und Scharfblick genug haben, irren. Darum sind besonders die lieblosen Urtheile eine gefährliche Sache. Mit Vergnügen hörte ich, daß Du ausgehen und Lektionen geben kannst; da hat es keine Gefahr mit Deinen körperlichen Leiden, ich glaube gewiß, es ist viel Einbildung bei Deiner Krankheit: wie weit kann uns jene führen! Wenn Du nur bessere Augen hättest, daß Du Dich durch Lektüre und Arbeit zerstreuen könntest. Gesellschaft wäre auch gut, aber Du verlangst eben auch mehr, als man gewöhnlich findet. Kannst Du, so besuche uns noch vor dem Winter. Mit meinem armen Mann geht es kaum erträglich, aber von einer völligen Besserung kann ja leider schon lang nicht mehr die Rede seyn. Ach, wie viele Uebel treffen diese Maschine, ehe sie ganz zerfällt! Ich gönnte ihm die Auflösung, und doch möchte ich ihn nicht vermissen.

Der Verlust des verehrten Werkmeisters *) wird Dir schmerzlich seyn, da Du ihm näher standest. Mit großer Theilnahme las ich die öffentliche Anzeige von seinem Tod. So geht Eins um das Andere dahin, und uns graut vor dem Alleinstehen. Wir sollen uns, wenn es so kommt, mehr an Gott anschließen; dieß fühle und wünsche ich von Herzen. Lebe wohl! Voll Liebe Deine

Ludovike.

Ludovike an Regine.

Ludwigsburg, den 6. Okt.

Gestern erhielt ich mit inniger Theilnahme die traurige Beschreibung Deiner Gesundheitsumstände. So hätte ich's nicht erwartet. Meine Sorge, weil ich so lange ohne Nachricht von Dir blieb, war also nicht ungegründet. Verliere nur den Muth nicht, es kommt bald wieder besser. Wie oft denke ich an Dich, und rufe mir die Vergangenheit zurück, wo wir so oft beisammen waren und unsere Gefühle und Gedanken umtauschten, und uns gegenseitig ergänzten. Die Erinnerung an die Zeit, wo ich am glücklichsten war, facht jedesmal das schwache Fünkchen meiner Heiterkeit wieder an und giebt mir neuen Lebensmuth.

Der Zustand meines lieben armen Mannes ist von der Art, daß ich ihn keine Stunde verlassen kann, sonst würde ich Dich besuchen. Könnte ich Dir doch nur auch einige Erleichterung verschaffen! Trage Deine Leiden mit Geduld, und denke, daß Gott immer wieder hilft, wenn er auch eine Last auflegt. Daß Du Dir die Sorge, Deinen letzten Willen in Ordnung zu bringen, weggeschafft hast, ist recht gut. Was uns im Tod beunruhigen kann, muß man beseitigen, und nicht verschieben. Wie thöricht sind doch die Menschen, welche sich davor fürchten. Die gute St. machte ihren Testamentszettel, als ihr Geist schwach und öfter abwesend war, und machte so ungeschickte Bestimmungen, daß sie nun von gemüthlosen Menschen ausgelacht wird, was sehr unrecht ist, und mir wehe thut. Ich mahnte sie oft daran, auch ihr irdisches Haus zu bestellen, aber sie war voll Lebenshoffnungen, und kam nicht dazu.

Gieb mir doch Nachricht von Dir. Ich hoffe gewiß, es geht Dir wieder besser, und ich werde Dein Grab nicht sehen, wenn Du vor mir sterben würdest. O, nein, dieß wäre mir etwas Entsetzliches, ich, die Aeltere, möchte Dir in die Ewigkeit vorangehen und Dich dort erwarten, wenn es Gott gefallen wird, Dich von dieser unvollkommenen Erde abzurufen. Ich wünsche Dir von ganzem

*) Ein Gelehrter jener Zeit.

Herzen Besserung, Hoffnung und Geduld. Mein lieber Mann grüßt Dich mit mir innig. Deine

ewig treue Ludovike.

Ludovike an Reinwald, geb. Schiller.

Theure, liebe Freundin!

Seit der Zeit, daß ich Dir nicht geschrieben habe, ist sehr Schmerzliches über mich ergangen. Den 19. vorigen Monats wurde auch ich Wittwe. Ich will in keine Details eingehen, weil ich Dir vor Weinen nicht schreiben könnte. Du selbst, meine Liebe, weißt es, daß ein reiches Gemüth selten durch Vernunftgründe beruhigt werden kann, wohl aber durch geistliche Ergebung, welche mir, wie ich hoffe, auch geschenkt werden wird. Das Ende meines lieben Mannes war nach seinen vielen Leiden sanft, wie er mir zuvor öfter sagte, daß es kommen werde. Ich muß etwas Anderes anfangen, wenn ich schreiben soll.

Mit meiner guten Schwester gieng ich nach der Beerdigung nach Erdmannhausen, aber auch dort waren so viele Erinnerungen; ich mußte all den traurigen Umgebungen entsagen, und war so glücklich, mich wieder zu erholen. Ich bin jetzt allein hier und kann Dir schreiben, was ich zuvor tausendmal in Gedanken that. Nun solltest Du noch im Vaterland seyn, daß wir zusammenziehen könnten, nur mit Dir würde ich diejenige Ruhe finden, welche das Alter verlangt, unsere gleichen Gesinnungen, das innige, gegenseitige Vertrauen, die Bekanntschaft all unserer Verhältnisse von jeher, kurz, Alles wäre geeignet, unsere alten Tage so angenehm als möglich zu machen. O, wie bedaure ich Deine Entfernung! Wir sehen uns wahrscheinlich auf Erden nicht mehr. Nach St. mag ich nicht ziehen. Die Luft, die Gegend, die Stille und das Grab meines Mannes ziehen mich hier mehr an. Ich bin ernst und stille geworden, die gegenwärtige Welt gefällt mir gar wenig.

Schreibe mir bald, ich habe ein großes Verlangen, etwas von Dir zu hören. Lebe wohl, innig geliebte Freundin! Ach, hätte ich Dich hier! Welch ein Balsam wäre Deine liebende Gegenwart für mein verwundetes Herz! Ewig Deine

L. S.

Regine an Ludovikens Pflegtochter.

Ludwigsburg, 14. Dec.

Sie müssen, meine Liebe, nicht fragen: Wollen Sie kommen? Könnte ich so oft bei Ihnen seyn, als ich wünsche, Sie wären nicht

viel allein und Sie müßten all Ihre liebenswürdigen Tugenden zusammennehmen, um nicht müde an mir zu werden. Ich war letzten Samstag und Sonntag in einem Grad unwillig über das Versagen meiner Wünsche, daß ich mich vor mir selbst schämte. Sie können nicht glauben, wie es mir mit Allem geht, ich darf nur meine Hand in etwas haben, und es mißlingt. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich mich nie mit unbescheidenen Wünschen an das Glück machte, aber auch die unschuldigsten Wünsche werden mir versagt. Gegenwärtig tritt jedesmal irgend etwas in den Weg, wenn ich mich reisefertig mache, um Sie zu besuchen. Ich sehe wohl ein, daß dieß mein höchstes Mißgeschick ist, daß ich glaube, alle Annehmlichkeiten dieses Lebens haben sich gegen mich verschworen. Ich bin voll Mißtrauen, welches mir auch da den Genuß raubt und den Weg vertritt, wo ein vertrauendes Gemüth noch Blumen suchen und finden würde. Ich möchte allen Menschen zurufen: Schützet euch vor Mißtrauen. Dieses alles Glück störende, alle Freude raubende Gefühl sollte man wie die Pest fliehen. Sie, meine Theure, werden von dieser Krankheit verschont bleiben! Von liebenden Eltern erzogen, mit glücklichen Anlagen und einer Außenseite, welche die Menschen schon anzieht, ausgerüstet, von einem edlen, liebenden Gatten durchs Leben geführt, haben Sie nur von dem Neide manchmal etwas Bitteres zu empfinden. Aber Ihre Freunde treten mit ihrer Liebe schützend dazwischen und durch den weiten Kreis der Liebe, welcher Sie umgiebt, kann der beschränkte Neid nicht verletzend durchdringen. Könnte ich öfter um Sie seyn, es würde mir innerlich wohler werden.

Ich sehne mich so oft nach Ihrem stillen Dörfchen und Ihrem heimlichen Stübchen. Ich war freilich Winters noch nie bei Ihnen, aber ich stelle mir Alles so freundlich vor, daß weder Sturm noch Kälte unser friedliches Zusammenleben stören könnte. Wir plauderten, wir spielten einige Stunden Klavier, ich würde mein Spinnrad treten und meine junge Freundin würde mir etwas Schönes und Nützliches vorlesen. O, wie ganz anders ist mein Tageslauf! Doch dieß ist nun einmal meine Bestimmung, wollte Gott, daß ich sie auf die rechte Art erfüllte! Sie schreiben mir über ihre Tagesmittheilung und klagen, daß Sie nicht immer gewissenhaft darüber wachen. Mit wie viel Wehmuth habe ich dabei an mich gedacht. Seit sechs Wochen berühre ich mein Klavier nicht anders, als wenn ich meinen Schülerinnen vorspielen muß, ich entschuldige mich mit

meinen Augen, aber es ist auch da jene schädliche Verdrossenheit, welche mich immer wieder niederzieht zu meinen peinlichen Gewohnheiten.

Leben Sie wohl! grüßen Sie Ihren lieben Mann von mir, und bleiben Sie gut Ihrer Sie wahrhaft liebenden

R. Voßler.

Regine an Ludovikens Pflegtochter.

Letzten Samstag wollte ich endlich meine Sehnsucht befriedigen, Sie, liebenswürdige Freundin, nach langer Zeit wieder zu sehen. Ich wartete bis Abends fünf Uhr, hatte mein Schlafzeug schon in der Tasche, als der Himmel sich bedeutend trübte, und Nein sagte. Sonntag Morgens gieng der erste Blick nach den Wolken, und diese hörten nicht auf, lauter Nein auf mich herabzugießen. Es regnete gewaltig. Ich lehnte nun eine Einladung, nächsten Sonntag nach Stuttgart zu fahren, ab, weil ich mich künftigen Samstag um vier Uhr auf den Weg zu Ihnen machen werde. Ich freue mich sehr auf Sie, und da seit langer Zeit die Freude meinem Herzen so fremd geworden ist, so bin ich eigentlich selbst verwundert darüber. Wünschen Sie sich Glück, daß Ihnen das Gefühl der Freude noch so natürlich ist, es giebt Ihnen einen ganz besonders lieblichen Ausdruck, welcher auch auf Andere wohlthuend einwirkt.

Es ist mir sehr leid, meine Liebe, daß Sie Ihrem guten Mann Vorwürfe machten, daß er mir nicht genug Aufmerksamkeit erzeige. Läßt sich doch eine Gesinnung, welche ich bei Ihrem lieben Mann gegen mich gern vorausgesetzt hätte, nicht einzanken. Gewiß ist es, daß ich mit großer Betrübniß bemerke, wie sich die Menschen immer mehr von mir entfernen, und ich kann es ihnen nicht verargen, fühle ich doch selbst, wie sehr ich das Gegentheil von liebenswürdig bin. Nur von seinen ältesten Freunden sollte man sich Ausdauer versprechen können, aber auch da muß man schmerzliche Erfahrungen machen. Dieß sollte nicht seyn. Mein wahrer Freund muß aushalten, wenn ich an Körper und Gemüth krank, eine noch so traurige Gestalt habe. Weiß ich doch in aller Welt keine bessere Arznei aufzutreiben, als Freundestrost und Theilnahme, aber ich kenne nichts Gemüthverletzenderes, als sich in seinen gerechten Erwartungen getäuscht zu sehen. Verzeihen Sie mir, meine liebe Freundin, daß ich gleich über Alles so ernsthaft werde, ich weiß aber, daß sich Ihr duldsamer, theilnehmender Sinn nicht leicht ermüden läßt.

Kommen Sie bald hieher! Wahr ists aber, wenn Sie hier sind, hat man Sie nicht halb, man nimmt sich viel vor, das man auf eine angenehme Zeit verspart, und findet dann erst nicht die rechte Stunde dazu. Geht es doch mit unserem ganzen Leben so. Dank für die schönen Früchte Ihres Gartens. Kommt doch alles Süße von H—! Ihre Sie innig liebende

Regine Voßler.

Regine an Ludovikens Pflegtochter.

Ihr lieber Brief hat mir Freude gemacht, meine interessante Freundin! Wenn mich irgend etwas aus meiner unüberwindlichen Schreibscheu reißen würde, so wäre es der Wunsch, Briefe von Ihnen zu empfangen. Aber selbst, wenn mich der Schmerz, in meinen Wunden zu wühlen, nicht abhalten könnte, Ihnen zu schreiben, so würde es mir die Ueberzeugung, Ihrem theilnehmenden Gemüth Kummer zu verursachen, nicht erlauben. Was können sich Freunde sagen, wenn sie nicht von demjenigen, was ihre ganze Seele ausfüllt, reden dürfen? Das Gräßliche meiner Lage hat in den letzten Tagen durch die Unnatürlichkeiten meines Pathen, von welchen sich nicht sprechen läßt, seine höchste Höhe erreicht, und ich bitte Gott um die einzige Wohlthat, mir meinen Verstand zu erhalten. Genug hievon.

Daß auch Sie, meine Liebe, wieder leidend sind, bedaure ich recht herzlich. Es findet gewiß ein Mißverhältniß zwischen Ihren geistigen und körperlichen Kräften statt. In dieser untern Atmosphäre behält der gröbere Theil von uns das letzte Wort, und zwingt uns gewaltsam in seine Schranken. Ich meine, Sie bekümmern sich zu wenig um Ihren zarten Körper, ob ich Sie gleich darüber loben muß, daß Sie sich durch nichts um Ihre Lebensmelodie bringen lassen. Sie möchten dieß vertauschen, um was Sie wollten, Sie müßten verlieren. Im Vorübergehen will ich Sie, meine glücklich Geborne! bitten, mir Ihre sogenannten unrichtigen Reflexionen so mitzutheilen, wie sie Ihnen in den Sinn kommen.

Wie wahr ist Ihre Bemerkung über den Nutzen, welchen wir, wenn wir wollen, aus unserm Leiden ziehen können. Ich, meine Liebe, werde sehr spät oder gar nie zu jener christlichen Philosophie gelangen. Ich hätte einen tüchtigen Vorrath sammeln können, denn an Leiden und Unannehmlichkeiten fehlt es mir nicht — aber der Gebrauch, welchen ich auch davon mache, ist total gegen alle Vorschriften der Weisheit. Es muß sich aber Jeder mit seiner eigenen Natur durch dieses Leben schlagen, der Eine trägt seine Ladung gefaßt und kräftig, der Andere keucht mit derselben Last unter Striemen und Wunden, und bricht vor der Zeit zusammen.

Ich muß abbrechen. Leben Sie wohl, liebenswürdige Freundin! und gedenken Sie in Liebe Ihrer

R. Voßler.

Regine an Ludovikens Pflegtochter.

Ludwigsb., d. 13. April.

Meine liebe Freundin!

Wenn ich mir etwas Angenehmes erweisen will, so denke ich an Sie und an meine Wanderungen zu Ihnen. Es kommt nicht leicht ein Sonntag, an welchem ich mir nicht sage: bald darfst du dem Zuge deines Herzens folgen, und deine meisten Sonntäge in H— zubringen, bis dahin habe Geduld!

Ich muß mich bemeistern lernen, nicht unbillig gegen meine andern Freunde zu werden, und will daher nächsten Sonntag einen Pflichtgang machen. Im Ganzen aber thut mir's wohl, daß ich doch noch etwas weiß, das mir Freude macht.

Ich muß Ihnen sagen, daß mir die Verstimmung Ihres guten Mannes, welcher Sie wegen seiner Gesundheit besorgt macht, tröstlich ist. Ich kenne diesen Zustand zu gut und schon länger, als meinen gegenwärtigen abgelebten, oder besser ausgelebten; Sie sehen, ich weiß ihm keinen Namen zu geben. Ich habe meine Verstimmungen für zu besiegende Untugenden gehalten, kann es aber dem ruhigen, gediegenen Charakter Ihres lieben Mannes begegnen, daß er sich nicht immer in der Gewalt hat, so will ich von mir nicht sprechen. Kann ich doch zu meinem Trost nichts Besseres thun, als auf die Schwächen Anderer zu lauern, um die meinigen zu entschuldigen. Ich glaube, meine Liebe, daß es sehr langweilig seyn muß, wenn man den Andern immer von sich reden hört, aber es ist eine ganz eigene Sache, wer sich viel mit sich selbst beschäftigt hat, wer den Wunsch ernstlich hatte, an seiner Veredlung zu arbeiten und sich so rettungslos zurückkommen sieht, ohne steuern zu können, möchte eben doch immer noch etwas für sich finden, und so kommt es, daß ich mein Ich nie aus dem Spiele lasse, und wenn ich jetzt nicht abbreche, so mache ich wieder fort. Also schnell etwas Anderes.

S. hatte einen recht vernünftigen Gedanken, Sie mit vierstimmigem Gesang zu regaliren, ich bin überzeugt, es bewegte Sie angenehmer, als die schwerste Sonate oder die künstlichst gesetzten Variationen. Mir geht es so. Mich rühren vier schöne Männerstimmen, die sich gut eingesungen haben, so sehr, daß ich nichts darüber sagen kann. Könnte ich manchmal durch einen vierstimmigen Gesang, für die Martertöne *), welche ich den Tag über hören muß, schadlos gehalten werden! Doch ich beschäftige mich schon wieder mit mir selbst. Leben Sie wohl, meine liebenswürdige Liebe!

Ihre treue

Voßler.

Ludovike an ihre Pflegtochter **).

Liebste Freundin!

Was kann ich Dir sagen, meine Liebe, kann ich Dich trösten? Ach, nein, ich kann es nicht. Weinen muß ich mit Dir, denn ich

*) Sie meint die Mißlaute, welche sie beim Unterrichtgeben hören mußte.

**) Die Pflegtochter verlor ihr einziges, hoffnungsvolles Töchterchen durch einen unerwartet schnellen Tod.

fühle Deinen Verluft. Welche Lücke in Deinem Herzen, in Deinem häuslichen Glück, in Deinem ganzen Leben! Wie ganz anders mag es jetzt bei Dir seyn, als in jenen schönen Tagen, wo das kleine, holdselige Wesen um Dich herumspielte, und seine seltenen Anlagen, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, Dich erfreuten! Mit aller Vernunft und christlicher Ergebung fühlen wir eben doch den tiefen Schmerz und dürfen ihn fühlen; Du wirst Dich ihm nicht auf eine unchristliche Weise hingeben, denn Du weißt ja, wer Dir diese Wunde geschlagen hat!

Der zarte, ich möchte sagen, durchsichtige Körper dieses ungewöhnlich schönen Kindes war der raschen, geistigen Entwicklung desselben nicht gewachsen; ich hatte gleich bange für sein Leben, als ich es sah und den für sein Alter überreifen Verstand beobachtete.

Du wirst ihm die höhere Pflege, in welcher es nun steht, von Herzen gönnen, ob Dich gleich sein Verlust unbeschreiblich schmerzt. Wie viel und welch harten Verletzungen ist ein so zartes Wesen auf dieser Erde ausgesetzt, und welchen Schutz genießt es jetzt!

Schone doch Deine zarte Gesundheit, denn an Deinem Leben hängt das Glück Deines edlen Mannes und das Deiner lieben Eltern, auch Du bist ihr einziges Kind. Für Deinen lieben Mann bin ich weniger besorgt, wenn Du ihm bleibst; seine Ergebung in den Willen Gottes erhält ihn aufrecht, und die Männer haben doch mehr Kraft, als wir. Mit Verlangen erwarte ich Nachricht über Dein Befinden. Findest Du Erleichterung, wenn Du Dich über Deinen Schmerz aussprichst, so schreibe mir, Du kennst ja meine liebende Theilnahme, mit welcher ich in allen Lagen Deines Lebens bleibe Deine treue mütterliche Freundin

Ludovike Simanowiz.

Ludwigsburg, den 15. Sept 1818.

Die Pflegtochter an Ludovike.

Ja wohl ist es meinem schmerzlich bewegten Herzen Bedürfniß, mit Ihnen, verehrteste Freundin, über meinen großen Verlust, welchen freilich der Gewinn meines theuren Kindes aufwiegen sollte, zu sprechen. Die menschliche Natur soll zwar nicht aufhören, die Schmerzen zu fühlen, aber sie sollen, wie der Apostel Paulus sagt, eine friedsame Frucht wirken; darum will ich mich halten, wie an jeden Wink, welcher mir den rechten Weg zum Himmel zeigt, wo nun der Liebling meines Herzens wohnen darf. Sie werden mir erlauben, meine mütterliche Freundin, Ihnen auch einige Züge aus dem jungen Leben meiner verklärten Ottilie mittheilen zu dürfen. Das Gebet und die Erinnerung, welche noch in ihrer ganzen Frische die nur zu schnelle Entfaltung den Geistesblicken des lieben Kindes zeigt, sind die einzigen Erquickungen, die mein tief verwundetes Herz genießt. Diesen Sommer war meine Kindsjungfer Johanne verreist, um Verwandte zu besuchen; sie hatte nur acht bis zehen Tage Erlaubniß auszubleiben. Ottilie sprach täglich von ihr; nach acht Tagen suchte sie Blumen, und machte Kränze auf ihre Ankunft. Als sie nicht kam, klagte Ottilie sanft: Meine Blumen welken, und Johanne kommt nicht! Ich sagte

im Scherz: Johannens Ungehorsam soll nicht ungestraft bleiben. Ottilie wurde erst nachdenklich, dann nahm sie meine Hand, küßte sie und sagte bittend: Ach, liebes Mütterchen, strafe sie nur nicht, sie wird es ein andersmal nicht mehr thun. Johanne blieb noch sechs Tage aus, und in dieser Zeit kam weder Johannens Name noch irgend eine Klage über Ottiliens Lippen, so groß auch ihre Sehnsucht war. Welch zarte, schonende und doch reflektirende Liebe von einem dreijährigen Kind!

Jeden Sonntag durften einige Bauernmädchen, die, um mit ihr fortzukommen, jedenfalls älter seyn mußten, als sie, mit ihr an ihrem kleinen Tischchen zu Mittag essen. Da durfte sie ihnen die Speise vorsetzen, und an ihrem kleinen Tisch dieselben Rechte ausüben, wie ihre Mutter am großen. Dieß machte ihr viel Freude. Da hörte ich unter den drei Kindern folgendes Gespräch: 1) „Die Ottilie ißt ja ihre guten Sachen nicht, was ist ihr denn?" Friederike: „Ja, sie sieht ganz trotzig aus, und wir haben ihr doch nichts gethan." Ottilie: „Es schmeckt mir nicht mehr, weil Friederike gelogen hat, und das Lügen ist doch eine so große Sünde. Ich muß Dir nur sagen, Friederike, daß Du nicht mehr zu mir kommen darfst, bis Du wieder brav bist. Wer lügt, kommt auch nicht in den Himmel, und im Himmel ist es sehr schön." Dieß Alles sagte Ottilie mit großem Ernst, und verließ ihre kleine Gesellschaft. Nach meiner Untersuchung fand es sich, daß das kleine Mädchen wirklich absichtlich gelogen hatte.

Als ich diesen Sommer mit Ottilie im Garten Erdbeere suchte, hüpfte eine ungewöhnlich große Kröte aus dem Gebüsch beinahe in Ottiliens Schoos, mir entfuhr ein Ausruf des Schreckens, sie wurde leichenblaß, und sagte sanft: Mütterchen Du weißt ja, daß solche Thiere nicht beißen, das Thier wollte mir nichts thun! Ach, wie oft beschämte mich dieser gute Engel! Er wird nicht aufhören, mir zum Segen zu werden. Den Abend, ehe sie erkrankte, gieng sie mit ihrem Vater im Garten spazieren, der Himmel war sehr klar, da richtete sie ihre großen Augen empor, und sagte: Ich möchte mich nur in dieses Blau hineinwickeln! Dieser Wunsch wurde ihr sehr bald erfüllt, denn sie legte sich noch an demselben Abend, und wurde den folgenden Tag Mittags 11 Uhr in jenes Lichtreich versetzt, welchem sie schon während der drei Jahre irdischen Daseyns angehörte. Noch viel ähnliche Züge wüßte ich Ihnen zu erzählen, aber bei aller Theilnahme können sie Andern doch nicht seyn, was sie mir sind. Ich fühle mich sehr unwohl. Meine lieben Eltern wollen mich auf einige Zeit zu sich nehmen, aber ich kann meinen guten Mann nicht verlassen und hange an jeder Stelle, wo das theure Kind weilte; so daß meine Entfernung eine zweite Trennung wäre, welche mir neue Schmerzen verursachte. Unser Pilgerleben ist jedenfalls kurz, ein großer Trost für Leidende. Mit kindlicher Liebe und Hochachtung Ihre arme

Fr. B.

Ludovikens letzter Brief an Regine.

Ludwigsburg, den 26. Juli 1827.

Zwei Briefe erhielt ich heute von Dir meine Liebe! Tausendfachen Dank für Deine Theilnahme, welche Du mir so thätig und liebend beweisest.

Du machst Dir rücksichtlich meiner Pension so viele Mühe mit mir, wie treu und aufopfernd ist Deine Freundschaft. Ich schicke Dir meine Bittschrift, ich mache mir keine Hoffnung, um so mehr würde mich die Gewährung erfreuen, ich bin aber auch zufrieden, wenn die Bitte versagt wird.

Frau v. H. schrieb mir folgendes: „Die Theilnahme und Liebe der Voßler für Sie hat mir den Gewinn gebracht, sie bei mir zu sehen, was mich sehr erfreute, da ich mich so gerne an den Sonnenblicken dieses herrlichen, kräftigen Geistes erquicke, und was hat sie für ein redliches, reiches Gemüth! Es würde mich sehr freuen, wenn sie mir ihren Umgang schenken wollte, ich würde sie als die Ulme betrachten, an der ich schwaches Epheu emporranken könnte."

Du siehst, wie Dich Fr. v. H. fühlt, versteht und hochachtet. Würdest Du Dich an diese treffliche Frau mehr anschließen, Du hättest manchen Genuß.

Ich habe unter meinen Geschwistern den Verlust meines Mannes etwas leichter ertragen, war auch zuweilen heiter mit ihnen. Doch das leidende Bild meines Mannes kann ich fast keine Minute aus der Seele bringen, wenn ich gleich weiß, daß er nun Alles überwunden hat, und im Frieden ist. Hätte er weniger gelitten, so wäre ich vielleicht weniger betrübt, aber so erinnert mich beinahe jeder Schritt an ein Leiden von ihm. Ich verließ meine Geschwister bälder, weil ich Dich auf einige Tage besuchen möchte, und auch noch Manches in meinem kleinen Hauswesen zu besorgen habe; hier muß Alles in Ordnung seyn, sonst bin ich nicht ruhig, die Gewohnheiten hängen dem Alter fest an, dieß empfinde ich besonders gegenwärtig. Wenn ich ausgehe, so fühle ich immer eine gewisse Bangigkeit, wie ich sie hatte, als mein lieber Mann noch lebte, ob er mich nicht mit Ungeduld erwarte u. s. w. Ach, und wenn ich nach Haus komme, ist Alles leer und still.

Es ist mir eine freundliche Aussicht, Dich bald sprechen zu dürfen. Mit innig dankbarer Liebe Deine ewig treue

Ludovike.

Verbesserungen.

Seite 10, Z. 6. v. oben l. „Matth. 15." st. 16.
— 28, Z. 7. v. unten l. „er sich" st. sich er.
— 56, Z. 10. v. oben l. „Wehen" st. Wesen.
— 109, Z. 3. v. unten l. „eingelesene" st. reingelesene.

Ludwigsburg den 8. Nov. 93.

Ich habe es lang den anhaltend schweren Leiden Ihres
liebe wegen wollen, mein vortrefflich Freund
Sie an das Versprechen zu mahnen, das
Sie mir mündlich auf der Solitüde gemacht
haben, mir Nachricht für das Ergehen
Ihres Umgangs zu gönnen, und unsers
Freund Familien sey mit mir zu sagen. Vers
mögen Sie Ihnen das Ihnen
angeklärt, und es scheint, daß wir schon
lange zu fassen haben. Glauben Sie mir
aber, daß die meine Liebe mahnen, und
Sie ernstlich bitten werden. Ich wünsch Ihre
liebe Gemahl, sich unsern alten Freundschaft
zu erinnern, und Sie zu mir zu begleiten.
Sie sollen mir beide herzlich willkommen sey.
Alle die Meinige sagen mir auf, ihr
Ihnen aufs beste zu empfehlen, und sind
unsern Versöhnungsrole

Ihr gehorsamer

F. Hölderlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klaiber, Friederike

Ludovike (Simanowiz) Ein Lebensbild aus der nächsten Vergangenheit geschildert für christliche Mütter und Töchter unserer Tage von der Herausgeberin des Christbaums. Mit Originalbriefen von Schiller, Therese Huber u. ihren Zeitgenossen. Mit einem Titelkupfer

Stuttgart 1847

Biogr. 1095 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066970-8